This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

W. Bölsche

Liebesleben in der Natur

Zweite Folge

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

W. Bölsche · Das Liebesleben

in der Natur · Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe

2. Folge

[redacted] Marie Rabel

THIS HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES,
REFORMATTING, 1991. SEE S.U.L.
CATALOG FOR LOCATION.

W. Bölsche • Das Liebesleben

in der Natur • Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe
Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld • 1. bis
4. Tausend • Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig
1900

STANFORD LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung in fremde
Sprachen, sind vorbehalten

403364

STANFORD LIBRARY

Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort

Ich habe in dieſem Buche einmal von den verſchiedenen Schichten geſprochen, die ſich wie Quadern eines uralten Gebirges in unſerem Liebesleben aufeinander lagern. Ich möchte dieſes Bild im Kleinen brauchen auch für mein Buch ſelbſt. Mit dieſem zweiten Bande lege ich eine Quader gleichſam unter meinen erſten. Auch der erſte handelte ja im Kern der Idee ſchon vom Menſchen. Wenn der zweite dieſen Stoff nun abermals und energiſcher aufnimmt, ſo iſt ſein Zweck hauptſächlich, eine Stufe weiter in die Tiefe zu bauen. Vom Menſchen reden, heißt nicht: an die glatte Oberfläche der Natur tauchen, ſondern erſt recht in den geheimnisvollen Grund. Angedeutetes ſoll in dieſem zweiten Teile weiter eingebohrt werden und Zuſammenhängendes ſtützt ſich darunter. Ein dritter Band wird bei Luſt und Laune das Fazit nochmals eine Station ins Innerlichſte hinein ziehen. Inzwiſchen kann aber auch dieſer zweite Teil, wie ſchon der erſte, ſehr gut für ſich allein geleſen werden. Wer das will, ſogar ohne den erſten zu kennen, dem wiederhole ich, was dort ſchon einleitend geſagt iſt. Mein Buch geht an Denkende, an ſolche, die denken wollen, denen eine Weltanſchauung ſo wichtig iſt, wie das tägliche Brod. Wenn ich einen Ertrinkenden retten will, ſo ziehe ich mich nackt aus und kümmere mich den Teufel darum, ob jemand daran Anſtoß nimmt. Solche Ertrinkende ſind wir uns aber untereinander, ja es iſt einer in jedem ſelbſt, den es zu retten gilt, — zu retten durch ſplitterfaſernackte Ausſprache über alle Dinge Himmels und der Erden in der Form, wie ſie ſind. Wer den nötigen innerlichen Ernſt der Situation mitbringt, für den brauche ich nicht noch beſondere Feierlichkeiten der Rede, eine künſtliche Erhabenheit, die einfach eine Dummerei wird, ſobald reine, echte, gerade Menſchen beiſammen ſind, — gerade weil dieſe beiſammen ſind. An ſie

wende ich mich, ohne Mätzchen und Posen, weil ich ein höheres Gefühl der Achtung meinem Leser entgegen bringe. Über den engeren philosophischen und naturwissenschaftlichen Inhalt meines Liebesbüchleins mag manches grüne Gras noch wachsen. Es giebt halt jeder, was er hat. Aber auf den Ton, wie von solchen Dingen gesprochen werden sollte und hier gesprochen wird, lege ich Gewicht. In diesem Sinne hat es mich gefreut, daß der erste Teil so viele und warme Freunde gefunden hat. Ich habe darin eine Gewähr gesehen für eine doch fort und fort bestehende innere nackte Keuschheit unserer Zeit, die wir als ein Palladium des Menschheitsfortschritts brauchen.

Friedrichshagen bei Berlin,
am 151. Geburtstage Goethes,
28. August 1900

Wilhelm Bölsche

Inhaltsübersicht

Seite 1—38. Walpurgisnacht. — Im schwarzen Kiefernforst. — Der Mensch, der vom Affen abstammt, und der Mensch, der nicht von ihm abstammt. — Adam und Eva der Erkenntnis. — Das Ungeheure: der Mensch. — Von einer roten Flamme. — Ein Sturm in der Urwelt. — Die Liebe des Erdgeistes. — Kaspar Hauser. — Der Schritt in die Finsternis. — Gott und Staub. — 8000 Meter unter dem Spiegel des Ozeans. — Die Welt in einem Stäubchen Haselsamen. — Vor der Venus von Milo. — Der alte Bettler auf der Märchenbrücke.

Seite 39—58. Dein weiser Leib. — Die Haubensteißfüße auf dem blauen See. — Ein Frühlingsbad. — Das ewige Weltenkind. — Was deine Zellen wissen. — Die Liebe auf Salas y Gomez. — Warum der arme Leib geschwiegen hat. — Die Liebessprache der Blumen. — Der weise Leib erzählt.

Seite 59—73. Wie der Mensch wurde. — Der Mensch als Nebelfleck. — Ein Sprung aus dem Fenster. — 1500 Millionen kleine Monde der Erde. — H_2O. — Das Märchen der Vulkaninsel. — Tier oder Pflanze? — Der erste Mund. — Die Weisheit des Asters. — „Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt."

Seite 74—84. Der Mensch als Fisch und Molch. — Das Brett vor dem Kopf. — Die Philosophie des Neunauges. — Deine Haifisch-Schnauze. — Die Urgeschichte des Ruderns. — Wie Arme und Beine erfunden wurden.

Seite 85—109. Von der Eidechse zum Affen. Wenn der Fisch Luft schluckt. — Im rosigen Licht. — Eine weltgeschichtliche Mission des Krötenfußes. — Der Kinderlaut der Menschheit. — Persephone. — Der nackte Leib. — Das Schicksal in der Hand. — Vom ehrsamen Herrn Swinegel. — Homunkulus. — Wie der Gibbon das Problem löst.

Seite 110—123. Das Liebes-Individuum. — Ein Spiel mit der Zeit. — Die Wirklichkeit als eine soziale Übereinkunft. — Die Geschlechtsteile als Lehrmeister. — Zwei Individuen als eines. — Du bist aus kleineren Individuen aufgebaut. — Geteilte Seelen. — Eine Milchstraße des Lebens. — Von der Seele des Samentierchens.

Seite 124—140. Höhere Lebenseinheiten. — Der Bien. — Dryas. — Vom Korallenstock. — Der Menschenstock. — Liebe deinen Nächsten! — Goethe-Personen. — Qualle Nr. Eins und Qualle Nr. Zwei. — Eine Mähr vom Verleger und Reporter. — Das transatlantische Kabel. — Menschheitsseele? — Amor und Psyche.

Seite [illegible] — [illegible] — Das Liebesmahl und der Liebesgenuß. — Scham bei den Völkern. — Die Frau Venus. — Symbolik. — Die Liebe der Tiere. — Das Weib und das weibliche Kind. — Die Jungfrau. — Ursprung und Bedeutung des Kusses. — Der Liebe Dauer. — Gleichheit der Sprache in der Liebe. — Lust und Leid im Kuß. — Der Kuß des Judas Ischariot. — Kuß anstatt von den Augenlidern. — Lippe und Zahn als Schönheitsorgane.

Seite [illegible] — [illegible] — Es pfeife ein Vogel, wie er pfeifen will. — Schande ist es in der Liebe nicht. — Die erzwungene Verschwendung der Jungfrauschaft. — Wie es dem Weibe in der Liebe — [illegible] — Zweihundert Männer Blutschande. — Von Buddha der die Ehe gestraft. — Das Verschwinden der Scham. — Ursache der Scham. — Die Weiber als Schamtier. — Von Erfindung der Kleider. — Buddhas Traum. — Das Gebären. — Im Schmerzhaus der Natur.

Seite [illegible] — [illegible] Das Erwachen durch den Geliebten. — „Weib und gewaltiger Gott.“ — Eine Freudenmädchen. — Geschichte! — Die Heimkehr in den Tempel. — Von der Liebe in der Wüste. — Die unverdaubare Kammer im Kuchen. — Kampf ums Dasein unter den Samenfäden. — Wie die Menschheit auch einmal zu retten ist. — Schwangerschaft. — Der große Sturm. — Rede am Grabe der Geliebten. — Wie andere Völker schmecken. — Das Frauenfleisch des Schlachters. — Von Schmerz auf einem Gastmahl. — Aus der Legende der Martyrinnen. — Die Entdeckung der Vagina.

Seite [illegible] — [illegible] Der Freuden-Hain. — Bei Genien und Abenteuer. — Eine Lachens-Stunde. — Die Liebesgrube. — Aus dem Buche der Chronik des Liebeshofes. — Lesbien Ausfahrt. — Eine Nacktheit in Liebe. — Eine Feier der Lüsten. — Wie die Weiber den Gatten zwingen. — Unmenschliches vom Tanzen. — Drei Liebesfeste in der Fischerei.

S. [illegible] — [illegible] Die Liebesgeste. — Die Zeugung durch die Haut. — Die Liebe im Magen. — Wie die Liebesdolde sich bildet. — Kreuzung des heiligen Grals. — Männhausens Not. — Die Liebesgeste des Neunauges. — Das Altertümliche im Weibe. — Die Liebesgeste und die Urngeste. — Zur Philosophie des Widerwärtigen. — Wesen und die Wasserkatze. — Naturgeschichte des Urins. — Wie Jonas aus des Walfischs Bauch entrinnt. — Der Nierenkanal. — Hermaphroditos. — Ein Kunststück der Molche. — Letzte Epronik von der Liebe und der Niere. — Die Afterliebe. — Vom Kloakentier. — Zur Philosophie der Päderastie. — Ende der Kloakenliebe.

Seite [illegible] — [illegible] Das Liebesglied. — Ein Exkurs vom Feigen-

blatt. — Meluſine. — Zur Theorie des Unſittlichen. — Was uns heilig ſein ſollte. — Der Amphioxus. — Ein Kuß in der Panke. — Das Beißen in der Liebe. — Edith Schwanenhals. — Die Liebe mit Armen und Beinen. — Der Krötenprinz. — Die Fiſchfloſſe als Geſchlechtsglied. — Das Afterglied als Preisaufgabe. — Der Molch experimentiert. — Die Blindwühle experimentiert. — Der Operngucker der Eidechſe. — Die beſtachelten Kreuzottern. — Das Krokodil. — Von der Samenrinne zur Samenröhre. — Die Störche zu Goſen. — Das Schnabeltier. — Das Känguruh. — Eine Rutſchpartie im Mannesleibe. — Der Hund. — Der Triumph der Gliederlöſung. — Zur Äſthetik des Liebesgliedes. — Wie es beim Weibe ging — Das geheimnisvolle Rudiment. — Runenſchrift der Weltgeſchichte im Weibe.

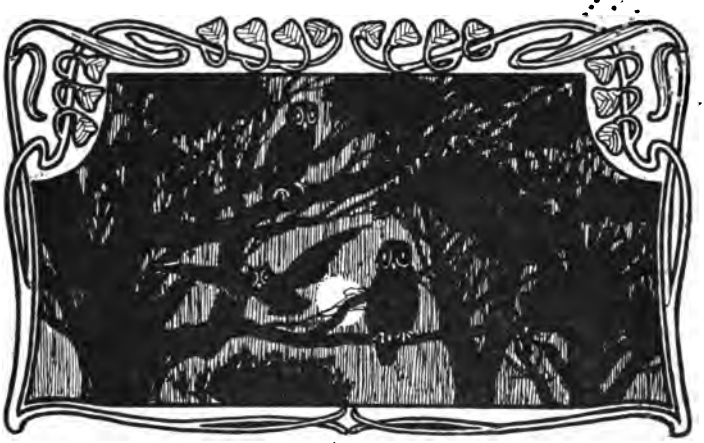
Seite 293—325. Die Liebesluſt. — Im dunkelſten Gebiet. — Worin du Fachmann biſt. — Das Nadelpiken und die Luftwelle Au! — Die Kuckucksuhr als Menſch und der Menſch als Kuckucksuhr. — Die Wolluſt der Amöbe. — Was iſt der Tod für eine Empfindung? — Die Liebesluſt auf der Wanderſchaft. — Philoſophie der Haut. — Haut und Liebe. — Eine Prieſe Schnupftabak. — Naturgeſchichte des Kitzelns. — Der verliebte Froſch. — Wie die Luft vergeiſtigt wurde. — Ein Triumph des Individualiſierens. — „Der“ Mann und „das“ Weib.

Seite 326—339. Intermezzo. — In den Wolken. — Peſſimiſtiſches. — Multatuli. — „Singen die Würmer mit?“ — Ein Weltenflug. — Am Luftufer. — Auf dem Mond. — Die Volva. — Der Erdſtern. — Saturn. — Farbige Sonnen. — Die Welt ein Sternpunkt. — Träume des Übermenſchen. — Trübe Welt! — Das Samentierchen und die verglühende Welt. — Erlöſung.

Seite 340—394. Ein Kapitel von Liebe und Kunſt. — Im Zwinger zu Dresden. — Von der Madonna zu den Paradiesvögeln. — Was der alte Geßner weiß. — Herr Alfred Ruſſel Wallace. — Farbenrauſch. — Paradisea Rudolphi. — Was heißt Schönheit? — Im Gehirn eines Vogels. — Die Hochzeitslaube der Chlamydodera. — Das Schönheitsideal des Paradiesvogels. — Vom Wettlauf des Haſen und Swinegel. — Frau Starmatz. — Ein Gedanke Darwins. — Kampf ums Daſein und Kunſt. — Die Liebeswahl ſchafft Schönheit. — Für und wider Darwin. — Ein rhythmiſches Prinzip im Organiſchen? — Der Geiſt in der Materie.

Zum Buchschmuck

Wie im ersten Teil, so sind auch in diesem zweiten für die Randleisten vielfach richtige naturgeschichtliche Objekte zu Grunde gelegt. Die Leiste auf S. 29 zeigt drei zierliche Kiesel-Skelette von Radiolarien (einzelligen Urtieren des Meeres) in starker Vergrößerung. (Links oben Circostephanus coronarius, in Naturgröße nur 0,5 mm lang; rechts oben Oroscena Gegenbauri; unten Acanthodesmia corona; alle drei Bilder nach Ernst Haeckels Monographie der Radiolarien). S. 39 zeigt zwei Haubentaucher oder Haubensteißfüße, merkwürdige deutsche Schwimmvögel; näheres darüber steht im Text. S. 99 ein Igel S. 108 ein langarmiger Gibbon-Affe beim aufrechten Gang; näheres im Text. S. 124 eine sogenannte Siphonophore oder Staatsqualle, eine zusammengewachsene Colonie von Quallentieren mit Arbeitsteilung. Links am Anfang eine Anzahl Schwimm-Quallen. Darauf folgend an dem beschuppten Hauptstamm abwechselnd blütenartige Freß-Quallen mit nesselnden Fangfäden und kleinere spitze Tast-Quallen mit kleineren Fühlfäden. An vier Stellen des Stammes sitzen traubenförmige Klumpen von Liebes-Quallen, längliche Männchen und rundliche Weibchen; näheres im Text S. 128, sowie im ersten Bande S. 218—225. S. 165 Lotosblumen. S. 213 Kugelfische. S. 340 zwei Arten von Paradiesvögeln. Oben der große Paradiesvogel (Paradisea apoda) mit den langen gelben Prachtfedern; unten der kleinere Königsparadiesvogel, der im Text genau beschrieben ist. S. 355 der erst in neuerer Zeit bekannt gewordene König Alberts-Paradiesvogel mit seinen wunderbaren blau-weißen Ohrfedern, die viel länger sind als der ganze Körper.



Walpurgisnacht.

Die Eulen rufen im ſchwarzen Kiefernforſt. Sie locken ſich, folgen ſich, antworten, — eine ſchaurig-luſtige Zwieſprache. Jetzt ganz fern wie ein einzelner harter Metallklang. Jäh dann dicht über uns als grelles geſpenſtiſches Meckern. Das ſchläft nicht und hat den ganzen Wald zu dieſer Stunde vor Morgengrauen für ſich allein.

Halt, hier jetzt nicht weiter. Zwiſchen den kohlrabenſchwarzen Säulen ſpannt es ſich wie ein ſenkrechtes weißgrünliches Tuch herab. Wie dürre Spinnenarme dringt es dagegen vor. Halte dich feſt an ſolchem Spinnenarm, ſetz dich rittlings darauf. Es ſind Kiefernwurzeln, die wie Polypen frei über den Sandſturz hängen. Das Ufer geht hier hohl und ſteil hinab. In dieſer Nebelmaſſe, die greifbar wie eine bleiche Wand unmittelbar gegen dich ſteht, ſteckt der See. Es iſt etwas Mondlicht in dem Nebel, von ferner Silberſcheibe irgendwo hinter dir über dem Walde. Du riechſt den herben Nebelhauch wie Geruch eines dampfenden Ungetüms, das auf moorigem Schilfufer liegt und pruſtet; der ganze Sumpfgrund, in den es ſich eingeſielt hat, raucht mit herauf.

Und doch in all der kühlen Feuchte etwas wie besonderer Zauber.

Eine ganz leise Süße, die wie mit zartestem Geisterfingerchen deine Stirn rührt. Von den kleinen jungen grünen Kräutern, die da unten unsichtbar blühen. Aus dem Wald, vom tiefsten Leben dieser schweigenden Bäume. Aus der Moorerde, selbst dem fahlen Sande hier. Ein fast unhörbar kleines Knistern wie von tiefem Regen, Wühlen, das auch die graue Nebelnacht nicht hemmt. Walpurgiszauber. Durch den Nebel zieht Blütenstaub. Im Schilf schlummert Liebe. Die harzigen Zweige segnen, sie sind wach. Frühling. Die Natur läutet, ganz, ganz leise, summend . . . . .

Was sagtest du? Der Mensch stammt vom Affen ab?

Ja, das pfeifen heute die Spatzen auf den Dächern.

Der Professor doziert es. Der Philister fängt an es zu glauben. Und die Kinder Gottes und die Kinder der Welt liegen sich darüber in den Haaren. Und doch: die größere Masse der Menschen ist furchtbar damit hereingefallen. Denn der Satz lautet für sie gar nicht so.

Die Frage ist, ob wir uns in uns selber schon aus dem Affen entwickelt haben.

Ob wir, jeder für sich, wirklich schon Menschen sind.

Die wahre Grenze zwischen Tier und Mensch liegt nicht im Grau uralter Tage, zwischen Schädeln, von denen der eine in seinem Gehirnraum den anderen um ein paar Kubikzentimeter überragt.

Sie geht mitten durch die Menschen von heute wie ein ungeheurer blutiger Schnitt.

Sie scheidet den Menschen, der Erkenntnis sucht, von dem Menschen, der bloß lebt.

Der Mensch, der bloß lebt, ist heute noch keinen Zoll hinaus über das Tier. Er kann gar nicht von ihm abstammen, denn er ist es noch. Er sitzt wie die Made unter der Käseglocke, vor sich diesen endlosen Käseberg des Lebens. Er frißt und stößt und behauptet sich, abwechselnd mit Maden-Stolz und Maden-Resignation. Bisweilen prallt er wider die große steinharte Glasglocke, dann flennt er, weil ihm etwas auf den Kopf gefallen sei, für das er dann einen Namen erfindet, irgend einen alten Zauber- und Schamanen-Namen seiner Ammen-Erziehung. Der Mensch der Erkenntnis schlägt mit seinem ersten Stoß die Glocke ein. Und sieht Sterne leuchten, Welten, Milchstraßen.

Jener Mensch ist noch das Spiel von tausend unbegriffenen, blind in ihm wirkenden Trieben, Vererbungen, Anpassungen, Schutzmitteln, Vorsichten und Rücksichten des Übergangsmenschen. Alles, wie es das Tier genau so hat. Der andere Mensch aber hat seinen ganzen Wert schon auf eine einzige Schluß-Anpassung gestellt: bewußtes Denken über die Welt. Das hat kein Tier. Dieser Mensch ist über das Tier hinaus.

Gerade dieser Mensch mag mit Ruhe sich sagen, daß seine uralten Ahnen einst wirklich Tiere waren auch im Äußeren noch, mit Haaren und Krallen und Schwänzen wie in der Legende der Satanas. Ihn stört das nicht. Ist er doch selbst heraus, und das ist die Hauptsache.

Er schaut in die Jahrtausende der Kulturentwickelung zurück.

Und immer dort schon die zwei Ufer.

Ein kleines Häuflein, das überspringt. Das sind Menschen. Kein äußerer Rang bestimmt sie. Beileibe nicht, als wenn sie hinüberspräng en auf dem Sprungbrett von Kronen, Wappen und Scheinen. Nackte Seelen sind es, aber mit einem leuchtenden Blick, mit einem Blick der Sehnsucht, der eiserne Ketten schmilzt wie Schnee. Die Besten aller Zeiten sind herüber. Buddha war ein Mensch. Sokrates war ein Mensch. Epikur

war ein Mensch. Spinoza war ein Mensch. Sie alle stammten vom Affen ab, — sie hatten ihn überwunden.

Die da drüben mögen sich prügeln oder auch beruhigen bei dem Satz: immer behalten sie Unrecht und immer bleibt er ein Stachel für sie. Sie stammen nicht von Göttern ab, wie sie möchten. Sie sind Tier, kein Gottessohn. Aber sie stammen auch noch nicht ab von diesem Tier. Sie sind es selber noch. Vor Jahrtausenden gab es schon Menschen, die nicht mehr Tier waren. Heute noch gibt es Menschentausende, die noch nicht Mensch sind.

Dieser Schnitt, dieser rotblutige Schnitt, diese wahre Geburtswunde von nur lebendem Tier und erkenntnissuchendem Menschen, geht aber durch jedes Sondergebiet auch, das du dir im Menschlichen wählst.

Wir reden von der Liebe.

Von der Liebe des Menschen jetzt.

Du sagst, der Mensch kommt vom Affen herauf. Und tiefer noch. Von so und so viel Tieren. Bis zur Ur-Zelle herab. Darwin lehrt das. Eine neue Weisheit unserer Tage setzt hier ein. Und von hier will auch das Liebesproblem des Menschen also neu angesehen sein. Aber du mußt dir, ehe wir davon reden können, jenes eine zuerst ganz klar stellen.

Auch in der Auffassung der Liebe geht der Schnitt zuerst durch Mensch und Mensch.

Mensch im Alltagssinne und Denk-Mensch. Schaust du hier klar, so siehst du sogar sofort noch ein Besonderes für unseren Fall.

Walpurgisschauer der Natur wehen in dieser einsamen Träumerstunde um dich her. Wirf dein Erkennen über Bord. Lebe nur. Sei einer jener Menschen, die noch nicht eigentlich Menschen sind. Schwimme, taumele, plätschere im einfachen Leben. Und nun in dieses Leben Walpurgisrausch. Ein Weib in deinem Arm — und sonst nichts mehr. Liebe. Nicht ein Erkenntnisbegriff. Wilde That. Nun wärst du eins mit dieser

Natur ringsum. Was trennt dich von dem Blütenstaub, der durch die Lüfte rinnt, von dem verliebten Kauz, der da oben in den Kiefern ruft, von all dem Sehnen und Gähren in Vogel und Wild und Blume und Baum bis zur Muschel in diesem nebelverhangenen Seegrunde hinab? Sie wie du, du wie sie.

Armer Thor!

Auch das ist nur eine Täuschung.

Du bist noch Tier. Aber du bist nicht mehr das ganze Tier. Du bist noch nicht Mensch. Aber auch du gehst verhüllten Hauptes schon auf der Straße zum Menschen an. Auf jene blutrote Messersschneide an. Gerade du, der du bloß leben willst, lebst und liebst nicht mehr wie Baum und Muschel und Eule dort. Um dich hat sich ein ungeheures Korsett gewickelt, aus all den Versuchen, Pfadfindereien, Anpassungsexperimenten der Stufe zwischen echtem Niedertier und echtem Höhenmensch.

Auch in deiner Liebe und vor allem da.

Du willst frei lieben in heiliger Sommernacht, ohne Erkenntnis, ohne Gedankenlicht. Und was umkrallt dich wie die Hydra der Sage? Angst, Sorge, Verschämtheit, Prüderie, moralische Gewissensbisse aller Art, Millionen Formen, Engungen, Zweifel. In Schweiß und Qualen liegst du fest. Nicht mehr Baum und Muschel, — noch nicht Erkenntnismensch. Leben willst du in der Liebe, — und ein dunkles Rot zieht über dein treues Angesicht. Röte der Scham. Such dir die Muschel da unten im Nebel, frage das Samenstäubchen der Rainblüte, das in Sehnsucht auf diesen Walpurgislüften schwebt: ob sie erröten in ihrem Liebestraum? . . . . .

Eine alte Legende klingt, mit einer erschütternden Wahrheit. Allerdings nur einer Teil-Wahrheit. Die Legende ist ja auch alt und hatte von den Dingen der Menschheit nur erst einen Teil. Adam und Eva sind im Paradiese. Nackend, aber froh. Sie leben und lieben wie Muschel, Blume und Baum.

Harmlos. Ihr Leben ist ihr Denken, es giebt kein Zweierlei, kein Alt und Neu. Aber im Paradies wächst der Baum der Erkenntnis. Sie essen davon nur einen Apfel. Da fällt es auf sie wie ein Schauer. Ein Engel mit dem Feuerschwert steht vor dem Natur-Paradiese. Und sie sind im öden Felde, einsam. Und sie sehen, daß sie nackt sind. Ihre Liebe ist Sünde. Sie flechten sich einen Schurz und verhüllen ihre Geschlechtsteile. Sie sind nicht mehr wie Muschel, Blüte und Baum. Sie sind verjagt, verloren, herabgesunken, verflucht ....

Hier schließt die Legende. Es ist das Märchen von Jahrtausenden der werdenden Menschheit. Aber die Legende schließt, nicht weil sie aus ist, sondern weil man damals noch keine Fortsetzung wußte, als man sie erfand.

Heute noch stehen Tausende und Tausende hier und sie halten, wie recht ist, darum auch noch die Legende hoch als heilige Tradition, die nie weiter gehen kann. Aber in diesen Jahrtausenden ist jenes bewußte kleine Häuflein hinübergeklettert über jenen roten Spalt ins neue Gebiet. Und sie haben die Fortsetzung gefunden, mit der die Legende erst Wahrheit wird.

Adam und Eva hatten an der Erkenntnis genascht, aber nicht resolut davon sich genährt. Sie waren erst der Vormensch. Nicht mehr Tier. Noch nicht Mensch. Das einfache Leben ging ihnen verloren, aber auch die Erkenntnis hatten sie noch nicht anders als einen Mund voll, gerade genug zuerst zur Bitterkeit. Hier begann denn eine lange, lange Wanderschaft. Eine lange, tiefe, schwere Entwickelung. Aber eines Tages kamen Adam und Eva zurück vor die Paradiesespforte. Sie waren wieder nackt und lachten über den Bärenpelz, den sie sich damals in namenloser Angst um die zitternden Hüften gewickelt. Über ihre neue Nacktheit strömte aber jetzt etwas wie diamantener Schein. Sie waren jetzt wirklich Menschen geworden, Menschen, die Erkenntnis forderten, und nicht bloß naschen wollten. Und vor dieser Forderung schmolz der alte Seraphin mit seinem Schwert wie ein Schemen dahin. Sie

traten in das Paradies und lagerten ſich unter dem unendlichen grünen Baldachin des Baumes der Erkenntnis. Jedes Blatt war eine Milchſtraße und jede rote Blüte war eine neue Stufe der Entwickelung. Im Schatten dieſer Blätter und dieſer Blüten gab es keine beſchämende Nacktheit mehr. Die Erkenntnis war wieder ſplitterfaſernackt wie eine Maienroſe, der auch der Verſchämteſte keine Schwimmhoſe überziehen wird. Und doch war ſie dieſe Roſe nicht mehr. Sie war Menſch.....

Nur wenn du dieſen Schluß der Legende begriffen haſt, kannſt du mit mir gehen auf jene weite, öde, ſchwere Heidewanderung, die Adam und Eva jenſeits des Paradieſes durchzumachen hatten. Die Geſchichte der menſchlichen Liebe von dem Punkte, da der Menſch dumpf empfand, daß er kein Tier mehr ſei, — bis zu dem Punkte, da er nicht mehr Tier war. Von der Stunde, da Adam und Eva ein Schürzlein über die Organe zogen, die ihnen am meiſten noch Tier zu ſein ſchienen, — bis zu der Stunde, da die ſtille, ſegnende Erkenntnis im Angeſicht der ewigen ſilbernen Weltallsſonnen dieſes Schürzlein lächelnd wieder hinweghebt und ſpricht: „Ich war Tier; ich bin es nicht mehr; weshalb ſchäme ich mich?“

Wir haben von Heringen, Stichlingen, Eintagsfliegen geredet, vom Seeſtern und vom Bandwurm, von der Spinne und von der Bienenkönigin. Eine große Menagerie der Liebe. Jetzt erſcheint ein ganz neues Bild. Unſer Glas, mit dem wir beobachtet haben, wird zum Spiegel. Und im Spiegel ſtehſt du ſelbſt. Endlich bloß noch du. Du allerdings in deinem größten Sinne. Du in deiner tief geheimnisvoll zerſpaltenen Zweiheit, die gerade durch die Liebe erſt Einheit wird, — als Mann und Weib. Du im Stammbaum deiner Jahrtauſende, als ungeheurer Organismus, der Völker treibt, wie ein Birnbaum grüne Blätter, und Kulturen wie Blütenſchnee. Von dem dieſe Völker wieder herabregnen wie gelbes Laub und die Kulturen fallen wie ausgelebte weiße Blütenblättchen, deren Liebesdienſt erfüllt. Und der dann beide wieder neu treibt auf einem höheren Aſt.

Hat dich der Gedanke ſchon einmal bis ins Innerſte durchſchauert: der Menſch ſteht vor dir?

Denke dich auf einen Moment hinab in die grüne Meerestiefe. Da wimmelt und glotzt und ſchwimmt all jenes krauſe Tierzeug, von dem wir geſprochen haben. In ſeine Höhle gewühlt der ſchwarzblaue Seeigel. Rote Seeſterne in dicken

Lappen auf dem Sand. Eine Seeanemone, der feuchtweiße Leib knorpelig weich gekrümmt, leises Spiel in den Tentakeln oben, die wie ein halbgeöffneter Blumenkohl vorquellen. Ein silberblauer Fisch beugt die goldig purpurnen Florideenblätter auseinander. Eine rosenrote Qualle steigt in langsamen Stößen wie atmend die smaragdene Wassersäule hinan. Und nun mit einem Ruck, oben ganz hinaus aus dieser Spukwelt: freie Fläche, auf der der Wind spielt; schwärzliche Klippen; wildes Inselland mit kreischenden weißen Möven; und auf der Klippe sitzt ein junges Menschenmädchen, die nackten Füßchen im Wasser — und singt, — über die Felsen, zu den Möven und dem Wind hinauf. Der Mensch . . . . .

Oder du wanderst durch einsame Gebirgsöde. Ein wildes Thal zum Paß. Jenseits der Baumgrenze. Gelbliche, zerschrundene, von der Erosion zerfressene Felswände, an denen oben nur graue Watteballen von Wolken träge wie angeklebt hängen. Ein ganz weißzerschäumter Bach neben dir, dessen Lärm jeden anderen Laut tötet. Unter deinem Tritt biegen sich widerspenstig kleine, zähe Alpenrosenbüschel wie tiefgrüne Besen. Im blaßblauen Himmelsausschnitt über dir schwebt ein Raubvogel. Alles ist riesig, urweltlich, wie auf fremdem Planeten. Und da plötzlich du . . . . du meinst, du siehst dich selbst, den punktgleich winzigen Wanderer, der da Schritt für Schritt diese Gebirgsöde emporklimmt. Und jählings erscheint dir der Mensch als das ganz Ungeheure.

Was ist das Stückchen grünes Aquarium voll Seegezeug, was sind die paar Felsen mit ihrem Wolkenrauch! Das Gehirn des kleinen Mädchens dort ist eine unendlich viel wunderbarere Ozeanstiefe. Dein Gedanke, der in Bergschrunde taucht, ist das Mysterium; in ihm ist alles: der Fels, der Adler, die Alpenrose, Urwelt und Gegenwart.

Nun sage dir aber, daß das ein *erstes* Mal da war. In ganz fernen Tagen — und zum ersten Mal als etwas *Neues* dieser Mensch . . . . Eine Stunde ohnegleichen. Die alte

Erde, um die Sonne sich rollend, grünend, in der Walpurgisfreude irgend eines Frühlings, wie schon so viel tausend und tausend Mal — und da der Mensch auf ihr . . . .

Die Nebel dort unten über dem See wallen und ziehen. Ein leiser Wind hat sich aufgemacht, wie ein allererster Vormorgengruß. Drüben ist auf einmal ein Stück Weite wie aufgehaucht in dem weißgrünen Nebelfeld. Ein schwarzer Riß. Und in dem Riß geisterhaft einsam schwebend, wie zwischen Himmel und Erde, ein rötliches Licht. Von dem kleinen Dorf herüber, das dort unsichtbar am Seeseingang in der Nacht hängt. Der Nebel greift darunter und darüber mit weißem Arm. Wenn er den Arm etwas sinken läßt, wird er es wieder begraben.

Und mir ist, der Blick gleitet durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende zurück, — immer in diesem grünen Nebel und vor diesem roten Licht, zurück und zurück. Wie eine leise Musik läutet der Gedanke in mich hinein aus all dem Nebel, der uralte Philosophengedanke: daß die Dinge der Welt eine ewige Gegenwart sind, ein ewig Heilig-Seiendes, und daß nur der gewordene Mensch den Zeitbegriff wie ein verschiebbares Mikroskop gegen diesen unermeßlichen Weltenteppich lenkt, bald aufwärts, bald abwärts, als Vergangenheit, als Zukunft, als Jetzt . . . . . .

Das Mikroskop schiebt sich und schiebt sich — über schnurgrade Eisenbahnlinien, deren feuchtes Metall zwischen dem roten Haidekraut und dem rauchschwarzen Kiefernforst blitzt, — über alte, schlechte, sandige Landstraßen, auf denen der Postwagen rumpelt, — über Ritterburgen und bunte gothische Fenster, — über wilden Wald, in dem ein Einsiedler betet, während draußen die Wölfe heulen und fern der Kriegsschrecken tobt, — über wendische Götzen, vor denen rotes Blut aus

einem ſchneeweißen Menſchenkörper in ein Opferbecken rinnt, — über grüne germaniſche Grenzverhaue und glimmernde Steinringe auf der Höhe, um die der Wachholder wie Cypreſſen ragt . . . . und dann hinein in den ganz ſchweren, ganz tiefen, ganz farbloſen Nebel.

Stimmen ſind darin, geſpenſtiſch wie aus dem Nichts.

Der Schrei des Wildſchwans, der im hohen Röhricht des Sees niſtet. Ein dumpfes Brüllen: der Siegesruf der rieſigen Katze, des Höhlenlöwen, der ein Rhinozeroskalb erlegt hat. In ſchweren Ballen rollt der Nebel durch ſchemenhaftes Geäſt ungeheurer Urwaldbäume und ſinkt ab gegen den düſteren Waldſee. Und da wieder das rote Licht. Die Heerdflammen des Diluvialmenſchen. Sein eigenes Licht. Flamme, die wie ein Haustier gezähmt bei ihm lebt. Künſtliche Flamme, die er ſelber zu entfachen weiß. Und in deren Glanz er liebt . . . .

Der Stern der Menſchheit!

Ein neues Lied. Eine neue Zeit. Eine neue Liebe.

Noch nie hatte die Erde mit ſolcher Flamme geleuchtet. Dieſe alte Erde, die ſelber vielleicht wie ein Tropfen herabgeronnen war aus uraltem Licht.

Wie der Nebel jetzt gegen den See ſich ſenkt, läßt er die Höhe frei. Und wie durch ein zerreißendes, in Fetzen überall abgleitendes Leinen blitzen drüber die Sterne auf. Der wunderbare Himmelsbogen, durch den die ſilberne Milchſtraße mit dem zitternden Wellenſchlage der Äonen fließt. Die goldene Kapella, der rote Arctur, die weiße Wega.

Eine blendende Silberlilie des Alls wie dieſe Wega war auch die Erde vielleicht voreinſt. Langſam dann glühte das Silber zu Gold, bis ſie wie Kapella ſtand. Und wieder das

Gold gewann einen roten Schein wie bei dem Arctur dort. Rotglut kündete die nahende Nacht. Über dem blanken Schild wölkten sich periodisch rostrote Flecken, in denen die gährende Materie sich zu festen chemischen Verbindungen gattete. Wie der Wunderstern Mira im Bilde des Walfisches, der auf lange Monate sich ganz vor unserem Blick verbirgt, um später doch immer noch einmal zu roter Vollglut aufzubrennen, mag sie zeitweise schon ganz verschwunden sein, um sich dann nochmals aufzuraffen, gleich dem Funken an einem Kerzendocht, der noch einmal ganz grell glimmt, ehe er jäh versagt. Dann aber war die Lichtrolle fürs ferne Weltall endgültig aus. Nie mehr leuchtete die ganze Kugel, — nur das Sonnenlicht floß fortan mattgoldig an der einen Seite hin, ließ im Jahreslaufe das Weiß bald der einen, bald der anderen polaren Eiskappe erblinken und malte um die Ränder der dunkeln Kugel abwechselnd das blutige Rot seiner Dämmerung. Und auf die Nachtseite fiel nur wie Gespensterglanz einer toten Welt der Silberhauch des Mondes, — selber erborgtes Licht. Nur wie Funken hier und da von unten ein letztes Grüßen eigener Sonnenkraft. Aus dem tobenden Vulkan brach die Lava wie ein flüssiger Rubin und hellte auf Nächte die Meeresfläche mit heißem rotem Schein. In der Atmosphäre zuckte es von blauen Blitzen. Grüne und violette Sternschnuppen und Feuerkugeln verpufften wie die Explosion eines Streichholzköpfchens an dem ungeheuren sausenden Luftball während seiner Sonnenfahrt, periodisch sogar zu blendendem Feuerwerk vereint. Von den magnetischen Polen aus ergoßen die Nord- und Südlichter sich in langen bunten Bändern gegen den Bauch der Planetenkugel hin. Dann aber allmählich noch viel diskreter, geheimnisvoller eine ganz feine Lichtwirkung höherer Art wie ein Besinnen des ausgeglühten Sternes auf einen völlig neuen Weg zum Licht.

Schwarz, ohne ein Atom Mondsilber die See. Da auf einmal, als hebe sich von unten eine smaragdgrün schillernde Wolke aus den Wassern selbst herauf. Goldsterne, groß und

klein, sind hinein verwebt. Und der ganze Ozean erwacht zu lebendigem Lichte. Meerleuchten. Es ist lebendiges Licht. Myriaden winziger Wesen, zum Teil Einzeller der allerniedrigsten Art, treiben den grünen Glanz aus ihrer lebenden Körpermasse selbst hervor und größere Tiere schaukeln sich wie brennende Zapfen und Kugeln in dem allgemeinen Tag. Das Leben hat das Licht erobert, — erobert am eigenen Leibe zunächst. Bis in die tiefsten, grauenvollsten Schlünde dieses Ozeans trägt es seine Flammen hinab. Um rote Seesterne rinnt es auf dem Meeresgrunde wie ein grüner Rasen von Licht, die Tierkolonie einer Rindenkoralle scheint elektrisch blaugrün durchglüht, der Tiefseefisch Malakosteus stößt grüne und gelbe Lichtstrahlen wie mit einem Scheinwerfer unmittelbar unter dem empfangenden Lichtorgan, dem Auge, hervor. Droben auf dem Lande, im schwarzen mondlosen Urwald aber schwirrt gleichzeitig der Cukujo, der Leuchtkäfer, dessen goldgrüner Stern heute noch eine Laterne ersetzt und Bücherschrift lesen läßt.

Noch aber eine ungeheuere Zeit. Und dann die rote Flamme. . . . .

Auch dieser rote Stern der Heerdflamme da drüben, um den die Löwen der Diluvialzeit brüllen und der Singschwan schreit, ist lebendiges Licht. Er wird sein Leben bewähren. Die Baumriesen des Urwaldes werden zusammenkrachen wie vom Blitz zerspellt und an ihre Stelle wird die Großstadt treten, ein blaues Meer von elektrischem Licht. Wie eine Schlange mit leuchtenden Schildern wird der Nachtzug auf den Eisenschienen durch die Länder sausen. Lichtsignale werden über die Ozeane fliegen. In die doppelte Nacht des Bergwerks, das im Grabe der Steinkohlenperiode wühlt, des Tunnels, der die Granitquader eines Schneegebirges teilt, werden weiße Lichtbänder fließen. Das unterseeische Bot wird mit seinen Scheinwerfern wie eine Sonne in die Abgrundswelt der Polypen, Seesterne und Tiefseefische tauchen. Licht wird dem Menschen aus jedem gestoßenen Steine strömen, zum goldenen Quell des

Lichtes wird ihm der leiſe Fall der Waſſerwelle zerſtieben, Licht wird ihm der begrabene, verkohlte Farrnwald der Urzeit entzünden. Im Lichte, das ſein Apparat zerſpalten, wird er leſen wie in einem Buche, wer die Sterne ſind und was die Welt gebaut hat, ehe er ſelber war. Vor dem Lichte wird er in die Kniee ſinken, — als Kind vor dem brennenden Dornbuſch, in dem Jehova ſpricht, — als Mann vor der ewigen Gotteskraft der Natur, die in Lichtwellen wie Menſchenhirnen kreiſt.

Menſchen ſind es, die dieſes rote Sternchen dort hüten, — die wunderbare letzte Lichtgeburt des erlöſchenden Planeten. Der Menſch iſt da!

Schwarz-gelbe Wetterwolken häuften ſich an. Raſend wie ein apokalyptiſcher Reiter ritt der Sturm voran. Mit elementarer Wucht brach er in das dröhnende Geäſt des Urwaldes, den noch keine Kultur berührt. Morſche Stämme, welk wie Zunder, die nur das Rankenwerk von Schlingpflanzen noch ſtützt, regen ſich geſpenſtiſch, wanken. Jetzt ſtürzt die Windsbraut in das offene Feld, alles beugend, in Wellen vor ſich her legend. Das gelbe Gras bäumt ſich, trockene Diſteln krachen, am Sumpfſee klirrt und raſſelt das braune Schilf und Binſenvolk. Nun ein Schwefelſchein und ein Donnerſchlag und weithin anhaltendes rotes Leuchten. Die große Eiche, die anlehnenden morſchen Baumruinen brennen, der Urwald ſchwehlt und dampft. Und der Wind wirft das Feuer in die verſengte Steppe. Weithin am Horizont eine ungeheure blutrote Garbe. Großes Getier flieht trappelnd vorbei, aufgeſcheuchte Vögel ſauſen als ſchwarze Schatten der feurigen Helle voran. Jetzt aber zerbricht mit einem Ruck der dräuende Wolkenſchlauch. Unendlicher Regen. Die Flamme erſtickt im weißen Qualm. Und die gelbe Wolken-Aegis zerreißt. Blauer Himmel. Der letzte Qualm treibt mit den Nachtwolken ab, die Brandſtätte wird zugänglich. Da kommen Tiere aller Art

zurück, angelockt durch köſtliche Beute. Überall verkohlte, angeſengte, gebratene Leichen. Raubzeug macht ſich darüber her, vierbeiniges und geflügeltes, der Wolf, der am Boden ſchleicht, wie der Falke, der aus den rauchigen Lüften ſtößt. Wiederkäuer lecken die ſalzige Aſche und wärmen ſich auf dem wohlig erhitzten Feld. Aber noch ein beſonderes Weſen hat das Feuer erlebt und genutzt. Die Nacht iſt gekommen, nur die ſtillen Sterne ſtrahlen. Hier und da ein Glühwürmchen in unberührter Waldestiefe. Dort aber eine rote Flamme, immer noch. Eine einſame, — fernab von allem großen Brand. Der Menſch hat ſie gerettet. Mit unendlicher Sorgfalt hütet er ſie. Die wilden Wölfe haben nur heute wohlfeilen Braten, der in köſtlicher ſchwarzer Salzkruſte angerichtet iſt. Er wird ihn haben, ſo lange die gerettete Flamme ihm bleibt. Immer wieder wird das Wild, das ſein Pfeil erlegt, an dieſer köſtlichen Flamme, — „ſeiner Flamme“, — ebenſo gebraten werden. Und das gebratene Fleiſch, der gebackene Fiſch werden ſich konſervieren, — länger als es ſonſt je geglückt. Heiliges Gut: dieſe Flamme. Der Wandernde muß ſie mit ſich führen wie einen Talisman. Und er entdeckt, wie das geheimnißvoll ſegnende Weſen, das rote Feuer, zu nähren, zu erhalten iſt auch auf einer Wanderſchaft. Im ausgehöhlten Rohr, im hohlen Stabe wird glimmendes Holzmehl mitgeführt. Um ſolches Mehl zu ſchaffen, wird Holz fein zerrieben, aneinandergerieben, Holz in Holz gebohrt. Da zeigt ſich, daß das raſch gemahlene Holzmehl ſich ſelber ſchon entzündet, glimmt, verkohlt, — nach Geſetzen der Umwandlung von Bewegung in Wärme, die uns heute erſt als ſolche offenbar geworden ſind. Und der Menſch begreift, daß man Feuer nicht nur bewahren, daß man es auch erzeugen kann! Er ſchlägt ſich den Stein zur Waffe zurecht. Den Stein, den Du ſelbſt eben hier im Sande fandeſt: den Feuerſtein. Funken ſprühen. Nun den Zunder dazu, und die Flamme leckt. Wieder iſt eine Art gegeben, wie jenes künſtliche Zeugen des Feuers zu einem Akt

des Willens und der Herrschaft wird. Und die rote Flamme glüht, wann immer der Mensch es will und wo er es will. Prometheus ist er, der die Himmelsleuchte im hohlen Stabe trägt, — nicht mehr blindes Tier, das bloß beutelüstern auf die Gelegenheit der verbrannten Steppen stürzt, sie einmal genießt, aber nie wieder zu finden weiß. Der Mensch weiß es immer wieder neu.

In diesem „immer wieder neu" steckt der ganze Mensch.

Hundertmal verlöscht ihm der Herd, hundertmal zündet er ihn wieder an. Hundertmal bricht ihm der Speer, bricht ihm die Steinwaffe entzwei: hundertmal baut er sie sich neu. Denn die Dinge sind ihm Werkzeug, nach außen projiziertes Organ, das er beliebig erzeugen kann.

Er braucht nicht den leuchtenden Leib des Johanniswurms, nicht die fest in die Körpermasse eingewachsene Laterne des Fisches Malakosteus. Sein Gehirn umschließt das alles in der einen gedanklichen Möglichkeit: daß er sich außen in den Dingen der Welt Licht, Feuer erzeugen kann, so oft er will.

Er braucht nicht das Horn des Rhinozeros, nicht das Gebiß des Löwen am eigenen Leibe. Denn sein Gehirn und seine Hand bauen ihm Horn und Reißzahn zu jeder Stunde aus jedem Feuersteinsplitter. Diese ganze unendliche Ansammlung stahlharten Gesteins, das die Gletscher der Eiszeit aus der Kreide von Rügen und Moen herausgesägt und über die Ebenen Nordeuropas ausgestreut haben, ist sein Gehörn und sein Gebiß, womit er Nashorn und Löwe als Herr sich unterwerfen wird.

Nashorn und Löwe zuerst — und zuletzt die ganze Erde mit allem, was auf ihr lebt.

Er wird die vollkommene Anpassungsform dieser Erde sein. Mit seinen Werkzeugen baut er sich einen neuen Riesenleib. Seine neuen Nerven spannen sich als elektrisches Netz über die Länder, auf dem Ozeansgrunde laufen sie als

Kabel von Erdteil zu Erdteil. Seine projizierte Muskelkraft sprengt als Dynamit Berge auseinander, bewegt als Hebelkraft Eisenblöcke, vor denen die Wucht eines Elefanten zum Tippen einer Kinderhand wird, gebraucht einen Niagara für seine Zwecke wie der Affe einen grünen Urwaldzweig. Seine Stimme hallt auf dem Telephondraht unendlich viel weiter als der lauteste Donner rollt. Im Riesenfernrohr des Lord Rosse, dessen Spiegel zweieinhalb Quadratmeter und dessen Rohr siebzehn Meter mißt, starrt sein Gigantenauge in die Welt der Nebelflecken und holt sich den Mond bis auf fünfzehn Meilen herab. Im Mikroskop faßt er den Bazillus, dessen Durchmesser nur den zweitausendsten Teil eines Millimeters beträgt. Ein Angriff seiner neuen Glieder, der Werkzeuge: und die Wasser des Mittelmeeres ergießen sich durch das Rote Meer in den Indischen Ozean; die Kartoffelpflanze aus einem Winkel Chiles breitet sich über ganz Europa aus; Wälder werden abgesägt und eine ganze Gegend erstarrt zur wasserlosen Karstöde, ändert alle ihre Wasserläufe, bekommt ein neues Klima, oder umgekehrt: es wird ein Kanal gezogen und die Wüste blüht, das Schlammmeer trocknet aus, — die Fata Morgana und der Fliegende Holländer werden zum wirklichen Orangenwald über blauem See und zum weißen Segel des Kulturschiffs, das Anker wirft, wo einst Karawanen verdurstet sind. Keine Grenzen auf der ganzen Kugel giebt es diesem Märchenleibe mehr. In die Tiefen bohrt er sich wie eine ungeheure Wurzel, in die Lufthöhe reckt er sich, wie der höchste Sonnensproß.

Eine kurze Frist noch: und dieser ganze sausende Planet mit seiner Hunderttausendtrillionenzentnerlast gehört ihm, wie einem Künstler seine Statue gehört, die bloß einstweilen noch in der Gußform steckt. Jede Sekunde Sonnenfahrt der Kugel mehr auch ein Hammerschlag mehr gegen die rohe Hülle, der das Kunstwerk, sein Werk, befreit. Hörst du den leisen Pfiff der Lokomotive, der fern her über die Wälder kommt? Der Hammer tanzt auch jetzt in stiller Nacht und die morsche Deck-

masse bebt, — seine Erde, die Menschenerde blitzt durch den Spalt. Er ganz angepaßt an sie, die absolute Anpassung, die höchste, die das Leben erreicht — und dann der große Wechsel: sie sich anpassend an ihn. Beide unlösbar verwachsend: der Mensch Erde, die Erde Mensch. Die Erde sein Leib, der Mensch ihr Geist . . . . .

Von der Liebe dieses Erdgeistes sollen wir reden.
Auch er ein Liebeskind, im Weltenbann der Liebe.
Aber welche Liebe hat ihn gezeugt? Wo und wann?

Dunst, Qualm, Nebel. Aus dem Nebel kommt das rote Licht der Herdflamme, um die sich Menschen der Diluvialzeit kauern. In den Nebel geht die große Frage. Es ist der Mensch selber, der hochentwickelte Mensch, der nach seinem Geburtsdatum fragt. Seine Städte funkeln von Licht, seine Stimme rauscht über Erdteile und Ozeane. Vor ihm das All, zu dem er sich mit seiner Erde schwingt. Auf das Sternbild des Herkules trägt ihn die Sonne zu. Und er selber ein Herkules. Wunderländer des Wissens, der Freiheit, der Liebe dehnen sich im Lichtduft der Zukunft vor ihm aus. Er wird sie erobern, wird in ihnen wohnen. Unter wehenden Palmen, über rauschenden Brunnen. Ein Königskind des Sonnensystems. Unter märchenhaften Fügungen hat er sich emporgekämpft. Er hat sich selber das ungeheuere Schwert geschliffen. Und dann hat er es in den Winkel gestellt, daß Staub darauf sinkt. Und hat sich mit Rosen bekränzt und goldene Lieder angestimmt. Und hat mit leuchtenden Augen das Licht der Sonnen und Milchstraßen getrunken. Zu sich selber ist er als Gott herabgestiegen, der im Sturm einsetzte und schließlich im leisen Wehen kam. Als Buddha hat er sich getröstet, als Christus sich versöhnt. Als Kepler und Darwin hat er die Welt in sich auf-

genommen. Als Goethe hat er den Grundstein gelegt zu seiner eigenen Überwelt. Und nach Jahrtausenden, deren Brausen ihm noch im Ohr klingt, steht er immer erst noch wie ein Jüngling da. Nicht wie Moses, der das gelobte Land einmal in seinen Abendfeuern sieht und stirbt. Sondern wie Moses das Kind, das im Rohrschifflein auf dem heiligen Strom erwacht und mit großen morgenhellen Augen über den Teppich roter Lotosblumen starrt.

Und dieser Mensch jetzt greift sich an die Stirn.

Woher er selbst?

Wie ein toller Zecher beim Bacchusfest, dem auf einen Moment aller Lärm fern verhallt und die Fackeln dunkler glühen. Er besinnt sich dumpf. Wie kamst du hierher? Was bist du überhaupt?

Es giebt zwei Wege zur Antwort.

Je nachdem du den rechten gehst, hast du auch den Schlüssel zur Liebe des Menschen in der Hand. Zu der Liebe, die ihn gezeugt hat. Und zu der Liebe, die noch heute in ihm zeugt.

I

Der eine Weg führt ganz durch den Geist.

Er ist ja so stark, dieser Menschengeist. Wie soll er nicht auch dieses Geheimnisses Lösung in seiner Tiefe haben. Du gehst langsam durch den Nebel da unten hin. Nichts vor Augen. Den ganzen Blick inwendig. Und sinnst.

Was weiß ich selbst als Einzelner, wenn ich vierzig Jahre im rauschenden Leben stehe und auf einmal still halte, in mich gehe, mich selber frage — was weiß ich aus mir selbst von meiner Geburt?

Durch mein Leben klirrt eine Kette abwärts von Erinnerungen. Zuerst eine Masse ganz hell, ganz nah noch. Handlungen, Bilder, Personen, Landschaften, Schmerz, Glück,

ungeheure Dummheiten, die ich als überwunden fühle, einzelne brauchbare Staffeln, die hinan führten. In allem aber ganz unzweideutig „ich“. Das geht hinab und hinab. Nun wird es immer blasser, immer undeutlicher. Handlungen tauchen auf, die mir doch schon fast fremd sind. Auch innerlich fremd. Man hat ja allerhand Blödsinn begangen, weil man es nicht besser wußte. Aber kann ich je so herzerweichend dumm, so grün, so „kindisch“ gehandelt haben? Noch tiefer — und es sind nur noch Schemen da. Eine schwarzgoldige Tapete in einem fremden Zimmer. Ein Garten, wo bekannte Stimmen schallen, mit denen sich mir doch heute keine Person mehr verknüpft. Eine Straße, von der ich noch meine, ich kann die Steine zählen, von der ich aber nicht mehr weiß, wo sie ist. Ich muß mir berichten lassen. Du warst ein Kind, da und da; Andere, Aeltere wissen es noch. Noch eine Stufe und ich sehe gar nichts mehr.

Für meine eigene Erinnerung bin ich jetzt verloren, ewig verloren. Jetzt weiß ich nur noch durch Andere. Aber selbst dieser Faden wird dünn. Ein Geburtsdatum, amtlich gestempelt. Das ist unwiderleglich. Aber was ist „Geburt“? Ein schon in gewissem Sinne „reifer“ Organismus hat sich von der Mutter gelöst. Neun dunkle Monate. Im ersten „war“ ich schon, aber ich war noch nicht Mensch. So lehrt die Naturgeschichte. Meine Keimform war noch nicht einmal menschenähnlich. Und dieser Keim entstand zuletzt durch einen Zeugungsakt . . . .

Hier taucht mein Leben vollends zurück. Meine Eltern, — Schleier legen sich darüber. Heilige Liebesempfindungen. Und dann gehe ich ein als Doppelwesen in beide, als Samenzelle hier, als Eizelle dort. Jede Zelle in den Riesenverband eines anderen Körpers. Das Licht brennt ganz düster. Jetzt brauche ich nicht mehr bloß fremde menschliche Tradition — und seien es selbst diskreteste menschliche Bekenntnisse. Ich gerate mir selber ins ultraviolette Wunderland der Philosophie....

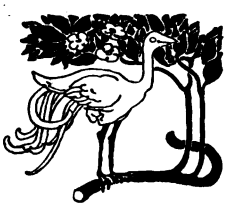
So ich. Aber nun die „Menschheit“. Sie hat keine Mitmenschen, keine Onkel, Tanten, Eltern, die erzählen. Hinsichtlich der Tradition ist sie aufgewachsen wie Kaspar Hauser. Ein paar tausend Jahre: — Könige, Priester, Reiche, Sklaven, wie heute, vielleicht ein paar Dummheiten mehr, aber auch schon tiefe, tiefe Weisheiten. Darüber hat sie noch Tagebücher geführt, in Keilschrift, Hieroglyphen, chinesischen Theekasten-Lettern. Aber was dann? Auch hier schwarzgoldene Tapeten, Pflastersteine, ich weiß nicht wo. Und ein grüner Garten, wo ich unter einem Apfelbaum saß. Wo war das doch? Keiner weiß wo. Es war ja kein zweiter dabei, der reden könnte. Antwort! Antwort! Ackere die Erdkugel um, ob nicht irgendwo noch ein Kinderspielzeug liegt. Ob die Wurzeln des Apfelbaums nicht irgendwo stecken, wo du spielteſt. Aber was beweisen selbst sie? Sie zeigen dich als Kind, aber schon als Menschenkind. Wo ist dein Geburtsatteſt? Und der Mutterleib? Und die heilige Weiheſtunde zeugender Elternliebe? Arme Menschheit! Die Blüte der Erde und keine beſseren Dokumente jenseits deiner Erinnerung als ein Kaspar Hauser, deſſen Herkunft gewaltsam raffiniert verschleiert wurde . . . . .

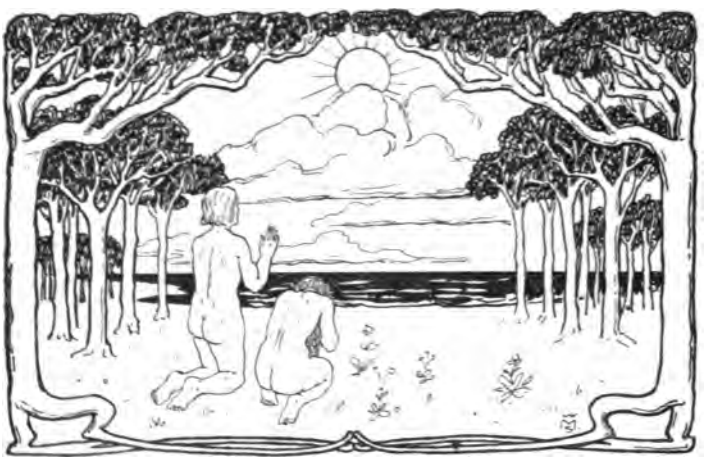
Du meinſt heute, du denkſt das allein. Aber an dieſer Stelle war das reine Denken vor dieſer Frage schon Jahrtausende vor dir angekommen. Es stand da ebenso feſt, aber es wollte sich nicht unterkriegen laſſen. Der Stolz des Geiſtes bäumte sich dagegen auf. Und so faßte er die Dinge mit Herrenmacht und ſchuf sich in der Phantaſie ein Bild, das ihm groß genug schien zur Löſung. Er wollte eben durch um jeden Preis, — der Geiſt als Pfadfinder in sich selbſt.

Daß du als einzelner Mensch wohl im Mutterleibe vor dem statiſtiſchen Faktum deiner Geburt gelebt haben mußt, mit allen Prämiſſen bis zum Zeugungsakt, — das holſt du dir ſtillſchweigend wie etwas ſelbſtverſtändliches aus der „Naturgeſchichte“. Das geht doch wirklich nicht anders, und ſelbſt der

Prüde giebt es unter der Bedingung zu, daß man nicht davon ſpricht.

Aber die Menſchheit? Da muß der träumende Geiſt, meint er, ausholen bis in das Wunderbarſte, Oberſte, Rieſigſte, was er ſich denken kann. Der erſte „Menſch“ der Menſchheit, heißt es, kam — „von Gott“. Du weißt ja: eines Tages ſaß er unter dem Apfelbaum. Vorher nicht. Auf der Kante dieſes „eines Tages“ und „vorher“ balanciert die Schöpfung aus der Verſenkung. Des reinen Geiſtes äußerſter Weg.





Aus dem Nebel vor dir hier am Seerande reckt es ſich wie ein koloſſales Brockengeſpenſt. Ein Menſchenſchatten, und doch ins Gigantiſche erhöht. Es iſt kein Seerand mehr, über dem er ragt. Die ewige Weltküſte. Hier Welt und drüben nichts. Ein myſtiſches Rauſchen fährt herab in den weißen Uferſand, daß er ſich geiſterhaft tanzend bewegt . . . .

Gott ſchuf den Menſchen aus einem Erdenkloß. Zu Staub ſoll er werden, wie er aus Staub geſchaffen iſt.

Gott und Staub.

An dieſem Bilde haben ſich unzählige getröſtet und erbaut. Du ſelber biſt noch damit aufgewachſen. Dein tiefſtes religiöſes Empfinden klammert ſich daran. Wenn man dir zuruft, daß es nicht mehr gelten ſoll, ſo iſt dir, als wanke die ſchönſte Säule, die das Lichtblau deiner Weltgedanken trug. Nichts liegt mir ferner in dieſer heiteren Walpurgisſtunde, wo alle Geiſter leben und leben laſſen, als dein religiöſes Empfinden zu verletzen. Ich, wenn ich einen Wunſch haben ſoll, ich wünſchte, daß die Menſchen von heute alleſamt vieltauſendmal religiöſer geſtimmt wären als ſie ſind. Religiös im Sinne

tiefſter Sehnſucht, — im Sinne des „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn," — du, das Welträtſel. Und ich habe nicht minder den höchſten Reſpekt vor jedem Verſuch des ringenden Geiſtes, wo immer er eine Antwort aus ſich herausgekämpft hat, ſei ſie, wie ſie ſei. Aber ich habe doch etwas gelernt aus der Geſchichte ſolcher Antworten. Der Geiſt iſt ein Durchgänger. Was er greift in ſolchem Falle, iſt meiſtens nicht eigentlich falſch, es iſt nicht zu ſchwach, zu klein, — ſondern es iſt zu groß. Das wird dir freilich nun erſt recht wohl ſchwer in den Kopf wollen.

Ja: Gott und Staub. Dieſe Begriffe haben ſich alle beide ſelber in uns heute weiterentwickelt, — nicht bei den Spöttern, ſondern gerade recht bei den ganz Ernſten. Und darum ſagen ſie uns thatſächlich nichts mehr.

Das ſchien ſo unendlich einfach, als es zuerſt kam: ja das war der Ausweg: — Gott und Staub. Jeder wußte doch, was das war. Gott, der alte Übermenſch in ſeinem goldenen Glanze, — der alles konnte. Und ein Häuflein Staub, das armſeligſte Ding der Welt, das ein Lüftchen verweht, du findeſt ſeine Spur nicht mehr. Zwiſchen Himmel und Erde bauten die zwei Worte ein greifbares Netz, in dem das Kindlein Menſchheit beruhigt wie in einer Wiege lag. Wohin iſt ſie, — dieſe leichte Zeit . . . .

Gott.

Eiſerne Menſchenarbeit ſelber hat an dem Gott geſchmiedet und geſchmiedet. In der Welt Homers erſcheint der gute Zeus noch wie ein luſtiger Spaziergänger in der vom

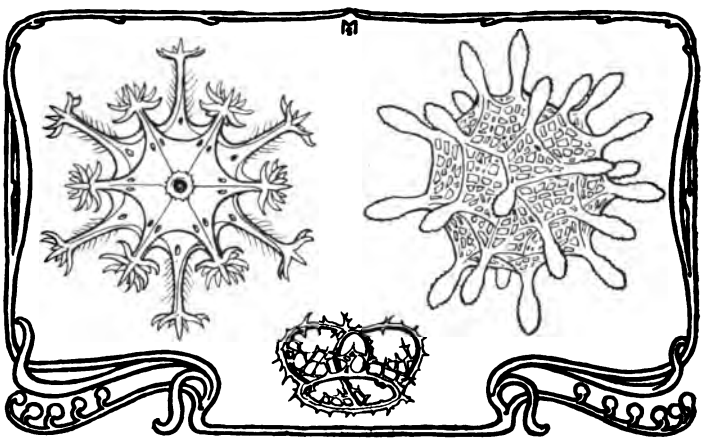
Fatum regierten Natur. Schöne Mädchen ſitzen am Weltenwege und er küßt ſie. Dieſe Welt ſelbſt mit Sonne und Meer und Blütenkelchen iſt aber vorhanden auch ohne ihn. Er iſt bloß etwas der größere, ſtärkere Menſch darin. Er beherrſcht ſchon die Elektrizität und blitzt, wo Achilles bloß Speere ſchleudern kann. Er ſieht durch Wände wie mit Röntgenſtrahlen. Er ſtreut Peſtbazillen über ein Griechenheer, deſſen Ärzte noch kein Mikroſkop beſitzen. Er fliegt in die Wolken, wie ein paar Jahrtauſende ſpäter Montgolfiers Ballon. Wie hübſch klein dieſer Gott noch war. Er umſpannte die Menſchen bloß durch ein paar verbeſſerte techniſche Fähigkeiten. Geſchweige denn die Natur im ganzen. Aber ſelbſt den Menſchen faßte er nicht in die Tiefen ſeiner Innenwelt hinein. Nur ein ſchwächlicher Abglanz waren die Leidenſchaften, die inneren Schickſale der Götter von dem Ungeheuren, das wirklich in des Menſchen ganzer Tiefe lag. Der Menſch, wenn er ſich beſann, war größer als ſein Gott. Und er beſann ſich ſchließlich.

Gott bekam ein neues Reich, nach Innen hinab. Unter dem heiligen Banyanenbaum am Ganges, der noch heute von Buddha rauſcht, ſank Gott zum erſtenmal in die Kniee vor dem Menſchen, erfaßt von jenem Ungeheuren des moraliſchen Schickſals in der Tiefe der Menſchenbruſt. Und er zerbrach die Königskrone und wurde ganz Menſch. Und nahm das Ungeheure in ſich auf: die eine Hälfte der Welt. Es war derſelbe Gott, der auf Golgatha ſeine Arme ausbreitete, die ganze Menſchheit zu umfangen, — ſie waren mit Nägeln angeheftet, dieſe Arme, zum Beweis, daß die Sache nicht ſo leicht war. Und doch hat er gefaßt, was er wollte.

Nun geht über ein Jahrtauſend hin. Neue Zeiten reifen. Da kommt zu der einen auch die andere Hälfte der Welt. Die Naturerkenntnis eröffnet den Kosmos. Und auch dieſer Kosmos geht jetzt reſtlos ein in Gott. Zu den Tiefen des Menſchenſchickſals kommen die Tiefen des unermeßlichen Sternenmeers. Gott, der Menſch geworden iſt, wird jetzt

Sirius und Aldebaran, Wega und Beteigeuze, er wird der wirbelnde Maelſtrom des Spiralnebels im Sternbild der Jagdhunde und der Nebelring in der Leyer. In dieſes Gottes Rieſenleib iſt jetzt die ganze Bahn der Sonne von den flammenden Urwelten des Orion bis zu den fernen Zukunftsſternen des Herkules ein winzigſtes Äderchen, das ein Blutkügelchen durcheilt. In Gottes zeitlicher Entfaltung trabt das Mammut, ſchwimmt der Ichthyoſaurus, fällt die ganze Erde wie ein Lichtſtäubchen aus der Nacht und wieder in die Nacht. Das ſind wir jetzt — und unſer Gott. In Gott alles eingegangen bis zum letzten glimmenden Sternenpünktchen des Alls, in Gott das ganze Naturgeſetz, alle unzerſtörbare, nur ſich wandelnde Kraft, in Gott die ganze natürliche Entwickelung Darwins. In Gott das ganze Leben des Alls, von dem wir ahnen, daß es in unendlichen leuchtenden Kataraften auch über das hinabſtrömt, was wir heute noch das Anorganiſche nennen, und daß es mindeſtens in großen Flammenſäulen aufbrennt, ſo weit Millionen wohnlicher Geſtirne ziehn. In Gottes Adern ſtarrt das Fernrohr, das ſchwindelnd in Milchſtraßen verſinkt. Gott iſt es, den das Prisma zu ſieben blühenden Farben bricht. Gott iſt der Stein von Hildburghauſen, der einſt Meeresſchlamm war und in dem ſich die Fährte eines verſchollenen froſchartigen Ungeheuers abgedrückt hat. „Gott ſchuf“ heißt nichts anderes, als: auch der Menſch wurde in ihm, wurde in der Welt. Aber dieſe Antwort zerflattert in Orionweiten. Das Wort iſt endlich zur vollen Größe erwacht. Aber nun iſt es zu groß für die einzelne Antwort. In ſeiner Rieſenhand ſtürzt der kleine Erdenmenſch von Stern zu Stern in das unerſchöpfliche Danaidenfaß der Weltentiefe hinab. Es iſt ſo gut wie keine Antwort mehr. Gewiß hängt der Menſch auch im Gewebe dieſer ganzen Welt. Alle dieſe Sterne, alle dieſe Zeiten floſſen zuſammen auch in ihm. Aber das enträtſeln!! Enträtſeln vom Saum dieſes winzigen Planeten aus, enträtſeln von dieſer Menſchenweisheit

aus, die wie eine arme Sonnenblume angewurzelt ſteht und ihre goldenen Säuglingsärmchen zum blauen Weltenhimmel reckt. . . . . Es iſt zu groß. Wir richten Teleſkope, wir graben in der Erde, wir mühen uns auf allen Wegen mit unſerer Naturforſchung. Kleine Schachte voll Finſternis und Grubengas, die wir da und dort in den Leib Gottes ſtoßen. Das iſt der Weg. Aber nicht das wilde tönende Ganzwort, das ſo leicht klingt und uns in Orionfernen verbrennt. . . . . .



Und nun Staub.

Wirf Dich auf den nebelfeuchten Strand des Sees hier nieder und häufe ſpielend wie ein Kind den weichen Sand. Der naive Kinderglaube träumte keine heilige magiſche Materie, aus der das erſte Menſchlein entſprungen ſei. Er dachte an den groben roten Lehm der Euphratniederung. Flöhe und Mäuſe gingen in ſeiner kindiſchen Naturgeſchichte fröhlich aus ſolchem Lehm hervor, heute wie anno dazumal. In ſolchen Lehm griff auch Gottes Hand und damals wurde es — ein Menſch. Lehm, der ſonſt in der nächſten Sonnenſtunde erhärtet, zerplatzt, zerbröckelt, als Staub vom fidelen Winde aufgegriffen und über die Lande gejagt worden wäre. Aber haſt Du eine Ahnung, was Staub iſt?

Sieh dieſes kleine Plättchen hier, ſo klein, daß du es im Portemonnaie tragen kannſt. Ein Glasſtreifchen, auf das ein Zweites aufgeklebt iſt. Halte es gegen das Licht deiner Zigarre. Zwiſchen den Gläſern liegt ein Tropfen kanadiſchen Balſams und in dem Balſam liebevoll eingebettet gewahrſt du eine Anzahl winzigſter Pünktchen. Ein Pröbchen Staub, klein und arm-

ſelig wie eine Prieſe Schnupftabak. Aber lies die Aufſchrift des angeklebten Zettelchens. Radiol. Ooze. Chall Stat. 225. W. Pacif. 4475 Fd. Klingt wie ein Apothekenrezept. Ich überſetze dir die Geheimſchrift. Ooze heißt engliſch Schlamm und Radiolarian Ooze iſt Schlamm, der größtenteils aus Radiolarien beſteht. Es iſt eine Probe Schlamm aus den Abgründen der Tiefſee. Die berühmte Tiefſee-Expedition des engliſchen Schiffes Challenger hat ſie mit kunſtvollem Apparat vom Grunde des West Pacific, des weſtlichen Stillen Ozeans, an ihrer 225. Sondirungs-Station (zwiſchen den Karolinen-Inſeln und Japan) heraufgeholt. Aus wahrhaft koloſſaler Tiefe. 4475 Faden reicht das Meer dort hinab, ehe das Lot auf Grund ſtößt. Das ſind über 8000 Meter, mehr als eine Meile. Der höchſte Berg der Erde, der Gauriſankar ließe ſich dort verſenken und der größte Dampfer könnte noch über den Gipfel wegfahren ohne auf eine Untiefe zu ſtoßen. Schlamm aber liegt dort unten, unendlicher Schlamm. Und Schlamm geht ſo durch alle Ozeangründe. Denke dir jäh durch einen geologiſchen Akt die Meerwaſſer der Erde aufgeſaugt, den Ozeansboden allenthalben gehoben und frei. Endloſe Wüſten, an Flächeninhalt größer als alle fünf alten Erdteile zuſammengenommen, gähnten auf einmal empor. Ihr trocknender Grundſchlamm aber zerfiele wirklich jetzt zu dürrem, weißlichem und rötlichem Staub. Und wenn der Sturm pfiffe, würde er Sandhoſen bis zu den Wolken aufwirbeln von dieſem Staub, von Millionen Quadratkilometern Staub. Und nun nimm eine ſolche Probe Tiefſee-Staubes unter das Mikroſkop. Schraube dir die Vergrößerung richtig ein. In der kleinen Lichtinſel, die dein Auge wie mit Zauberkraft weit über ſeine gewohnten Grenzen ſtärkt, erſcheint ein märchenhaftes Bild. So liegt der Zwergenſchatz in der unnahbaren Felsſpalte. Ein Berglämpchen glüht und in ſeinem Scheine blitzt unendliches Silber. Oder der Nibelungenhort taucht in berauſchender Rebenſtunde aus dem kryſtallgrünen Strom und flimmert im Mondlicht. Zum magiſchen Spiegel

des Venediger-Männleins, der alle versunkenen Schätze der Tiefe spiegelt, scheint das Mikroskop geworden zu sein. Da drängen sich silberne Kettenpanzer, runde Sarazenenschilde mit Buckeln und scharfen Spitzen, Helme mit feinem Visir und langen Bügeln, köstliches Geschmeide aller Art, Ringe und Spangen, Spielzeug in Edelmetall und von alter Goldschmiedarbeit, als sei es für Königskinder geschaffen, Kaiserkronen und Papstkronen, Szepter und altertümliche Schwerter, auch fromme Kreuze und Dornenkronen. Manches zerbrochen, wie es Schätzen aus verschollenen Tagen zukommt. Aber noch jedes Bruchstück ein Wunderwerk der Kunst. Und doch jetzt das alles kein wirklicher Schatz von Menschenhand. Dieses Pröbchen Staub ist eine Hekatombe winzigsten Lebens, das die ungeheure, meilenlange Wassersäule durchwimmelt hat. Es sind die harten Schalen einzelliger Urtiere, der sogenannten Radiolarien, jede aufgebaut aus Kieselerde, also demselben Stoff, der den schönen Bergkristall bildet. Aufgebaut aber nach geheimisvollen Gesetzen rhythmischer Anordnung, die unser Menschenauge als „schön" begrüßt. Aufgebaut vom formlosen Schleimleibe jener niedrigen Wesen in der schwarzen Wassernacht. Zum tiefsten Abgrund hinabgesunken bilden die Schalen heute dort den Schlamm, den Staub. In jeder Schnupftabakprieſe solchen Staubes hundert und aberhundert köstlichste Formen, — Formen, kristallartig vollkommen in ihrem Linienbau und doch schon vergeistigt, vom Organischen, dem unzweideutig „Lebendigen", gleichsam in zweiter Instanz der Natur erzeugt.

Und nun hebe den Blick wieder auf vom Mikroskop und vergegenwärtige dir. Jeder dieser entzückenden Radiolarienpanzer, in die sich dir der „Staub" auflöste, setzt sich inner-

lich wieder zuſammen aus ungezählten Kieſelteilchen, wie der lebendige Zellenleib des winzigen Urtiers darin aufgebaut war aus ebenſo ungezählten Teilchen der Eiweißſubſtanz des Protoplasma. Dieſe Teilchen aber beſtehen abermals aus noch kleineren Teilchen. Das Mikroſkop ſieht ſie nicht mehr, aber die Chemie weiß ſie noch zu faſſen. Die Kieſelerdenteilchen löſen ſich jedes wieder auf in Teilchen des Elementes Silicium und des Elementes Sauerſtoff. Die Protoplasmateilchen in Teilchen reinen Kohlenſtoffs, Sauerſtoffs u. ſ. w. Die Welt der Moleküle, der Atome beginnt hier. Grade die Chemie, die uns dabei noch ein Stück weiter führt, führt aber auch fort und fort auf neue rhythmiſche Lagerungen dieſer Teilchen, auf beſtimmte Verhältniſſe. Kein Zweifel: dem wirklich ſehenden Blick würden immer neue Schätze, neue Kaleidoſkopfiguren, neue kryſtallartig mathematiſchen Gebilde im Schoße jedes einzelnen dieſer Kieſelſchälchen erſcheinen. Ein Gewimmel, eine Maſſe, bis du meinteſt, du ſeieſt vor ein neues Weltall entrückt, ſchauteſt in den Flockenſchauer von Milchſtraßen, wo jede glitzerndweiße Flocke vor dem Blau eine Sonne, eine Doppelſonne, ein Planetenſyſtem iſt. Und es ſind Syſteme, da unten wie dort. Syſteme, in denen Weltkräfte walten. Jedes Molekül eine Sonne in ſeiner Art. Die Sonnenwelt da droben hat keinen Abſchluß. Hinter dem Orion, hinter der ganzen Lichtinſel unſeres Fixſternſyſtems dämmern neue Orionſyſteme, neue Fixſterninſeln auf, — bis unſer gläſernes Teleſkopauge verſagt. Ebenſo wenig reißt die Welt der winzigſten Materienteilchen jemals ab.

Und immer und immer dort wie hier ein heiliger Reigentanz, nie und nie und nie ein Abſinken wirklich zu regellos elendem „Staub", — immer Harmonie, immer ein Schwingen, Sichgatten, Sichlagern zu rhythmiſchen, äſthetiſch vollkommenen Gebilden, immer der leiſe Wogenſchlag des großen, gleichen Geheimniſſes, in dem der Orion eine Welle iſt und du als Menſch eine Welle biſt und das Radiolar eine Welle iſt und jedes Molekül in dieſem Radiolar eine Welle iſt.

Das ist dein „Staub"!

Und du meinst, du hast etwas ausgesagt, wenn du sagst: aus Staub ist der Mensch geschaffen? Hast das komplizierte Wunderwerk des Menschen auf das Einfachste, nicht weiter Diskutierbare zurückgeführt mit dem Wörtlein Staub?

„Aus Staub ist er geworden, zu Staub soll er werden." Nimm deine Hand und richte dasselbe Mikroskop auf die unsichtbar winzigen Stäubchen, die an ihr haften. Du bist durch den Lenzwald gewandert. Über dir hingen die Liebesarme der Haselkätzchen und regneten träumend ihren goldenen Staub auf dich herab. Hier haftet noch, unsichtbar dem bloßen Auge in seiner Vereinzelung, ein solches gelbes Staubblättchen an deiner Hand. Auch dieses Staubteilchen, wenn du es ganz enträtseln könntest, zerrisse dir wie ein Schleier vor jener Milchstraße der Elemente, wo sich Atome von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff zu Sternsystemen gatten. Aber in diesem Staubpünktchen liegt noch etwas anderes. An den rechten Fleck gebracht, wird es eine neue Pflanze aus sich erwachsen lassen, eine neue Haselstaude, die nicht bloß nach unten in die Welt der Atome sich dehnt, sondern auch nach oben das Goldlicht der wirklichen Sonne trinkt. In dieses gelbe Staubpünktchen hat sich die ganze Kraft aller Haselbüsche, die seit Jahrmillionen, vielleicht seit der Kreidezeit, auf der Erde blühen, hinein konzentriert, sodaß es wieder einen spezifischen Haselstrauch erzeugen kann. In der Existenz des ersten Haselstrauches am Anfang jener Jahrmillionen steckte aber konzentriert wieder die ganze Vergangenheit des Pflanzengeschlechts, steckten alle Nadelhölzer, Palmfarrne, echten Farrne, Algen und Urpflanzen mit ihrer fortzeugenden Kraft bis zum ersten und ältesten Pflanzenorganismus der Erde überhaupt. Dieser älteste Ururorganismus war aber zugleich auch der Ausgangspunkt der tierischen Entwickelung. So hängt im Grunde alles darin, alles Lebendige, was wir sehen und ahnen, — alles in diesem gelben Plättchen Haselstaub. Der Haselbusch ist ein

kleiner Buſch. Aber aus Samenſtäubchen, nicht größer als dieſes, erwächſt der Eukalyptusbaum Auſtraliens, der ſo hoch wird wie die Türme des Kölner Doms. Es erwachſen die Cypreſſen und Drachenbäume, die mit ihrem Alter von Jahrtauſenden auf ganze Kulturepochen der Menſchheit wie auf eine Nachtwache niederſchaun. Staub. Bekommſt du nicht Reſpekt vor dieſem Staub?

Denke dir die Erde leergefegt von allem, was ſie trägt. Kein Leben, kein Waſſer, keine Luft, keine innere Bewegung der Geſteine. Leer alles, glatt und tot. Trillionen und Quadrillionen von Jahrtauſenden ſoll ſie ſo ſchwingen um ihren Schwerpunkt. Was wird zu ihr kommen? Was wird als geheime neue Regung ſie berühren? Staub. Das Weltall, die freien Planetenräume, die Sternenweiten führen unabläſſig eines zu: feinen Staub. Auch auf unſere Erde, wie ſie heute iſt, ſinkt immerzu feinſter meteoriſcher Staub, nickelhaltiger Eiſenſtaub. Auf dem jungfräulichen Eiſe der Polarlande findeſt du ſeine Spur. Du findeſt ſie zwiſchen den Radiolarienſchalen in der Gauriſankartiefe des Ozeans. Immer meteoriſches Nickeleiſen, das von fernen Welten kommt, vielleicht irgendwo verpulverten Welten. Wieviel Wunder der Entwickelung, wieviel Kulturen mögen als letzter Extrakt in dieſen Eiſenſtäubchen ſtecken! Aber das nun regnend nnd regnend Trillionen von Jahrtauſenden lang. Der Planet würde wachſen, ſeine Schwere würde ſich ändern und mit der Schwere ſeine Bahn. Vielleicht wäre es auch neues Leben, das ſo als Staub auf ihn niederregnete. Lebenskeime, die der Kälte von Stern zu Stern getrotzt haben, wie der Kürbisſamen, der eine künſtliche Kälte von — 192° C. überſteht. Du ſiehſt den Staub bei der Arbeit, wie er Welten baut, Planetenſyſteme verſchiebt. Mit dem Staube iſt es genau wie mit Gott. Unter deinen Fingern löſt er ſich und wird zur Weltenwolke, die ins Unermeſſene verſchwebt. Löſe mir das Rätſel des Staubes und ich gebe dir das Rätſel des Menſchen mit in Kauf. Aber es geht

wie bei Gott, es iſt zu groß. Es iſt das Welträtſel. Ein ungeheures Lichtband Gott iſt die Welt. Und eine ungeheure Wolke rinnenden Staubes. Orionweiten hier wie dort. Wie der alte Lucretius ſingt: Tritt ans Ende alles Erkannten und wirf mit kühner Hand einen Speer hinaus: er fliegt neuen Welten zu. Welten, die vor dir glimmen wie ſilberner Staub. Welten, die immer noch Gott ſind, wie der Orion, wie die Sonne, wie du. Gott wie Staub: ſie ſind keine Antwort, ſie ſind Welt. An Kleineres, Engeres, Näheres mußt du dich wenden für deine Frage, woher der Menſch und ſeine Liebe auf dieſem Planeten Erde kamen. Du ſagſt: „Gott ſchuf ihn aus Staub.“ Ich ſage: Staub iſt Gott; Gott iſt Staub. Auf dem Wege dieſer Gottwerdung des Staubes ſteht allerdings der Menſch. Aber wo . . . .? Das Wort hilft nichts. Wir müſſen uns anderswo und ſchwerer die Stelle ſuchen.

Und ſo wäre der Flug des rein grübelnden Geiſtes hier lahm gelegt. Der eine Weg wäre verrammelt. Am Ende dieſes ſtolzen Geiſtesfeldzuges bliebe nichts anderes übrig als eine gewiſſe Melancholie. Ja, wir müſſen uns das wirklich eingeſtehen, ſo ſchwer es fällt: in dem ganzen Stück Welthiſtorie von Urtagen der Erde bis heute, das wir kennen, giebt es eigentlich keine ſeltſamere, rührendere und doch auch lehrreichere Thatſache als dieſe: wie lautlos, belanglos, beinah wie eine Bagatelle das wirkliche und natürliche Auftauchen des Menſchen auf dieſer Erde ſich vollzogen hat. Unſere Naturerkenntnis bis in ferne Vergangenheit hinein hat ſo helle Bilder. Dieſe ungeheure, dämoniſche Sache aber verbirgt ſich wie in einem Zwiſchenakt.

Unwillkürlich meinen wir, die Welt müsse einen besonderen Tag gehabt haben, als sich das ereignete. Ein Klang müsse durch die Sphären gegangen, aus den Nieren der Erde heraufgekommen sein wie Glockengeläut. In einem Kapitel des Hiob fragt Jehova mit dem Stolz eines wahren Weltpoeten, der an die Stunde denkt, da er seine Welt gedichtet hat und seine Verse ihn zum ersten Mal anblitzten: „Wo warst du, da ich die Erde gründete, — da mich die Morgensterne miteinander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes?"

Etwas von diesem Jauchzen der Morgensterne erwartet man mindestens. Aber nichts. Die Geistesgeschichte der Erde ist kein Theater gewesen, das auf uns als Zuschauer zielte. Und im Grunde sollten wir das aus der späteren Geschichte der Menschheit schon wissen. Die Morgensterne haben nicht hörbar gejauchzt und die Sphären geläutet, als „Homer" die Ilias komponierte. Im Gegenteil, der Dichter ist verschollen bis zum Niemehrwiederfinden, bis zum Triumph der Schulmeister, die hier wie immer die Person töten möchten. Shakespeare ist heute auf dem besten Wege, dieses Los zu teilen. Zoroaster, Buddha, Confutse, Moses sind rote Feuersäulen im Nebel. Der Schein fließt und hellt eine Menschheitsepoche auf. Aber die Hand, die die Fackel gehalten hat, scheint aus dem Nichts zu kommen. Und doch müssen es Riesenhände gewesen sein, die da irgendwo heruntertappten. Christus, über dessen Wiege die Legende wirklich die Engel singen läßt, ist als historische Gestalt wie in einem schwarzen Wasser kritischen Wirrwarrs versunken, er, dessen Geist auf Sturmwassern ging und heute noch geht. Wo ist der Mann, der jenes Buch Hiob gedichtet hat? Wo der Meister von Pergamon? Du mußt in einsamer Sonnenstunde vor der Venus von Milo im Pariser Louvre gestanden haben und dir gesagt haben, daß diese unsagbare Frauenschöne keinen Namen eines Künstlers trägt und daß ihre ganze Fortexistenz an den paar Zoll Näherrücken jener brutalen Kraft hing, die schon ihre Arme zu Staub

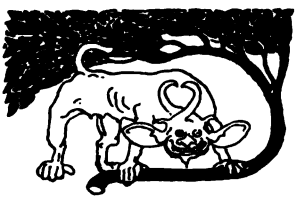
zermalmt hatte .... um einzuſehen, daß das Leben der Weltgeſchichte ein geheimeres iſt, als unſer grober Sinn ſich träumt. Ein geheimeres, aber deswegen nicht minder erhabenes. „Er iſt ein ewge Stille“ ſingt der alte Angelus Sileſius mit tiefem Sinn von ſeinem Weltengeiſt.

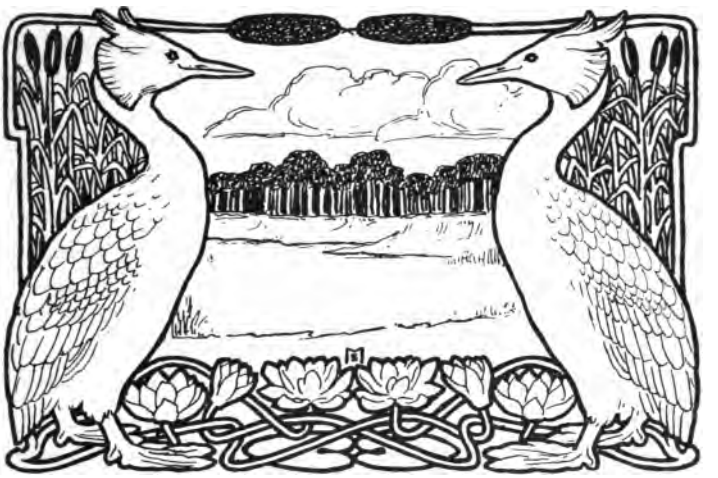
Der Nebel hatte dich ganz eingeſponnen, du ſahſt jetzt ſchlechterdings gar nichts mehr. Und doch war es nur die Nähe grade des Tages, die ihn ſo aufdringlich machte. Es iſt nichts mit dem Weg des reinen Geiſtes. Zermartere dein armes Gehirn: du erinnerſt dich an nichts. Und wenn du phantaſierſt ins Blaue hinein, ſo wird's auch nur Nebel. Aber es giebt noch einen zweiten Weg. Mit ihm wird es hell und Tag. Du haſt geſonnen und geſonnen, ſtundenlang. Blick auf, es iſt Tag. Und ich will dir den Weg zeigen.

Dem Manne im Märchen iſt verheißen, daß ein Unbekannter ihm die Kunde bringen ſoll, die ſein Glück macht. Auf der Brücke ſoll er ſtehen und harren, bis ihn einer anſpricht, — der wird es ſein. Er harrt vom frühen Morgen bis zum Abend, ſchaut jeden Vornehmen, der kommt, an und wartet des Spruches. Keiner redet ihn an. Den ganzen Tag aber ſteht ein alter Bettler neben ihm auf der Brücke, den er nicht beachtet. In der letzten Minute des langen Tages, als er ſchon alles verloren giebt, tritt der Bettler zu ihm, und er jetzt iſt der unbekannte Mann, der das Glückwort bringt.

So mag es dir mit deiner Menſchenfrage gehen. Himmel

und Erde durchſtürmſt du und findeſt nichts. Und wie du dich hier ans ſtille morgenfriſche Seeufer in den weißen Sand geworfen, verzweifelt, daß du nichts weißt, da ſteht der Weiſe hinter dir, der dich lehren kann. Er ſteht hinter dir, — auch wenn du ganz allein biſt. Wo du biſt, iſt er wie dein Schatten bei dir. Du achteſt ihn nur nicht. Ich will ihn dir zeigen.





Die Nebel ſind verhaucht.

In wunderbarer Glorie der erſten Maienſonne liegt der See. Wie eine Lotosblüte von tiefem, tiefem Blau. Blauer als der Himmel, an dem milchige Wölkchen treiben. Dicht vor dir am Ufer ein Doppelkranz, erſt junges nachſproſſendes goldgrünes Frühlingsſchilf, noch nicht höher als ſtarkes Gras. Dann die braune Stoppelwelle des vorjährigen dürren Schilfs, ab und zu von einer einzeln ſtehengebliebenen hohen trocknen Fahne kniſternd überweht. Die Meilenfläche des Sees wirklich heute in ihrem harten Blau blumenhaft klein. Drüben ein langer, grellgelber Streifen Sandufer feſt auf dem Blau wie mit dem Lineal gezogen. Darüber ebenſo ſcharf ein faſt ſchwarzes Band Kiefernforſt, trotz der grellen Sonne ſo finſter. Ab und zu nur davor ein zartes roſtrotes Wölkchen: knoſpende Erlen am Sandhang. Oder ein Fleck blaßgrün, duftig wie Rauch, — eine Weide, die ſchon Blättchen geſetzt hat. Die roten Fabrikgebäude der Waſſerwerke am Waldausgang wie aus einem Kinderbaukaſten. Die Schornſteine geben lange, rötlich zitternde Reflexe im Waſſerblau.

Heilige Frühlingsstille.

Und doch jetzt ein leiser Ton, lustig und fern, wie ein silberhelles Glöckchen. Tjäk! Tjäk! Jetzt hier wieder, dort, antwortend. Tätterättätätt. Siehst du die Punkte dort im See? Dein Auge gewöhnt sich langsam an das blinkende Metallblau, unterscheidet. Hier sind zwei größere, ganz nah. Sie steuern unmittelbar aus dem dürren Schilf in die offene Fläche hinein. Schwarze Teichhühner. Die weißen Schnäbelchen blinken. Es ist ihre Liebeszeit. Streng Paar um Paar kommen sie aus dem Schilf. Selig in die große Bläue hinein, auf der die Sonne tanzt.

Ein unendliches wohliges Brautbett ungezählter Vögelchen, dieser Frühlingssee.

Du siehst nur noch die Nachzügler abfahren. Draußen auf der hohen Fläche muß es schon wimmeln von Liebespärchen. Siehst du die endlose Punktreihe dort: Wildgänse, eine Unmenge, die dazwischen in geschlossener Kolonne fischen. Ein Boot scheucht sie für einen Moment auf, wie eine wirbelnde Rauchsäule schatten sie nach beiden Seiten des Sees ab, und trotz der Entfernung kommt ein leises Geklapper ihrer Schnatterstimmen zu dir wie von rasselnd gerückten Kaffeetassen in einem Restaurant.

Dann wieder alles still.

Am Schilf blitzt es, weiß wie wenn Seerosen sich gelöst hätten und langsam dahin trieben. Aber es giebt noch keine um diese Zeit. Ein neues Geschwader Vögel rückt den Teichhühnern nach. Größere Gesellen, die Brust weiß, die Flanke rötlich, der Kopf steil herauf wie ein züngelndes Natterhaupt, oben daran etwas wie ein kleines Kapothütchen, das unter der Kehle eine Schleife schlägt. Es ist die steife Federkrause, die den Haubensteißfuß, den König alles Wassergevögels hier an Schönheit und stolzer Haltung, kennzeichnet. Auch die Haubensteißfüße haben Brauttag. Siehst du das Pärchen dort, dicht nebeneinander, treue Hochzeiter die beiden, die es ernst meinen.

Bisweilen heben sie sich zugleich, girrend, die weißen Bäuche eng aneinander geschmiegt, fast in voller aufrechter Größe aus der Flut, — ihre süßeste Liebesstellung. Ein zweites Paar nähert sich. Das sind aber keine Brautleute. Zwei ruppige Junggesellen, noch ziemliche Grünschnäbel, die herumflanieren, ob der Mai ihnen nicht auch was Weibliches bescherte. Einstweilen auf der Suche halten sie mit Strolchtreue eng zusammen. Vielleicht daß sich irgend eine ehrsame Frau noch abspenstig machen läßt. Sie kommen auf gut Glück dem liebenden Paar dort verdächtig nahe. Hei, wie der Herr im Recht plötzlich ausschlägt. Erst wird der eine Rivale hitzig verfolgt, dann der andere. Gegen beide geht's so energisch los, daß sie kopfüber untertauchen. Das Weib bleibt ruhig. Der Stärkere wird schon siegen. Logik der Weibertreue. Aber — das Feld ist wieder rein, und zärtlich schwimmt Gattin mit Gatte dem hohen Seespiegel zu. Weit drüben sind auch die verwegenen Grünschnäbel wieder aufgetaucht und haben sich neu zusammengefunden. Abgeblitzt, wie sie sind, steuern auch sie in weitem Bogen an den andern vorbei in den hellen Glast, wo der Blick sie verliert, — auf neue Abenteuer mit einem schwächeren Ehemann.

Frühling, Liebesleben überall.

Dicht neben dir hier am Ufer murkst es auch leise, nicht einzelne Töne, sondern ein unablässiger einheitlicher Murmelton. Auch das von Liebe. Ein Tümpelchen Wasser hat der See, im Vor-Frühling übertretend, hier zurückgelassen. Siehst du die weißen Knöspchen in dem seichten dunkeln Spiegel? Es sind die Murmeler. Jedes ist die weiße Kehle einer jungen Knoblauchskröte, die gerade nur so weit aus dem Wasser ragt. Ab und zu blitzt eine neue dazu, ein schnelles Verschieben, wie wenn Wassertropfen an einer Leiste zusammenschießen. Dann ist die Reihe wieder fest und quarrt einheitlich immer halblaut so fort. Sie singen nicht bloß. Viele sind, obwohl reglos, im lustigsten heimlichen Liebesspiele, Männchen halten

Weibchen in der Reihe von hinten her fest umfaßt. Doch alles gemütlich, ein Idyll der Kleinen, denen dieſe Spanne Tümpelwaſſer genau ſo gut iſt wie den Vögeln der ganze blaue See. Bachſtelzen wippen wie Elfchen um den Tümpel, natürlich auch verliebt. Im Walde jubelt ein liebesfroher Grünſpecht.

Und die Sonne glüht und glüht herab, glüht in all dieſe Liebe hinein.

Ein Strom von Licht und Wärme aus fernen Welten, einen Strom von Liebe löſend auf dem alten Erdplaneten. Jeder dieſer Lichtſtrahlen, die auf dem kleinen Krötentümpel blitzen, iſt zwanzig Millionen Meilen gewandert durch den eiſigen Raum. Und löſt nun hier die Liebe dieſer Vögel und Kröten aus wie ein glühendes, berauſchendes Weltallsbad. Tauſend und tauſend junger Vögelein und Krötlein ſteigen neu gezeugt aus dem Lichtbad ſolchen Sonnentages wie heute, auf jede Meile Lichtbahn ein Seelchen, das dieſes Lichtes ſich ſelber wieder freuen wird . . . . .

Der Schilfkranz öffnet ſich zu einer verſchwiegen lieblichen Badeſtelle. Im Sommer, wenn das grüne Schilf wie eine Mauer ſteht, hat mancher Kahn, im Schilflabyrinth geſchickt geſteuert, hier ſchon in warmer Dämmerſtunde angelegt und auch menſchlichen Liebespärchen einen Strand der Seligen gewieſen, den vom See her kein profanes Auge gewahren kann. Nach dem Lande deckt wie eine zweite Schutzwand der rote Säulentempel des Kiefernwaldes, deſſen Wurzeln wie Guirlanden aus dem gelben Sandſturz drängen. Jetzt iſt die Schilfſeite noch offen. Aber das Waſſer ſchmiegt ſich ſchon ſo weich an den Sand, glimmernd im eigenen Sonnenbad. In der Seetiefe iſt es wohl noch von herber Frühlingskälte. Aber die Oberfläche iſt ſchon warm. Es liegt Verjüngungskraft in ſolchem Frühlingswaſſer, — auch für dich. Wirf deine Kleider von dir und tauche hinein. Nun biſt du ſelbſt mit deinem weißen Leibe eine Silberblüte im blauen Walpurgisſee wie

die ſchneeigen Brüſte der Haubenſteißfüße und die ſingenden Kehlchen der kleinen Kröten.

Jetzt habe ich dich, wo ich dich haben will.
Dein nackter Leib iſt der Bettler auf der Märchenbrücke.
Der Weiſe, der dich lehren ſoll.

Dein weiſer Leib.

„Es iſt mehr Vernunft in deinem Leibe als in deiner beſten Weisheit“, hat Nietzſche einmal geſagt. Ich weiß bei Nietzſche nicht, ob er ſich dasſelbe oder auch nur etwas Ähnliches dabei gedacht hat, wie ich jetzt denke. Aber das Wort iſt trefflich und giebt thatſächlich genau, was ich meine. Haſt du ſchon einmal ernſtlich in deinem Leben darüber nachgedacht, in wieviel Punkten dein Leib *mehr* weiß als dein bewußter Geiſt?

Dein Geiſt mag unendliche Gebiete um dich her beherrſchen. Sei ein König, deſſen Willen über Millionen verfügt, deſſen Wort Reiche vergiebt und die Weltgeſchichte macht. Dieſer König wüßte ſein eigenes Herz nicht klopfen zu machen, wenn es das Herz nicht von ſelber thäte. Wie Sancho Panza würde er vor einer Schlemmertafel voll Kapaunen und Hummerſalat elendiglich verhungern, wenn ſein Verdauungsapparat nicht genau wüßte, wie man dieſe guten Sachen wirklich dem Körper zuführt. Der Gedanke klingt trivial und doch iſt er von gar nicht abzumeſſender Tragweite.

Wie dein nackter weißer Leib jetzt hier in dem jungen

Graſe liegt und ſich von der Goldſonne wieder durchwärmen läßt, ſieht er nicht nach Alter aus. Dein Geiſt mit ſeinem Grübeln ſcheint dir eher ſchon etwas grau. Und doch iſt es genau umgekehrt.

Dein Geiſt iſt in Wahrheit nur die paar Jahre alt. Einſam, jung, friſch, naiv ſteht er da. Wie ein ganz unbeſchriebenes Blatt iſt er plötzlich aufgetaucht. Jetzt iſt einiges wohl auch auf dieſes Blatt ſchon geſchrieben: die Erfahrungen von ein paar Jahren, etwas erlernte Geſchichte, die einen kleinen Horizont weiter rückwärts giebt. Aber im Grunde iſt's doch ein Jüngling, ja ein Kind. Vielleicht iſt es das Geheimnis unſerer menſchlichen Bewußtheit und wachſenden Individualität, daß der Geiſt immer naiv und frei wieder geboren wird als dieſes unbeſchriebene Blatt, als das ewige Weltenkind. Vielleicht iſt die weiße Fläche dieſes Blattes die wahre Fläche der Entwickelung, die immer wieder weiß ſein muß in dem Geſamtorganismus Menſch, damit ſich auf ihr wirklich Neues abpräge. Auf alle Fälle aber: gegen dieſen deinen Geiſt iſt dein Leib uralt. Ein eisgrauer Heiliger, in dem das Erinnern an Urälteſtes nie erſtorben iſt.

Bedenke, was dieſer Leib alles ſchon vollbracht hatte, ehe auch nur die erſte winzigſte Erinnerungsſchrift auf jenes weiße Bewußtſeinsfeld bei dir kam. Im Leibe deiner Mutter hat er ſich ſelber aufgebaut. Die wunderbarſten Leiſtungen waren dazu nötig. Zuerſt mußten die beiden Grundſteine ſeines Baues dort überhaupt zuſammen kommen: Samenzelle und Eizelle. Sie waren ja urſprünglich über zwei andere Menſchenweſen verteilt: die Samenzelle bei dem Vater, die Eizelle bei der Mutter. So mußten ſie erſt dort, jeder für ſich, eine Rolle ſpielen. Durch höchſt geheimnisvolle, aber unbedingt vorhandene Wirkungen mußten ſie in den beiden Körpern dort das hervorbringen, was wir geſchlechtliche Erregung nennen. In einem höchſten Steigerungsmoment, da jene beiden Körper ausſchließlich ſich dieſer Erregung hingaben — alſo gradezu

als Ganzes vorübergehend in den Dienſt und die Gefolgſchaft des Willens jener beiden Zeugungszellen traten — in einem ſolchen Moment iſt die wirkliche Vereinigung erfolgt. Einmal beide im gleichen Mutterleibe, haben die zwei Zellen jetzt jenes verwickelte Schauſpiel ihrer engeren Liebesverbindung und Verſchmelzung aufgeführt, das ich dir früher einmal erzählt habe. Erſt dann ſind ſie dazu übergegangen, zu deinem Leibe im engeren Sinne ſich zu geſtalten. Durch eine Art eigener Vermehrung, aber ungeſchlechtlicher Art, indem ſie aus ſich ſelber immer neue Zellen haben hervorgehen laſſen. Dieſe Zellen haben ſich geordnet, zu einander gelagert, zunächſt ſo, daß etwas wie ein allgemeiner Grundriß entſtand deines Körpers, dann gleichſam Zimmer um Zimmer, Korridor um Korridor, Treppe um Treppe.

Denke dir, der größte Bewußtſeins-Genius der Menſchheit, Spinoza oder Goethe oder Darwin, einerlei, wen du nimmſt: er ſollte vor dieſe Aufgabe geſtellt worden ſein, einen rohen Zellenhaufen Stück für Stück ſo aneinander zu ſetzen, daß ein Menſchenleib entſtünde. Unmöglich. Selbſt der raffinierteſte Anatom von heute könnte es auch noch nicht annähernd.

Und doch müſſen dieſe bauenden Körperteilchen ſelbſt, die Zellen da im Mutterleibe, thatſächlich die Sache verſtehen. Sie wiſſen ganz zweifellos, wie man eine Niere, ein Rückenmark, eine Leber ſo baut, daß ſie hinterher viele Jahre lang ihren Dienſt thut in einer Arbeitsteilung, vor deren Verwickelung dem Beſchauer ſchwindelt.

Sie müſſen ſogar nicht bloß unmittelbar wiſſen, wie ein Menſch bis in jedes mikroſkopiſche Detail beſchaffen ſein muß, — dieſe Körper-Bauzellen. Du erinnerſt dich, wie ich dir früher von dem höchſt ſeltſamen Geſetz erzählt habe, das bei dieſem Aufbau des Leibes im Mutterleibe ſeine Rolle noch beſonders zu ſpielen ſcheint. Man hat es das biogenetiſche Grundgeſetz genannt und es beſagt in dieſem Falle, daß der Keim oder Embryo da im Mutterleibe nicht ſofort Menſchen-

geſtalt annimmt, ſondern gewiſſe einfachere Formen zuerſt zeigt, die an beſtimmte Tiere erinnern, — Tiere, von denen wir vermuten, daß ſie im Sinne Darwins die Vorfahren des Menſchen in der alten geſchichtlichen Entwickelung geweſen ſind. So entſpricht eine Stufe des Embryo etwa dem Wurm, eine andere hat Kiemen wie ein Fiſch, und was der Sonderbarkeiten mehr ſind.

Hier ſetzt alſo ein noch verwickelteres Wiſſen deiner bauenden Zellen ein.

Sie wiſſen Dinge aus der Urwelt. Die zum Teil viele Millionen Jahre weit hinter der ganzen Menſchheit zurückliegen. Sie wiſſen, daß einmal der „Menſch“ noch in einem Tier ſteckte, das hinten einen langen Schwanz trug; oder das im Waſſer lebte und mit Kiemen atmete; oder das ſtatt einer feſten Wirbelſäule erſt einen dünnen Knorpelſtab im Rücken trug. Das alles wiſſen deine Zellen offenbar noch ſo genau, daß ſie bei ihrem Bau dem geradezu noch Rechnung tragen und ihren Grundriß ſo einrichten, daß erſt von dem Alten allerlei noch ſichtbar wird, ehe der echte Menſch herauskommt. Sie erinnern ſich, — erinnern ſich an Dinge, die einem Weltdenker wie Spinoza oder Kant in den ganzen Jahren ſeines Denkerlebens unmöglich je aus ſich eingefallen wären und von denen auch thatſächlich weder Spinoza noch Kant zu ihrer Zeit ein Sterbenswörtchen gewußt haben.

Vielleicht ſtößt du dich noch an den Ausdrücken wie „Wiſſen“ oder „Erinnern“. Du willſt ſo was den Zellen deines Leibes nicht zugeſtehen. Es ſoll da alles in einem einfachen Druck beſtimmter Naturgeſetze, alſo rein mechaniſch, vor ſich gehen. Aber es iſt mit dieſen ganzen Worten ſo eine

Sache. Du magst dir über Seelisch und Mechanisch eine Vorstellung machen wie du willst. Leugnen läßt sich unmöglich, daß in jeder Zelle deines Leibes, sitze sie nun in deiner Leber oder in deinem Darm oder in deinen Geschlechtsteilen, auch etwas sitzt, was du als Seelisch bezeichnen mußt. Der Begriff einer Zell-Seele ist kein Märchen, sondern ein sehr scharfer Denkschluß. Es muß etwas derart geben. Jede Zelle hat ihre Individualität und die erscheint, von sich selbst aus genommen, als ihre Seele. Wenn ich nun solche Zellen ein bestimmtes Gebäude, den Kindesleib, im Mutterleibe aufführen sehe mit einer Folgerichtigkeit, wie besser keine Schar menschlicher Bauarbeiter einen vorgeschriebenen Plan in That umsetzen könnten, so steht meines Erachtens nicht das Mindeste im Wege, im Hinblick auf jene Zellseele zu sagen: jede dieser Zellen weiß, was sie zu thun hat. Und wenn im Sinne jenes biogenetischen Grundgesetzes unter diesen Leistungen solche vorkommen, wo es sich um Wiederholung von Dingen handelt, die vor Millionen von Jahren schon passiert sind, so kann ich ebenso auch sagen: die Zellen erinnern sich. Ins innerste Gewebe dieser Dinge hinein sieht doch vorläufig kein Mensch. Mechanisch und Seelisch, das sind alles nur so tastende Worte wie Schneckenfühler ins Unbekannte. Der Materialist wird dir sagen: auch unser menschlich-bewußtes Gesamtwissen und Erinnern, wie du es als „Geist" hast, geht auf Mechanisches zurück. Umgekehrt wird es verflixt schwer sein, einen Menschen zu widerlegen, der etwa von der Erde, wenn sie mit ihrer Hunderttausendtrillionenzentner-Schwere den Mond anzieht, sagen wollte: die Erde „weiß", wie man das macht, den Mond an sich zu fesseln. Das Wissen wäre eben nur der seelische Ausdruck für ganz genau dieselbe Leistung, die mechanisch in jener Ziffer als Gravitationsgesetz ausgedrückt wird. Notabene von uns Menschen ausgedrückt, die alle diese Begriffe ja erst erzeugen, um den Dingen mit irgend einer Hilfskonstruktion auf den Leib zu rücken.

Doch dieſe ganzen begrifflichen Sachen, ſo hübſch ſie ſind, führen uns hier vom Hundertſten ins Tauſendſte. Laſſen wir das lieber jetzt.

Beſchränken wir uns: die Zellen deines Leibes *thun* allerlei jedenfalls, das du mit deinem konventionell ſo genannten Geiſt da oben unbedingt *nicht* gekonnt hätteſt. Wollen wir das ſeeliſch als ein Wiſſen, Erinnern u. ſ. w. dieſer Zellen bezeichnen, ſo handelt es ſich auf alle Fälle um ein Wiſſen und Erinnern, das mit deinem Geſamt-Geiſte da oben zunächſt nicht in Verbindung ſteht. Und das ſoll das Wort bloß ausdrücken: dein Leib iſt in dieſen beſtimmten Punkten *weiſer* als du.

Gehen wir den Thatſachen noch ein Stückchen weiter nach. Bleiben wir in der Linie der engeren *Liebes*-Thatſachen.

In deinem Geiſte ſpukt die Liebe und baut Himmel und Höllen auf. Aber nun dein weiſer Leib. Was wärſt du, wenn du ſelber in die Liebesjahre kommſt, ohne den. Überlege dir. Ohne Prüderie, die in dieſe heiligſten Dinge wahrhaftig nicht gehört. Ganz nüchtern ernſt.

Dein Leib weiß zu ſeiner Reifezeit um die Geſchlechtsfunktionen ganz genau — und ſei dein Geiſt auf ſeinem mitbekommenen weißen Blatte auch *noch ſo* unbeſchrieben nach dieſer Seite.

Nimm an, du biſt als geſchlechtsunreifes Kind auf jenen weltverlaſſenen Felſen verſchlagen, den Chamiſſos Lied feiert: Salas y Gomez. Einſam. Kein Menſch außer dem armen ſchiffbrüchigen Kinde. Nur blaues Meer ringsum. Und Seevögel auf der Klippe, die Eier legen. Der Erhaltungsſinn des Kindes ſoll gerade ſchon ſo weit entwickelt ſein, daß es

Regenwasser aus einer Mulde im Gestein trinkt und mit Eiern sich selbst ernähren kann. Nun laß diesen Robinson in die Jahre kommen. Wenn er ein Mann ist, hat er nie vom Mysterium des Weibes gehört. Und umgekehrt als Weib nie von dem des Mannes. Die Tafel seines Geistes liegt hier absolut leer. Keiner ist da, sie zu beschreiben. Und doch: auf diesem einsamen Ozeaneiland weiß einer von Liebesdingen.

Sein Leib.

Er weiß davon, — nicht aus Wort und Schrift und Anblick. In uralter dunkler Tradition, die den unmittelbaren Weg durch die Leiberfolge der Geschlechter gegangen ist, weiß er davon. Seine Zellen, die einst sich selber zu diesem Leibe geordnet und bei dieser Ordnung auch die Geschlechtsteile angelegt haben, lange, lange ehe an irgend eine wirkliche Verwertung dieser Teile zu denken war: sie wissen noch ein ganzes Stück auch weiter den Weg.

Ist das einsame Kind ein Mädchen, so erfolgt in gewisser Reife der Jahre, sagen wir etwa nach deutschen Verhältnissen mit dem vierzehnten Jahre, ein innerlicher Akt zum erstenmal, der mit dem eigentlichen Bewußtsein dieses Mädchens schlechterdings gar nichts zu thun hat, sondern ihm selber wie aus einer fremden Welt zu kommen scheint. Die Pforte des Leibes, die bisher nur der Harn-Entleerung diente, sondert plötzlich Blut ab. Diese Blutabsonderung steht aber in einem tiefen Zusammenhang mit einer innerlichen Geschlechtshandlung des Leibes, die gleichsam nur durch sie als äußerliches Merkmal angedeutet wird.

An einem der beiden Eierstöcke ist eine kleine Fruchtkapsel geplatzt und hat einem winzigen Menschenei freie Bahn gegeben. Dieses Ei ist darauf langsam durch den Verbindungskanal zur Gebärmutter befördert worden. Dort ist die das Innere austapezierende Schleimhaut in eine Art Entzündung geraten und das Ergebnis dieser Entzündung ist jene Blutabsonderung, die durch die äußere Pforte schließlich sichtbar abläuft.

Dieſe ganze Loslöſung und innere Wanderung des Eies iſt aber durchaus eine aktive Geſchlechtshandlung des Leibes. Er „weiß“, um das Wörtchen noch einmal ſo anzubringen, daß von außen die Samentierchen gegen die Gebärmutter vordringen werden. Weiß, daß der Ort, wo die Entwickelung des befruchteten Eies am beſten vor ſich geht, die Gebärmutter iſt. Weiß, daß in der geſchloſſenen Blaſe am Eierſtock (dem ſogenannten Follikel), in dem das Ei zunächſt ſteckt, eine Befruchtung nicht möglich iſt. Daher alſo das Entgegenkommen. Wenn das Mädchen wirklich Einſiedlerin iſt, wird ja alles Entgegenkommen thatſächlich umſonſt ſein. Die Samenzellen werden ſich nicht einfinden, ob auch allmonatlich mindeſtens eine harrende Eizelle ihnen entgegen in die Gebärmutter wandere. Aber auch ſo: welche Weisheit der Zellen tief da drinnen im Geſchlechtsapparat gegenüber dem Wiſſen dieſes ganzen Mädchens, das weder weiß, was dieſer monatliche Bluterguß überhaupt bedeute, noch in ſeiner Einſiedelei jemals aus ſich ſelbſt geiſtig auch nur darauf kommen wird, was für ein Unterſchied zwiſchen Mann und Weib beſteht und was ein Geſchlechtsakt ſein kann! Haben wir doch hinſichtlich der Blutung ſelbſt bei uns unter Verhältniſſen, die gar nichts mit Salas y Gomez zu thun haben, Mädchen und Frauen zu tauſenden und abertauſenden, die in ihrem ganzen Leben ſich nie darüber unterrichtet haben, was dieſe Erſcheinung ſoll. Sie nehmen ſie wie eine häßliche Zufallsgabe, die das Schickſal mit dem edlen Begriffe Weib verknüpft hat. Und ahnen nie, wie ſie gerade mit dieſem Prozeß weit überflügelt werden durch die Weisheit ihres Leibes, ohne die das Menſchengeſchlecht längſt elendiglich ausgeſtorben wäre. Dieſe rote Welle iſt in der That eine Lebenswelle der Menſchheit.

Jetzt nimm den umgekehrten Fall. Einen ebenso einsamen Knaben, der Mann wird. Auch ihm ist der Unterschied der Geschlechter geistig vollkommen unbekannt geblieben. Das freie Feld seines Bewußtseins ist in Hinsicht auf das ganze Geschlechtsleben wirklich vollständig weiß geblieben. Er hat nicht die geringste Ahnung davon, daß es Wesen gebe, deren Leibesapparat in bestimmter Hinsicht anders gebaut sein könnte als sein eigener. Wenn er noch so viel grübelt, wird er doch aus seinem Denken heraus sich niemals ein Bild erschließen können von dem Körperbau eines Weibes. Er kennt ja nicht einmal dieses Zweierlei in klarem Sinne. Und er kennt vollends nicht die Möglichkeiten, wie die beiden Organisationen sich zu einer Einheit ergänzen können. Merkwürdig genug aber auch hier: sein Leib kennt unanzweifelbar alle diese Dinge. Seine Körperzellen haben sich zunächst, als sie ihn überhaupt auf den „Mann" zuschnitten, so geordnet, daß sich bei ihm das typische Mannesorgan entwickelt hat. Dieses Mannesorgan wäre vollkommen sinnlos, wenn es nicht jenem Sachverhalt genau angemessen wäre. Wie beim Weibe bildet es zugleich auch die Ausgangspforte des Körpers für die Harnstoffe, also Abfallstoffe der Ernährung, die einfach entfernt werden müssen. Nicht die leiseste Ursache läge aus dieser Harn-Leistung heraus vor, daß dann nicht eine einfache Pforte hier am Leibe bestehen sollte, genau gleich der weiblichen für denselben Zweck. Wenn die bauenden Zellen aber statt dessen schon im Kinde das Mannesglied angelegt hatten in der allgemein bekannten Form, so trugen sie eben nicht dem Harn-Akt, sondern dem Geschlechts-Akt damit vorschauend Rechnung. Sie legten ein Organ an, dessen Ergänzung die weibliche Scheide war. Das ihr nicht entsprach im Sinne gleichen Aussehens, sondern grade umgekehrt durch eine Verschiedenheit, die aber doch in Wahrheit eine äußerst nützliche logische Ergänzung war. Die bauenden Zellen, die diesem Organ die Gestalt eines vorspringenden, keilartig geformten Körpers gaben, bauten unzweideutig mit

Rücksicht auf ein zweites Organ eines anderen Menschenleibes, das eine reine Öffnung darstellte, in die dieser keilförmige Körper paßte.

Der „weise Leib" weiß aber noch weiter Bescheid. Zur wirklichen Geschlechtsergänzung genügt noch nicht die Existenz eines äußerlich irgendwie vorspringenden männlichen Organs. Dieses Organ muß eine gewissermaßen mathematische Einstellung erhalten, um den großen und heiligen Zweck erfüllen zu können. Denken wir uns einen männlichen Körper und einen weiblichen Körper gegeneinander gekehrt. Sie bilden mathematisch zwei Parallelen, die sich als solche nach einem einfachen Lehrsatze der Mathematik niemals schneiden können. Will ich eine Verbindung zwischen ihnen herstellen, die zugleich die denkbar kürzeste sein soll, so muß ich von einem Punkte der einen graden Linie eine Senkrechte fällen auf die parallele andere. Die Lage dieser Senkrechten ist nun unzweifelhaft auch die einzig zweckentsprechende Situation jenes Organs, das jene beiden Körper ergänzend miteinander verbinden soll. Der „weise Leib" überschaut das vollkommen. Sobald die reifen Jahre beginnen, dieselben, da dort bei dem Weibe jene geheimnisvolle Wanderung der Eizellen einsetzt, läßt er auf geringe Reizungen hin sofort in dem Mannesorgan gewisse Blutstauungen eintreten. Diese Blutstauungen erfüllen das Zellgewebe des äußeren Organs mit starken Blutmassen, die nicht sogleich wieder abfließen können. Resultat ist ein Anschwellen des betreffenden Organs der Art, daß sein keilförmiger Körper sich thatsächlich rechtwinklig zu der graden Linie des Gesamtleibes einstellt. Unserm Einsiedler fehlt natürlich in unserm Falle jetzt ebenso die wirkliche Parallele, das Weib, wie es vorher bei jener wandernden, die Blutungen verursachenden Eizelle der Einsiedlerin der Fall war. Aber die Bedingungen sind gleichwohl auch so von der Mannesseite wenigstens erfüllt im Sinne eines Wissens des Gesamtverlaufs. Und das bei einem reifen Jüngling, der geistig selber überhaupt nicht weiß,

was ein Weib iſt, — geſchweige denn, daß er etwas von jener Mathematik des Zeugungsaktes verſtehe.

Du kannſt dieſe Gedankengänge noch weit ausſpinnen, ſie ergeben alle dasſelbe. Denke an den Zeugungsakt ſelber, — wie nicht dein Geiſt und Geiſteswille die Samenzellen im entſcheidendſten Moment wirklich in Aktion bringt, ſondern der Leib aus ſeiner Initiative. Erinnere dich, wie der weibliche Mutterſchoß jetzt in langer Reihe kunſtvollſter Akte dem wachſenden Keimling ſein verborgenes Bettlein bereitet, wie das Mutterblut ihn tränkt, und wie endlich zur rechten Stunde der Leib ihn durch preſſende Wehen entläßt, — alles allein und ohne den Geiſt der Mutter um Rat und Stunde zu fragen. Erſt von ihm haben die Mütter ſchon früher Zeiten gelernt und dann durch Tradition weitergegeben, daß neun Monate rund nötig ſind für des werdenden Menſchleins Zeit im Mutterleibe, — aus ſich hätten ſie's wahrlich nicht gewußt. Noch erlebt die Mutter ein „Wiſſen" des Körpers, indem ſich dann aus ihren Brüſten die köſtliche Nährſuppe, die Milch, abſondert. Dieſe weiße warme Suppe ſelber wie die natürliche Schüſſel, in der ſie kredenzt wird, ſind genau gemacht für ein kleines neues Weſen, das ſehr im Gegenſatz zu allen reif ausgewachſenen Menſchenkindern noch keinen einzigen Zahn im Munde hat, alſo auf das Saugen von Flüſſigkeit angewieſen iſt. Eine arme junge Menſchenmutter in der Wildnis, die ohne jede Lehre aufgewachſen iſt und nie ein kleines Kind geſehen hat vor dem Tage, da ſie ſelbſt als unwiſſende Eva einem das Leben ſchenkt: wie ſollte ſie in ihrem Bewußtſein je vorher darauf kommen, daß das Zwerglein ihres Schoßes noch abſolut nichts beſitzt von dem blanken Gebiß, das ſie als Naturkind ihr eigen nennt, ſo lange ſie ſich erinnern kann! Dieſes Erinnern hat gerade da den fatalen Riß, wo ihre eigene Lebensgeſchichte in die erſte Kindheit überlenkt, und ſchwerlich wird es ihr noch ſagen, daß auch ſie ſelbſt einmal ohne Zähnchen an einem warmen Mutterbuſen lag und ſaugte.

Der Gipfel des Wunderbaren in dieſem Falle iſt, daß ſogar dein Mannesleib — und das vollends ohne Zuthun deines Bewußtſeins — eine dunkle Kenntnis beſitzt jenes Suppenapparates für den zahnloſen Säugling. Laß deine Hand über deine nackte Bruſt gleiten. Was fühlſt Du? Rechts und links eine Erhöhung, die Bruſtwarze. Sie entſpricht dem kleinen Saugpfropfen auf jeder Weiberbruſt, den der Säugling ſo hübſch zu benutzen weiß, wenn die Nährflaſche gefüllt iſt. Es ſind in alten und neuen Zeiten immer wieder vereinzelte Fälle beobachtet worden, wo ein Mann nicht nur die Bruſtwarzen, ſondern auch den wirklichen Milchapparat in voller Thätigkeit beſaß und ſein Kind trotz der Mutter ernähren konnte. Das iſt ja nun offenbar ſeltene Ausnahme ſtatt der Regel. Aber auf alle Fälle ſitzen die männlichen Bruſtwarzen da wie ein geheimes Wiſſen, ein geheimes Sicherinnern nun gar auch des Mannesleibes an jenes Bedürfnis des Neugeborenen — mag es auch ein Wiſſen und Erinnern ſein, das für gewöhnlich zwecklos geworden iſt. Ich komme auf den Punkt noch zurück. Denke für jetzt nur noch einmal an jenen einſiedleriſchen Knaben auf Salas y Gomez, der nie mit Bewußtſein von der Exiſtenz von Weibern und Kindern erfährt. Laß ihn weiſe werden wie Salomo: wie ſollte er wohl je das dunkle Wiſſen und Deuten ſeines Leibes in dieſen ſeinen eigenen Bruſtwarzen, die er alle Tage vor Augen ſieht, verſtehen lernen?

Die Beiſpiele genügen, da ſie ja doch alle auf das gleiche hinauslaufen. Ich denke, du ahnſt jetzt, welcher Weiſe da vor dir liegt im grünen Uferkraut. Ein Adept, ein Wiſſender, der dich wirklich wie ein Kind lehren mag.

Es hat lange genug gedauert, bis er zu seinem Rechte als Lehrer kam. Wie hat die Menschheit in ihrem Denken sich herumgeplagt, sich möglichst weit von ihm abzukehren! Verborgen wurde er wie ein Greuel. Fleisch und Satan sind lange geradezu gleichbedeutende Begriffe gewesen. Der Anachoret hüllte sich bis unters Kinn in Kameelshaare und starrte in die Sterne. Als ob er da oben in etwas anderes gestarrt hätte als doch nur wieder in einen Leib, in den Zellenbau eines Leibes von Fixsternen und Milchstraßen, der seine Weisheit hat wie seiner, der Sonnen aus sich gebiert wie er Samenzellen . . .

So lange der arme Leib so schlecht behandelt wurde, hat er trotzig geschwiegen. Soll er uns Antwort stehen, so ist eine gewisse Reinheit in uns, den Fragenden, selber dazu nötig. Wir müssen, was heute allerdings noch keineswegs leicht fällt, uns gewöhnen, den nackten Menschenleib so friedlich und unbefangen anzusehen wie wir etwa eine schöne Blume anschauen. Im Sinne des Arztes bringen wir das ja schon am ehesten heute fertig. Mit dem Mitleid wird uns alles keusch. Aber gerade das langt noch nicht. Wir sehen doch auch eine Blume nicht mit Mitleid an, sondern wir freuen uns ihrer, wenn sie erst recht in Vollkraft der Gesundheit steht.

Und doch ist — grade so ein Fingerzeig der Natur — eine solche Blume im strengsten Sinne nicht bloß ein nackter Leib, sondern sie ist die gefährlichste Partie dieses Leibes, nämlich ausgesucht der Geschlechtsteil.

Ja, dagegen hilft gar nichts. Die glutrote Rose und das silberne Maiglöckchen, die keusche Lilie und der brennende Mohn: sie alle sind große, aufdringliche Geschlechtsteile. Der Griffel ist der weibliche Schoß, der der Befruchtung harrt, — der Staubfaden das Mannesglied, von dem der Samen fällt. Alle die bunten Farben, der Duft, der Honig sind Lockmittel für die Fliegen, Bienen und Schmetterlinge, die ab und zu fliegend die Begattung vermitteln.

Nimm die kleine, eben aus dem violetten Knöspchen entfaltete Vergißmeinnichtblüte hier. Sie schaut dich an wie ein liebes taufrisches Mädchenantlitz, ein Zwergenmädchen, auf einen grünen Stengel verzaubert. Und doch ist es kein Gesicht, du irrst dich. Es ist der Liebesschoß des Pflanzenelfchens. Der köstlichste, heiligste Teil des ganzen grünen Pflanzenleibes ist es. Und auch dieser kleine Leib ist ein Wissender: ohne Scheu, in klarer Erkenntnis seiner Bestimmung, reckt er dieses wichtigste Glied am offensten in die Sonne vor. Das Blau der weichen Elfenhaut soll Insekten anlocken, daß sie den Liebesboten spielen. Das gelbe Kränzlein, das so lieblich in dem blauen Stern glänzt, wirkt auf das Insekt wie ein treues Wirtshausschild: hier giebt's Honig. Indem das Insekt den Honig nascht, trägt es den Samen auf den Griffel einer Nachbarpflanze. Alles nur Geschlechtsteile und Geschlechtssachen. Jedes farbenprangende Blumenparkett eine einzige ungeheure Anpreisung zahlloser Geschlechtsglieder. Geschlechtsteile sind die weißen Myrtensternchen, die du der Braut ins Haar windest. Ein Geschlechtsglied ist die lackrote Nelke deines Knopflochs. Männliche Geschlechtsglieder sind die goldig stäubenden Haselkätzchen, die du als erste liebe Frühlingsboten dir ins Glas stellst; bei diesen Haseln sind die Geschlechter getrennt: das Kätzchen ist bloß Mannesblüte; am gleichen Zweige aber findest du aus der Spitze brauner Blattknöspchen auch winzige rote Federblütchen vorschauend, — das sind die Weibesteile, die sehnsüchtig den goldenen Lebensstaub der anderen aufsaugen und so begattet werden.

Und doch, wenn du das alles dir sagst, was ändert sich im Grunde dir nun an der Schönheit, Reinheit, Lieblichkeit dieser bunten Blumenkinder, an der unschuldige Augen sich erfreuen werden, solange die Sonne diesen heiteren Planeten wärmt und Farben und Düfte kocht in lebendigen Pflanzenzellen? Ich denke doch, sie bleiben dir erst recht so lieb wie zuvor. Bloß daß du jetzt noch ein intimeres Verhältnis zu

ihrem wirklichen Wollen und Mitthun in der Welt gewonnen haſt. Du haſt einen Schlüſſel zu einer neuen, erweiterten Erzählung ihres lieben Antlitzes gefunden vom Moment ab, da du weißt, daß dieſes Vergißmeinnicht- oder Myrtenſternchen dir die Liebesgeſchichte der Pflanze ausplaudert.

Es muß nun möglich ſein, einen ſolchen Blumenſtandpunkt auch für deinen eigenen Leib zu erringen. Im Moment, wo du ihn feſt haſt, fängt auch dein Leib an, dir in einer ganz neuen Weiſe zu erzählen. Seine wunderbarſte Erzählung aber geht gerade von den Geſchlechtsteilen auch bei ihm aus, — von ſeiner Blüte.

Was iſt alſo nun der Menſch? Dein Weiſer giebt dir eine ſehr ſchlichte, aber ſehr überzeugende Antwort.

Du ſitzeſt auf der Erde und über dir ſind die Sterne. Im weiteſten Sinne biſt auch du ein ſolcher Weltkörper. Auf die Größe kommt nichts an. Ein einſames Meteorſplitterchen im Raum iſt viel kleiner als du und du wirſt es doch nicht anders bezeichnen können.

Das eigentliche Grundwiſſen deines Leibes ſind allgemeine Weltkörper-Eigenſchaften. Dein Auge faßt im All das kleine Lichtpünktchen des Sternes Sirius. Dieſer Sirius iſt viele Billionen von Meilen von dir entfernt. Wie kommt es, daß du ihn mit deinem Leibe doch noch gleichſam berühren kannſt? Du und der Sirius, ihr ſchwimmt alle beide in dem feinen Weltenſtoff, den der Phyſiker Äther nennt, wie zwei Fiſche in demſelben ungeheuren Teich. In dieſem Äther ſchlägt die koloſſale Flamme jenes glühenden Sirius eigentümliche Wellenkreiſe. Du kennſt die Kreiſe, die in einem gewöhnlichen Waſſerteich entſtehen, wenn ein Stein hineinfällt. Immer einer um den andern, wobei immer neue Waſſerteilchen in Mitleidenſchaft gebracht werden, immer weitere, bis zum Ufer, wo der letzte ſich bricht. So erzeugt auch der Sirius in dem Lichtäther eigentümliche, wahrſcheinlich elektromagnetiſche Wellen, und indem ſolche Wellenkreiſe durch die ganzen Billionen von Meilen

Ätherzwischenleib zu dir kommen und von deinem Leibe aufgefangen werden, erhältst du die Erscheinung des Lichtes. Du „siehst" den Sirius. Es kann aber eben nur geschehen, weil du genau so wie der Sirius ein Weltkörper innerhalb des großen Äthermeeres bist.

Es ist derselbe Weg, auf dem du Licht und Wärme von der Sonne bekommst, obwohl auch sie noch zwanzig Millionen Meilen von dir absteht. Dein Leib weiß sehr genau mit diesem Sonnenlicht Bescheid. Wie er hier so blütenweiß im Grünen liegt, erzeugt er diese seine Farbe durch eigene Leistung eben aus dem Sonnenlicht. Seine Haut wirft das Licht zurück und erscheint so „weiß". An einigen Stellen wählt sie aus ihm (das bekanntlich alle Farben in seinem Weiß als Gemisch enthält) auch wohl bloß eine einzelne Farbe aus und malt sie allein wieder: so giebt deine Lippe bloß Rot zurück. Dein schwarzes Haar umgekehrt schluckt fast das ganze Licht. Und die Glashaut deines Auges, bei dem ein Zweck vorliegt, daß möglichst sämtliche Strahlen unbehindert nach dem Innern des Auges durchpassieren, reflektiert weder Licht noch schluckt sie welches, sondern sie läßt alles glatt durch und erscheint also absolut durchsichtig, — „durchlichtig" könnte man noch besser sagen.

So weit die uns bekannte Welt reicht, bist du mit ihr durch diese Äther-Dinge verknüpft: bis zum fernsten Nebelfleck. Du wüßtest ja nichts von diesem Nebelfleck, wenn dein Leib seine Lichtwellen nicht zu parieren und in deinen Besitz zu bringen wüßte. Auf diesem gleichen Äther vollziehen sich aber noch mancherlei Sachen mehr, mit denen dein Leib unausgesetzt zu thun hat. Da kommen jene viel größeren Wellen, die wir im engeren Sinne elektrische nennen, und durchqueren deinen Körper bald so, bald so. Wer weiß, was in diesem Moment, da der wollüstig weiche, unbeschreibliche Zauber der Frühlingssonne und Frühlingsluft dich durchschauert, daß dein Sein bis in jede Faser bebt: wer weiß, was da geheimnisvoll alles an solchen und verwandten, ja noch von ganz unbekannten

und unbenannten Wellenzügen des Weltäthers durch dich flutet und ebbt, Wellenzügen, die auf unbekannten Zentralsonnen angeregt, von Sonnen reflektiert und verstärkt, von Planeten in besonderen Raumlagen und Achsenstellungen abermals abgelenkt und umgeformt sind. Dein Leib hat noch weitere Weltkörper-Fähigkeiten. Er hängt im Weltennetz der Schwere, der Gravitation. Springe nur aus einer gewissen Höhe herab. Du brauchst gar nichts zu wollen und zu denken dabei: er weiß ganz allein den geradezu mathematisch genauen Weg. Erst Galilei und Newton haben den durch schriftliche Tradition verknüpften Menschengeistern etwas von den Gesetzen des Falles und der allgemeinen Schwere dargelegt. Die Leiber der Menschen aber sind nach der raffiniertesten Folge dieser Gesetze gefallen, so lange es Menschen giebt. Empedokles ist schon danach in den Ätna gefallen, Marcus Curtius in die berühmte Erdspalte zu Rom gesaust, Fiesko von seiner weltgeschichtlichen Planke in die schwarze See gestolpert. Immer ist maßgebend dabei gewesen, daß der kleine Menschenleib so und so viel Masse hat und der enorme Erdenleib so viel, und daß die kleinere Masse auf die größere rein automatisch wie auf Grund eines uralt eingepaukten Pensums loseilt nach dem durch Newton festgestellten „direkten Verhältnis der Massen und dem umgekehrten Quadrat ihrer Entfernung voneinander". In diesem Sinne bist du als einzelner Mensch thatsächlich nichts anderes als ein kleines Weltkörperchen, das infolge der Schwerkraft ein kleines Trabantchen, ein kleiner magerer Mond gewissermaßen des ungeheuren fetten Erdkörpers ist. Er saust nicht mit der Schnelligkeit des anderen großen Mondes hoch oben im Blau um die Erde herum, in schwindelnder Balance gehalten durch den eigenen Schwung. In kleinen Bewegungen krebst er dicht an der harten Erdkruste selbst äußerst langsam dahin, und erst seit nicht ganz vierhundert Jahren ist es einigen wenigen dieser Möndlein ab und zu geglückt, unter vielen Fährlichkeiten und immerzu dicht an der Erd- und

Wasserscholle um den ganzen Planetenbauch einmal „weltumsegelnd“ so herumzukommen, wie es uns in freier Ätherhöhe der große Mond allmonatlich einmal wie eine selbstverständliche Promenade vormacht.

Diese allgemeine Lehre, womit der Leib dich dir als Weltkörper bei Nebelflecken, Sonnen und Monden zu erkennen giebt, ist ja nun schon recht interessant. Der Leib spezialisiert aber sofort ein Stück weiter.

Das Weltkörperchen, das du darstellst, nimmt ganz unverkennbar eine bestimmte Stelle ein in einer gewissen Reihenfolge der Weltstoff-Gebilde. Dein Leib hat sich schon im Mutterleibe aus ganz bestimmten Stoffen aufgebaut und ergänzt sich fort und fort durch ähnliche Stoffe. Diese Stoffwahl aber giebt dir in jener Reihe deinen Rang. Du bist kein Nebelfleck, der bloß aus zwei oder drei Stoffen, hauptsächlich Wasserstoff, in losester Gasform besteht. Gegen den gehalten stehst du etwa der Sonne schon sehr viel näher. Die besteht schon aus so und so viel wohlgesonderten Elementen, einer ganzen Tabelle. Aber auch dieser Sonne fehlt noch viel, um dir ganz auf den Leib zu kommen. Die Stoffe auf ihr befinden sich sämtlich noch in einem furchtbaren Glutzustand, innen eine einheitlich weißglühende Bombe und um diese Weißglut wogend bunte Schleier von Metalldämpfen. Diese Glut ist so gewaltig, daß chemische Verbindungen zwischen den einzelnen Elementen, wie es scheint, überhaupt noch ganz ausgeschlossen sind. Solche Verbindungen sind aber der wahre Baustein deines Leibes, mit dem er so gut wie ganz arbeitet.

Man muß sich bloß an die simpelste aller solcher Verbindungen erinnern, die berühmte H_2O, wie der Chemiker sagt: zwei Teile Wasserstoff und ein Teil Sauerstoff zum Rezept „Wasser“ verbunden. Was sollte dein Leib anfangen ohne Wasser? Es ist nicht nur eines seiner wichtigsten Nahrungsmittel, sondern geradezu der Hauptbestand seines ganzen Gebäudes. Ein großes Venedig ist alle feste Substanz in uns,

vom Waſſer umſpült, auf dem Waſſer ſchwebend. Das neugeborene Kind beſteht zu ſechsundſechzig Prozent aus Waſſer, der Erwachſene immer noch aus achtundfünfzig Prozent. Selbſt deine ſoliden Knochen haben noch zwölf Prozent Waſſergehalt, dein denkendes Gehirn hat fünfundſiebzig, dein Blut gar dreiundachzig. In dem ganzen Sonnenball mit ſeinen einundeindrittel Millionen Kilometern Durchmeſſer findet ſich aber kein kleinſtes Fleckchen, wo auch nur ein einziges Tröpflein Waſſer ſich bilden könnte. Alſo Sonne biſt du auch nicht. Du gehörſt nochmals eine Weltenſtufe weiter in die Region der ſchon beträchtlich viel Abgekühlteren, — der Planeten.

Wo die Temperatur bis auf eine gewiſſe, mäßige Wohligkeit heruntergeht, — wo das Eiſen hart wird und an ſeiner harten Rinde mit dem Sauerſtoff chemiſche Liebeleien anzubändeln beginnt, daß eine rote Roſtkruſte auf ihm entſteht, — wo die wilden Luftgeiſter Waſſerſtoff und Sauerſtoff ſich ebenfalls in Liebe gatten und als wunderbares taufriſches Waſſerkind auf einmal einen blauen Himmelsbogen über das Gefilde ſpannen, von dem es in Tropfen fällt, die ſich unten zu ſozialen Genoſſenſchaften, Quellen, Seen, Ozeanen, vereinigen: — da iſt das geheimnisvollſte aller bekannten Weltkörperchen erſt daheim: der Menſch.

Aber auch auf dem Erdplaneten hat er noch wieder ſeinen beſonderen Fleck. Denke dich hinaus in den einſamen ſonnenblauen Ozean. Vulkaniſche Kräfte haben in der Tiefe des Grundbodens gewühlt. Eine Weile kochte das Waſſer an beſtimmtem Fleck weiß brodelnd auf, eine Dampfſäule ſtand wie

ein Warnungssignal darüber, Bimssteinmassen schwammen wie verglaster Schaum in breiten Feldern nach allen Seiten ab. Dann, auf einmal, an einem Morgen, da der Dampf sich zum ersten Mal verzieht, liegt es da: ein schwarzer Fels, der die Flut überragt und die langen Ozeanswellen zu weißer Gischt bricht. Eine Spalte der Erdrinde hatte sich gebildet, durch irgendwelche Massenverschiebungen. Stoffe der Gesteins-Tiefe sind jäh entlastet worden, sind emporgequollen, haben den Tiefsee-Schlamm durchbrochen, haben sich zischend im Wasser aufeinander getürmt, immer höher, bis zum Spiegel herauf, sind zugleich in der Flut erkaltet, erstarrt .... eine neue Insel steht da. Nackt und bloß zunächst. Gott zeigt sich nicht, um auf ihr etwas zu schaffen. Aber die schon vorhandene Natur hilft selber weiter, wenn auch mit etwas Zeit.

Ganz allmählich stellt sich auf dem Stückchen Fels jene Erscheinung des Erdplaneten ein, die wir im gewöhnlichen Brauch „Leben" nennen.

Mit dem Hauch der Luft herangeweht erscheinen jene unsichtbar Allgegenwärtigen, die Bakterien, auch Bazillen genannt. Sie, die im Tropenbrand leben wie am äußersten Polarpunkt Nansens, — die Anspruchslosen, die auf dem nacktesten Fels der Urerde, den noch kein Stäubchen Humus bedeckte, schon hätten gedeihen können, die, wenn es not thut, Schwefelwasserstoff atmen, der allem übrigen Leben ein Gift und Greuel ist, die im buchstäblichen Sinn Steine als Brod fressen. Aber mit der Welle kommt auch die Muschelschale, die ans Land treibt, es kommt die schwerfällige Schildkröte, die hier ihre Eier ablegt, Robben wälzen ihren ungeschlachten Leib herauf, um in der verschwiegenen Stille dieses Strandes ihre Liebesabenteuer auszufechten. Mit der Luft kommen kreischende Seevögel, die den Felsgipfel mit Guano bepudern wie mit Schnee, und ein windverwehtes Käferlein, das sich eilig in diesen Mist gräbt und seine Eier hineinlegt. Ein Sturm verrauscht über Nacht, und als es Morgen wird, hat er vom nächsten Koralleneiland

tief unter dem Horizont glücklich eine Kokosnuß auf ſeinen Wellenroſſen herüber verfrachtet. Ihr ſolider Bau hat ſie vor dem Salzwaſſer geſchützt. Jetzt erhebt ſich alsbald auch jenes ſeltſame organiſche Weſen hier, das wir Pflanze nennen, mit einer Wurzel abwärts ins Erdreich gebohrt, mit einem Stamm aufrecht gegen das Licht orientiert; auf dieſem Stamm ſchwankt ein Strauß grüner Blätter, die das Sonnenlicht trinken und verdauen wie ein himmliſches Manna, das ihnen jeder liebe Tag von neuem giebt.

Da haſt du nun alle die großen Reiche der Erdnatur beiſammen. Hier Mineralreich, den Fels in ſeiner Welle, und dort das ſogenannte Leben. Und dieſes Leben wieder für ſich geſondert in das Bakterium, die Pflanze und das Tier. Wohin gehörſt du enger, wenn du dich im Geiſte auf dieſe hübſche neue Schöpfungsinſel ſtellſt? Dein Leib antwortet ſogleich ganz feſt.

Gegen die glutſchwellende Sonne da oben gehalten, gehörſt du enger zum erſtarrten Lavafels und zur kühlen blauen Welle. Aber auf dieſem Fels gehörſt du in nochmals ſcharfer Scheidung zu jenen Gebilden des ſogenannt Lebendigen. Dein Leib hat eine Weisheit, die der Lavablock da im Ozean niemals hätte, — eben die beſondere Weisheit und Erfahrung des Organiſch-Lebendigen. Aber wie die Wege ſich in dieſem hier alsbald dreifach teilten, ſo biſt auch du hier abermals in engere Wahl genommen.

Gegen den Fels und die Welle gehalten, gehörſt du gewiß enger zum Bakterium. Aber das Bakterium als einfachſtes Lebeweſen beſteht nur aus einem einzigen Klümplein lebendigen Stoffs: einer einzigen ſogenannten Zelle. Dein Leib aber ſteht

da wie ein ſtolzes Königreich ſolcher Zellen. Wohl hub auch er einmal an mit zwei Zellen nur: der Samenzelle und der Eizelle. Ja, die verſchmolzen — und nun war's nur noch eine einzige Zelle überhaupt. Aber dieſe Zelle hat ſich dann gemehrt, als ſei ſie in einer Märchen-Bank auf Wucher-Zinſen gelegt: ungezählte Milliarden von Zellen bilden heute deinen fertigen Leib. Wie du hier jetzt im Graſe liegſt, haſt du in deinem Leibe allein etwa zehn Pfund Blut. In dieſem Blute kreiſen rote Körperchen, die ſogenannten Blutkörperchen. Jedes ſtellt eine (wenn auch etwas veränderte, des Kernes beraubte) Zelle dar. Jene zehn Pfund Blut enthalten aber nun ſchon rund fünfundzwanzig Milliarden roter Blutkörperchen, — jedes im Werte einem ganzen einzelnen Bakterium gleich. Du biſt einfach weit, weit über das Bakterium hinaus, — eine Milchſtraße des Lebendigen gegen ein Meteor-Splitterchen. Gerade darin aber kommſt du mit Pflanze und Tier zuſammen. Auch der Palmbaum beſteht aus ſo viel Zellen, daß dir ſchwindelte, wenn du ſie zählen ſollteſt. Und die Auſter, die Schildkröte, der Vogel, die Robbe ſind jedes für ſich Zell-Pyramiden ähnlicher Art. Alſo Tier biſt du, lehrt dein großer Zellenbaumeiſter Leib, — oder Pflanze; nicht ein-zelliges Bakterium. Aber was nun da wieder: Tier oder Pflanze?

Für deinen jungen Geiſt könnte das ſo recht wieder eine Doktorfrage werden, des Schweißes der Philoſophen wert. Dein Leib aber entſcheidet augenblicklich. Er hat auch hier wieder ein altes Penſum eingepaukt in ſich, das er erledigt, ob mit, ob trotz all deiner Philoſophie. Und dieſes Penſum heißt in Worten einfach: ich bin nicht Pflanze, ſondern Tier. Unter deinen Bruſtwarzen, deinen Brüſten hier, von denen wir vorhin geſprochen haben, hebt und ſenkt ſich leiſe dein Bruſtkaſten. Du athmeſt. Die Zellen deines Leibes bilden da drunter einen doppelten Sack, die Lunge. Sie nimmt Luft auf und verarbeitet ſie für den Körper. Sauerſtoff nimmt ſie auf ins Blut, die unbrauchbare ſchädliche Kohlenſäure atmet

ſie wieder aus. Etwas tiefer in deinem Leibe bilden die Zellen einen anderen Sack mit einer Anzahl wurſtartiger Dependenzen nach ganz unten und ganz hinten: Magen und Darm. Hier ſtopfſt du täglich ſo und ſo viel pflanzliche oder anderstieriſche Beſtandteile hinein und verarbeiteſt ſie ähnlich, dieſes Teil behaltend, jene wieder abſcheidend. Das alles aber iſt nun ausgeſprochen tieriſche Art. Die Pflanzen atmen mit den grünen Lungen ihrer Blätter im Lichte wenigſtens gerade das aus, was die Tiere atmend bei ſich behalten: den Sauerſtoff. Die Pflanzen ernähren ſich wenigſtens in der Regel durchaus nicht von anderspflanzlichen und tieriſchen Stoffen, ſondern von unmittelbar anorganiſchem, mineraliſchem Stoff, den du abſolut nicht gebrauchen könnteſt. Alſo du biſt Tier, kein Zweifel. Dein Leib iſt „auf Tier“ angelernt im Haushalt ſeiner Zellen, und „auf Pflanze“ verſtehts er's einfach nicht. Seine Weisheit iſt Tier-Weisheit, er hat alſo gar keine Wahl weiter in jener Frage, ſobald du ihn überhaupt hören willſt.

Schon wieder biſt du wie der Groſchen in einer Zählmaſchine eine Rubrik enger durchgeſiebt. Jetzt aber: was für eine Sorte Tier biſt du? Wir hatten ja im Beiſpiel ſchon Muſchel, Schildkröte, Vogel. Es giebt rund dreihunderttauſend bekannte (lebende und ausgeſtorbene) Arten von Tieren. Die Arche Noäh. Wo gehört Noah ſelber hin? Dein Leib iſt nicht ein loſer Klumpen, eine erſte loſe Genoſſenſchaft bloß von Zellen, die ſich auf tieriſche Art ernähren. In ſinnvollſter Weiſe ſind dieſe Zellen zu einander geordnet ſchon nach dem großen Prinzip der Arbeitsteilung. Sie bilden Organe, von denen jedes ſein beſonderes Reſſort im allgemeinen Leibes-Haushalt vertritt. Gleichſam kleine Leiblein ſind dieſe Organe,

der Magen, das Herz, die Lunge, der Geſchlechtsapparat und ſo weiter, noch einmal in dem großen Geſamtleibe. Aus dieſer Gliederung des Leibes in Organe aber kannſt du jetzt den Reſt deines großen Rubrizier-Verfahrens über den Menſchen glatt ableſen. Es iſt, als zerſpalte ſich dein großer Weiſer dir dabei in ſo und ſo viel Einzel-Weiſe, die dir der Reihe nach Antwort ſtehen.

Der Erſte, der ſich zum Worte meldet, iſt nochmals der Magen.

Er beſtimmt dich nicht bloß in der allgemeinen Methode ſeiner Nahrungswahl als Tier. Sondern enger noch in ſeiner ausgeſprochenen Form als Organ im Innern des Leibes, das (im weiteſten Sinne in ſeinen Verlängerungen gefaßt) einen langen innerlichen Schlauch bildet, in den die Nahrung durch ein äußeres Loch der Leibeswand, den Mund, eintritt. In dieſer Form verkündet er dir, daß du in der Reihe der Tiere ſchon einer gewiſſen höheren Gruppe angehörſt. Das niedrigſte Tiervolk, das ſchon tieriſch ſich ernährt und auch ſchon zum Teil aus vielen Zellen beſteht, entbehrt doch noch gänzlich des Magens als eines feſten Innenorgans mit feſter Mundöffnung. Zu dieſen Ur-Tieren oder Vor-Tieren gehörſt du offenbar nicht mehr.

Aber ſchon ein verhältnismäßig noch ſo überaus einfaches Tierlein wie der grüne Süßwaſſer-Polyp, von dem ich dir früher bereits einiges erzählt habe, hat einen Magen und Mund. Das Tier ſieht aus wie ein grünes oder braunes Pflanzenblütchen. Aber die ſcheinbaren Blütenblättchen ſind kleine Fangarme des Mundes und was dieſe Fangarme wie vorgeſtreckte Lippen gefaßt haben, das ſtopfen ſie abwärts durch das Mundloch in den Magen, genau ſo wie wenn deine Kehle einen guten Biſſen überſchluckt. Wenig unterhalb dieſes Polypen muß die erſte Bildung eines ſolchen Magens zum erſtenmal bei den Tieren eingeſetzt haben — wie Häckel meint, bei einer Tierform, die nicht am Boden feſtſaß, wie der Polyp, ſondern frei ſchwamm — und die er Gaſträa, das Ur-Magentier, nennt. Von der Gaſträa und ſolchen immerhin eng verwandten

Gasträaden wie dem Hydra-Polypen an aufwärts im System hat das gesamte Tiervolk einen regelrechten Magen und Darm — es sei denn, daß einige wüste schmarotzernde Gesellen, wie der Bandwurm, ihn nachträglich noch wieder „abgeschafft" haben, weil's ohne jenen besser ging.

In dieses „Aufwärts" gehörst du also zweifellos auch. Du bist aber darum doch keine Gasträa und kein Hydra-Polyp.

Ein solcher Polyp hat außen eine Haut und innen einen Magen. Oben lassen Haut und Magen ein Loch, den Mund. So einfach bist du wahrlich nicht gebaut.

Zunächst weist dein Magen selber auf etwas hin, was dort nicht ist. Dein Magen öffnet sich nicht bloß durch eine obere Verlängerung, die Speiseröhre, in einem Munde, der die Nahrung aufnimmt. Er geht auch nach hinten weiter durch so und so viel enge Darm-Fortsetzungen endlich bis zu einer Pforte am Gegenpol deines Körpers. Was an überflüssigen Resten der vorne aufgenommenen Nahrung wieder fort soll aus dem Leibe, das geht hier ab.

Diese Gegen-Pforte steht in unserer alltäglichen Auffassung ja gar gewaltig im Mißkredit. Jene abgehenden Überschüsse und Müllstoffe der großen Verdauungsfabrik tragen an der Stirn eine Art Vermerk oder Warnungstafel, daß sie antimenschlich, von der inneren Jury des Menschenleibes endgültig verworfen sind. Durch uralte Gewöhnung und Schutz-Anpassung haben sich nun die empfindenden Sinne dieses Menschen dahin geeinigt, vor allem den Geruch dieser Abfuhrstoffe sich als den Geruch einer schlechterdings unbrauchbaren und vermeidenswerten Sache einzuprägen. Unser Geist empfängt das vom Leibe wie eine längst festgestellte und beschlossene Sache. So übernimmt er diesen Geruch und Begriff als die höchste Summe des Schauderhaften, Widerwärtigen, Eklen. Während er in der Aufnahme der Nahrung mit allen Genüssen schwelgt, vermaledeit er jene umgekehrte Ecke aufs äußerste. Ein Wörtlein wie Kot wird ihm zur Bezeichnung alles Niedersten, Menschenunwürdigsten,

Verabſcheuenswerteſten. Wo es nach Kot riecht, da hebt die Hölle an. Das iſt nun an ſich eine ſinnreiche Sache, auch eine jener uralten Nützlichkeits-Weisheiten gleichſam des Leibes, die wir jungen Geiſteskinder ſogleich mitbekommen haben — wenn ſchon es in etwas hausbacken grober Form geſchah. Im Sinne einer groben Nützlichkeit war es jedenfalls von hohem Gewinn, daß den armen dummen Entwickelungskindern ſo hahnebüchen wie möglich eingepaukt wurde: das, was hier an eurem Gegenpol abgeht, das iſt abſolut verbrauchtes Zeug, iſt genau das, was ihr nicht brauchen könnt, was euer Zellenleib nicht in ſich aufnehmen konnte — alſo freßt das bloß nicht noch einmal auf, um eurem Magen und Darm noch einmal dieſelbe verlorene Liebesmüh zu machen. Als die Sinne das endlich wirklich eingepaukt hatten durch ſo und ſo viel Erfahrungen vieler Generationen, ſagten ſie beim Anblick ſolcher Stoffe ganz konſequent „Pfui“. Der am unmittelbarſten reagierende Sinn, die Naſe, ſagte „Das ſtinkt“. Endlich hinkte der ſogenannte Geiſt nach (das heißt das obere Stockwerk großer Zuſammenſchlüſſe von einer höheren Individualität aus) und ſagte: Dieſe Gegenpols-Sachen ſind „unanſtändig“ — man ſchweigt ſie tot, nimmt ſie ſelbſt ſprachlich und ideell nicht mehr in den Mund. Das iſt nun alles ſehr gut. Unſere unbefangene Betrachtung aber, der in einem nochmals höheren Erkenntnislicht der Leib abermals rein iſt als heiliges Erkenntnisobjekt ohne jedes praktiſche Mittelchen der gewöhnlichen Dutzend-Nützlichkeit, — ſie darf trotzdem vom After und ſeiner Weisheit ſich genau ſo belehren laſſen, wie von der des Mundes.

Es ist in diesem Falle durchaus keine Afterweisheit, die der After dich lehrt, sondern abermals ein Stück Erkenntnis in unserer Linie. Denke dir, du wärst von Jugend auf mit dem Gegenpol deines Leibes irgendwo festgewachsen. Ein Stück der Unmöglichkeit wäre für diesen Fall, daß die Afterpforte wirklich funktionierte. Wollte dein Magen und Darm das Unverdauliche, wie er doch muß, wieder aus dem Leibe herausschaffen, so bliebe ihm kein anderer Weg als Wiederausspuken nach oben, — durch denselben Mund, der die Nahrung zunächst nur so ganz allgemein besehen und ohne feinere Auswahl hineingeschluckt hat. Damit nun wärst du auf einem Standpunkt, den abermals ein großer engerer Kreis von magenbesitzenden Obertieren wirklich einnimmt. Es sind just alle die, die sich enger an jenen Hydrapolypen anschließen. Der sitzt selber schon hinten auf, und die nach ihm machen's alle so. Sie leben ohne After und spucken, wenn sie genügend verdaut haben, alles wieder nach oben, was unverdaulich ist. Solche Tiere sind die vielgestaltigen Gruppen der Schwämme, der Korallen, Polypen, Seerosen, schließlich auch der Quallen. Denn ob die Qualle zwar vom Polypenstadium sich loslöst und wie eine abgekehrte Glocke frei durchs Wasser schwimmt, so bleibt sie doch zeitlebens hinten zugewachsen wie eine Käseglocke und ihr gesamter Leibesbau bleibt in dieser einseitig offenen Glockenform permanent. Du aber, der Mensch, mit deinem Mund und After, zwischen denen das Magen- oder Darmrohr einen einzigen, vorne und hinten offenen Schlauch bildet, du zählst dich damit selber einer nochmals darüber erhabenen engeren Tiergruppe zu.

Du bist nicht Schwamm, noch Koralle, noch Qualle.

Die niedrigste Form des Tierreiches, bei der solche Afterbildung beginnt, ist der Wurm.

Von einer gewissen Gruppe ab zeigen die Würmer schon vollkommen dieselbe Grundschlauchform wie du. Und von da ab bleibt das durch das ganze obere Stockwerk jetzt der Tiervölker so. Es kommen aber hier, wenn schon einmal Mensch

und Wurm in die engere Wahl geraten, alsbald noch mehrere andere Organe deines Leibes neben dem After in Betracht. Du ritzt dir mit der Nadel in den Finger und hervorquillt rotes Blut. In prächtigen Kanälen rauscht dieses Blut durch die ganzen Wände deines Leibesschlauches. Wie ein innerer Lebensstrom speist es und tränkt es dich bis in jedes Fäserchen hinein. Wenn dein Blut aus dir ausläuft, verschmachtest du elendiglich. Wenn die Blutwelle nur einen Moment dein Gehirn nicht durchspült, sinkst du in todesähnliche Ohnmacht. Bei den Würmern taucht das innere Leibeskunststück dieser Blutkanalisation zum erstenmal auf, alles was darunter steht, weiß nichts davon.

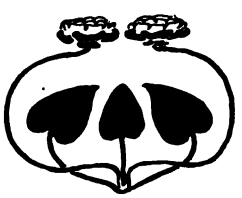
Und noch weiter. Dein Gehirn, sage ich, erlahmt, wenn das Blut es nicht speist. Auch das Gehirn selber erscheint zum erstenmal beim Wurm. Wohl hast du bei viel tieferen Tieren schon die deutlichen Anfänge eines Nervensystems. Die schöne bunte Qualle, die, noch ohne After und noch ohne Blut, durch den blauen Ozean dahinsegelt, sie trägt doch um den Rand ihrer durchsichtigen Schwimmglocke schon einen Ring von Nervensubstanz — einen „Geistesring" wenn du so willst, und an diesem Ringe sitzen kleine Augen und Ohren, die ganz gewiß schon ein ganzes Stück Außenwelt ähnlich erfassen wie deine. Aber dein Menschenleib ist keine Quallenglocke. Dein Gehirn sitzt als großer herrschender Klumpen von „Geistessubstanz" an einer bestimmten Stelle oben über der Mundöffnung des Magenschlauches fest beisammen. Und so gerade taucht es zuerst auch beim Wurme auf. Auch der Wurm ist keine Glocke mehr wie Polyp oder Qualle. Er ist selber bereits der längliche Schlauch wie du. Gradlinig, Mund vorauf und After hintennach, schlängelt er sich dahin. An dem wichtigen vorderen Ende, gleichsam auf der Wacht über dem Futterschlund, konzentriert sich bei ihm die Nervensubstanz zu einem ersten wirklichen „Gehirn". Du als Mensch läufst ja heute aufrecht herum, anstatt wie der Wurm in der Längenrichtung zu krabbeln. Du

kriechſt nicht mehr auf dem Bauch, ſondern balanzierſt dich höchſt kunſtvoll auf den unter die Afterſpitze des Leibes geſchlagenen Hinterbeinen. Aber noch haſt du auch ſo dein prachtvolles großes Menſchengehirn genau ſo an der Mundſpitze deines Leibesſchlauches wie es beim Wurm angelegt iſt.

Die Sortiermaſchine rappelt dich indeſſen nochmals durch. Deine Ernährung und Atmung forderten dich als Tier im Gegenſatz zur Pflanze; dein Magen und Mund als höheres Tier jenſeits etwa des Polypen; dein After, Blut und Gehirn als ganz hohes Tier mindeſtens jenſeits des Wurms.

Wohin nun?

Über die Würmer erheben ſich im Syſtem nur noch eine beſchränkte Reihe äußerſter Tier-Stämme. Vier im ganzen. Einen ſolchen Stamm oder Aſt höchſten Stiles bilden zum Beiſpiel die Seeſterne und Verwandten. Einen die Schnecken, Muſcheln und Tintenfiſche, Einen die Krebſe, Spinnen, Inſekten. Gehörſt du da irgendwo hin? Dieſe Stämme ſind alle ſo unter ſich grundverſchieden, daß du notwendig nur unter eine einzige Rubrik gehören kannſt. Fragt ſich alſo, welche.



Schlage dich mit dem Finger vor die Stirn. Es iſt die Geſte des Menſchen, wenn er ſich als ganz dumm, ganz ratlos bezeichnen will. Hier aber, wo ſich alles vergeiſtigt und tippteſt du auch auf die ſchier unmöglichſten Stellen deines Leibes, iſt dieſe Geſte der einfache Weg zur Antwort.

Dein Leib antwortet dir abermals auf dein Klopfen. Gegen was prallt dein Finger an? Nicht unmittelbar unter der weißen Haut gegen dein Gehirn. Damit wärſt du nur wieder beim Wurm. Zwiſchen Haut und Hirn liegt dir da eine harte Wand. Die Knochenwand des Schädels. Eine ſolide Schale umkapſelt dein zartes Gehirn. Steh auf. Da ſtehſt du im Sonnenglaſt in deiner ganzen Menſchenſchöne. Wie kommt es, daß dein weicher Leibesſchlauch dieſe ſchwere Knochenkapſel an ſeinem Gipfel überhaupt tragen kann? Warum klappſt du nicht elend zuſammen damit?

Dieſer Schädel iſt ja nur die Krone eines ganzen Knochengerüſtes in dir, in dem ſich alles ſtützt und trägt wie in einem wundervollen Säulentempel. Hier in der Mittellinie deines Rückens, zwiſchen den Schulterblättern abwärts zeigt ſich unter der Haut in weicher Ornamentik gerade noch leiſe angedeutet die Hauptſäule dieſes Tempels.

Die Wirbelſäule.

Das weiche Gehirn ſendet in dieſer gleichen Linie eine Art großer Wurzel herunter. Und wie der harte Schädel das Gehirn, ſo ſtützt, umfaßt, beſchützt die Wirbelſäule dieſe Wurzel von Nervenſubſtanz, das Rückenmark. Soll dein weicher Körper wirklich als aufrecht geſtellter Wurm-Schlauch einmal angeſehen

werden, so ist es, als sei mit der Wirbelsäule ein steifes Brett unter die Rückenwand dieses Schlauches gestoßen — ein Brett, das dem ganzen jetzt erst derartig den Halt und Stützpunkt giebt, daß der Schlauch nachträglich beinah bloß wie ein Überzug und bauchseitiges weiches Anhängsel dieses Brettes erscheint.

Dabei ist sehr interessant, wie dieses Brett in den Schlauch eingestoßen ist. Es liegt zunächst, wie gesagt, auffällig an der Rückenseite — das Wort Rückgrat trägt dem ja schon Rechnung. Die Haut mit ihrer darunterliegenden Muskelschicht, also die äußerste Schlauchwand, faßt zwar ganz darum herum. Der innere Separat-Schlauch des Magens und Darmes dagegen liegt wesentlich frei davor an der Bauchseite. Gehirn und Rückenmark, also die wichtigsten Nervensubstanz-Massen des Schlauches, sind für den ersten Anblick sozusagen hineingeraten in das Brett. Schaut man aber genauer zu, so hat man vor allem bei der Wirbelsäule doch den Eindruck, daß das Brett in seiner soliden Masse eigentlich so eingeschoben ist, daß es genau zwischen diesem Nervenmark und dem Magenschlauch steckt. Von dieser Basis erst haben dann Wirbel für Wirbel und endlich auch beim Schädel harte Brettteile (— also Knochenteile!) so nach oben um die weichen Gehirn- und Rückenmarkteile herumgegriffen, daß schließlich diese Teile geradezu in die oberste Brettschicht wie in einen übergreifenden Kanal mit hineingeraten sind.

Diese famose innere Rückenstütze deines Leibes ist nun des Rätsels Lösung, wo du oberhalb des Wurmes hingehörst. Da findest du in den Tierstämmen jenseits der Würmer ja allerlei ähnliche Versuche, den weichen Schlauchleib des Wurmes irgendwie zu festigen, zu stützen und zu schützen durch allerlei Verknöcherungen und Verhärtungen — durch so und so viel Bretter, die bald über, bald untergestülpt werden. Die Schnecke hat ihr Haus, die Muschel ihre Doppelschale, der Seeigel seine sonderbare Melone voller Stacheln, in der er wie eine Kastanie

ſteckt, der Krebs ſeine prächtige Rüſtung, die dem ganzen kompliziertem Leibe in jedes Fältchen und Scharnier von außen folgt. Aber das alles hat nicht die leiſeſte Ähnlichkeit mit dir und deinem Rückgrat.

Keiner dieſer Tierſtämme giebt dir den geringſten Anhaltspunkt, daß dieſer dein „Rücken" dort hingehören könnte. Trennte dich dein Bauch mit dem Magen und Darm vom Ur-Tier jenſeits des Hydra-Polypen — ſo trennt dich diesmal dein ſchöner, ſtolz aufgereckter Rücken, dieſe Freude aller Künſtler ſeit der alten Griechenzeit, von Muſchel, Schnecke, Tintenfiſch, Seeſtern, Seeigel, Krebs, Spinne und Käfer und Schmetterling. Dagegen weiſt er dir eine ganz beſtimmte Linie nach oben hinaus über den Wurm nunmehr ebenſo ſicher als deine Linie.

Da giebt es ſchon bei den höchſt entwickelten wurmähnlichen Tieren ein ſeltſames Geſchlecht. Es ſind die ſogenannten Manteltiere oder Ascidien. Seetiere, dem Laien abſolut fremd. In Neapel werden ſie mit Liebhaberei gegeſſen. Was man da zu eſſen bekommt, ſieht äußerlich wie eine verfaulte Kartoffel aus. Das ausgewachſene Manteltier dieſer Art bildet nämlich eine holzartige Borke um ſich. Da drinnen liegt es wie ein gelbes Ei, und das holt der Neapolitaner ſich als Leckerbiſſen vor. Solche Ascidie nun iſt als junges Tier noch nicht ſo hölzern eingekapſelt, ſondern ſchwimmt luſtig umher als glashelles Würmlein. Und in dieſer frohbewegten Jugendzeit gewährt ſie ein mit Rückſicht auf deinen menſchlichen Rücken höchſt eigenartiges Bild. Da ſiehſt du oben in dem Wurmſchlauch-Rücken ein Hirn mit einer Verlängerung als Rückenmark. Unten in dem Wurmſchlauch-Bauch liegt ein Darm. Zwiſchen beiden aber — genau alſo an der kritiſchen Einſchiebeſtelle für das harte Brett bei dir — ſteckt ein Stab oder Sparren aus immerhin ſchon etwas gefeſteter Knorpelmaſſe: ein erſter Anlauf zum Brett. Kaum ein Zweifel: hier geht irgendwie der Pfad zu dir weiter.

An derſelben italieniſchen Küſte, zum Beiſpiel bei Meſſina, lebt aber ſtill im Sande von Ufertümpeln verborgen ein Tier, das gleich noch ein Stück darüber hinausführt. Der Amphioxus oder Lanzettfiſch. Zeit ſeines Lebens iſt er ſo gebaut wie die jugendliche Ascidie: er trägt zwiſchen Rückenmark und Darm ein knorpeliges Stäblein. Rückenſaite (Chorda dorsalis) wird es vorſichtig genannt. Noch könnte keiner von einem eigentlichen harten Rückgrat ſprechen. Das „Brett", das dir als Geradehalter beim aufrechten Göttergang dienen ſoll, iſt hier noch ein Kartenblättlein. Aber vorhanden iſt es ſchon, da hilft nichts. Vom Nebelfleck im Sternbild der Andromeda bis an dieſe Stelle giebt es kein uns bekanntes Naturgebilde, das ſo ſehr deinem ſoliden Wirbel-Brett gliche wie dieſes Kartenblatt zwiſchen Mark und Darm des Amphioxus-Fiſches.

Und ein erſter Fiſch iſt er. Der niedrigſte von allen ja. Aber jedenfalls ſchon ein Fiſch. Damit jetzt iſt die Linie haarſcharf bezeichnet, in die dich der Sortier-Apparat geworfen hat. Mit dem Fiſch beginnen die Wirbeltiere. Der vierte jener höchſten Äſte des Tierreichs oberhalb der Würmer. Ein Wirbeltier biſt du — ein Tier vom Amphioxus an aufwärts. Von hier läßt ſich die Leiter jetzt ſo gut wie ganz glatt abklettern.

Du brauchſt nur nochmals an deine Stirn zu klopfen, ſo ſiehſt du den erſten engeren Schritt über den Amphioxus hinaus. Du haſt nicht bloß das allgemeine Rückgrats-Brett. Dieſes Brett läuft dir oben in eine Kugel aus: den Schädel, die harte Schutzhülle des Gehirns. Davon hat der Amphioxus noch keine Spur, ſein Knorpelſtab zwiſchen Mark und Darm läuft vorne wie hinten einfach ſpitz zu.

Das erſte Wirbeltier, das einen Schädel hat, iſt das Neunauge.

Du kennſt es als Feinſchmecker, haſt es aber ſchwerlich je ſo hoch geachtet. Es iſt thatſächlich für unſere lebenden Tierarten heute ſogar das erſte Wirbeltier, das überhaupt ein Gehirn hat. Wohl iſt dieſes Gehirn an ſich ſchon ein Beſitz-

tum des höheren Wurmes und ſo ſollte es ſchon der Amphioxus von dort mitbekommen haben. Aber der Amphioxus, wie er heute noch vor uns lebt, hat gewiſſe kurioſe Lebensgewohnheiten angenommen, die ihn ſozuſagen etwas heruntergebracht haben. Er iſt etwas degeneriert und hat durch ſein Wühlen im Sande Augen, Ohren und Gehirnanhäufung nachträglich, wie es ſcheint, noch wieder eingebüßt. Das Neunauge dagegen beſitzt ein regelrechtes, über den Wurm ordentlich ſchon hinaus entwickeltes Gehirn und zum Schutz dieſes Gehirns hat ſich vorne an der Scheide des einfachen knorpeligen Rückgrats eine halb häutige, halb knorpelige Blaſe angeſetzt: ein erſter Schädel. Wenn du unſere leckeren Oder-Neunaugen ſo wie kleine braune Aale in ihrer Brühe beim Kaufmann ſchwimmen ſiehſt, ahnſt du als Laie ſchwerlich, was dieſes Tierlein bedeutet. Das Neunauge iſt kein Aal, es iſt kaum noch im gewöhnlichen Sinne, was man Fiſch nennt. Ganz unten am Anfang aller Fiſche bildet es eine Gruppe altertümlich wunderlicher Wirbeltiere für ſich. Dieſe Gruppe gerade bezeichnet aber eine Wende ohne gleichen. Mit dem Neunauge fängt das Organ all deiner Bewußtſeins-Weisheit an: der Kopf mit Schädel und Hirn. Das Kopfſchütteln und die Hartköpfigkeit ſetzte erſt von hier ein. Erſt von hier an aufwärts konnten Schädel eingeſchlagen werden. Aber auch alle Philoſophie der Plato, Spinoza und Kant, alle Menſchenliebe, alle Sehnſucht, Verzweiflung und Weltüberwindung des Kopf-Geiſtes — ſie alle ſchwimmen in der Wtege dieſes Fäßleins brauner Neunaugen beim Kaufmann .....

Aber du redeſt laut im Eifer deines Philoſophierens, dein Unterkiefer bewegt ſich wie im Takt zu jedem Worte an deinem Schädel und im Sturm der Debatte haut deine Fauſt auf den Tiſch. Von alle dem hat das Neunauge trotz ſeines Gehirns und Schädels wieder noch nichts. Es hat keine Kiefer im Maul, es hat nicht den leiſeſten Anſatz am Leibe zu irgend welchen Gliedmaßen.

Der Haifiſch iſt das erſte Wirbeltier, mit dem du jetzt wieder dieſe Dinge teilſt.

Ein uraltes wildes Räubervolk beleben die Haifiſche noch heute alle unſere Meere. Als der Menſch Seefahrer wurde, lernte er den Hai zuerſt mit Grauſen kennen. Wo ein Schiffer über Bord fiel, da ſchoß ein Ungetüm in Fiſchesgeſtalt auf ihn los und riß ihm mit dem Biß furchtbarer Zähne die Glieder vom Leibe. Das Wort „Menſchenhai“ wurde gebildet, ein Schreckwort aller, die an die See dachten. Und doch liegt in dem Worte noch ein geheimerer Sinn als Schrecken und Gefahr für das Menſchenkind, das in des großen Fiſches Element gerät. Ein viel tieferes, bedeutſameres Band verknüpft Menſch und Hai und läßt uns vom Menſchenhai reden.

Deine ſchwellenden roten Lippen, hinter denen die weiße Zahnkette wie ein kleines Schneegebirge blinkt — und weiſe Philoſophenworte hervorquellend aus dieſem Menſchenmunde: — — und dann ein Haifiſch-Rachen! Es ſcheint der äußerſte Gegenſatz. Und doch iſt es eigentlich gerade ein Haifiſch-Rachen, was du beſitzt. Von allen Tieren der Haifiſch zuerſt zeigt dieſes Gebilde eines Ober- und Unterkiefers. Von ihm an war das in der Welt. Bis zu ihm war der Mund ein Loch einfach am vorderen Ende des Darmes. Von ihm ab geht dieſes Loch durch ein kompliziertes, ſchließlich knochenhartes und bewegliches Werkzeug. Der Haifiſch iſt der eigentliche Erfinder der Schnauze, des Schnabels, des Maules — des Mundes, wie grob oder liebenswürdig du die Sache nun nennen willſt. Und er iſt noch mehr, was dich angeht, iſt noch in mehr Punkten ein wahrer Menſchenhai.

Was giebt einem nackten Menſchenkörper eigentlich ſeine vollendet harmoniſche Schönheit? Schneide dir in Gedanken die Gliedmaßen, die Arme und Beine, herunter und es bleibt eine plumpe Ungeſtalt. Wohl würde dein Antlitz mit Stirn und Auge noch den Geiſtmenſchen verraten. Aber wenn dieſer Körper ſich ſo bewegen wollte, müßte er mühſelig auf dem Bauche rutſchen wie eine große fleiſchfarbige Schnecke und ſelbſt das Geſicht wendete ſich mehr oder minder abwärts. Die Gliedmaßen erſt ſind es, die den „Menſchen“ ermöglichen. Auf ihnen iſt er um die Erde gewandert. Mit ihnen hat er dieſe Erde bezwungen. Erinnere dich, daß an der Exiſtenz deiner Arme und Hände die Erfindung des Werkzeugs hing, die größte Erfindung, die der Menſch gemacht hat, ſeine Grenz-Erfindung gegen das Tier.

Die Entſtehung harter Kiefern mit Zähnen hätte ja einen Schatten dazu auch liefern können. Aber man muß ſich ausmalen, was es hieße, wenn alle menſchliche Werkzeug-Schaffung mit dem einzigen Leibesorgan des Gebiſſes ſich hätte vollziehen ſollen. Ein Feuerſteinmeſſer auch nur, das erſte Kulturprodukt, zurecht geſchlagen mit dem Munde!

Schon das allein wäre eine verzweifelte Thatſache geweſen, daß der Mund nur einmal da war und zwar genau in der Längsachſe des Leibes. Wie unendlich viel glücklicher der doppelt vorhandene Arm — zwei Hände von rechts und links zugreifend, dazu dieſe beiden natürlichen Klammern unabhängig von den Thätigkeiten des Eſſens, Trinkens, Aus- und Einatmens und Sprechens, die alle auf die Mundgegend gehäuft ſind. Auch dieſe deine Arme wie Beine gehen aber zurück auf den Haifiſch, beginnen mit ihm. Sie beginnen in einer ſimpeln Form, die aber nichtsdeſtoweniger alle Fortentwickelung ſchon in der Nuß umſchließt. Wunderbar genug ja, wie ſich ſo etwas anlegte zunächſt in einem ganz anderen Element.

Der Fiſch hatte vom Wurm die allgemeine Schlauchform, grundbedingt durch den vorne und hinten offenen Darm, mit-

bekommen. Zur Stütze dieses Schlauchs legt sich in die Längsachse das bewußte Brett, der Knorpelstab des werdenden Rückgrats. Das Neunauge zeigt diese einfache Schlauchgestalt äußerlich noch vortrefflich in einer wahren Grundform. Aber nun schwamm der mehr und mehr innerlich gefestigte Schlauch dahin und entwickelte sich im Haifisch fort. Es war eine Notwendigkeit, daß die weiter entstehenden Organe mehr und mehr in Doppelform, an den zwei Seiten dieses Schlauches, entstanden. Auch das begann schon beim Wurm, jetzt aber wurde es erst eigentlich Trumpf.

Vergegenwärtige dir (es ist eine hochwichtige Sache, auf die ich noch bei der Entstehungsgeschichte der menschlichen Geschlechtsteile zurückkomme) zunächst einmal am Auge etwa, wie ich das meine. Hier steht ein Haus mit seinen vier Wänden. In der Vorderwand ist eine große Thür und in der Hinterwand ebenfalls eine. Jetzt will ich Fenster anlegen, um möglichst gut die Umgebung betrachten zu können. Es ist klar, daß ich in jede der beiden noch freien Wände je ein Fenster schlage, also im ganzen zwei Fenster, nach jeder Seite eines. Ein Auge ist am Leibe eines Tieres nun durchaus nichts anderes als ein Fenster, eine Sehluke in der Haut, durch die Licht (und damit Gestalten und Farben der Außendinge) ins innerliche Nervensystem, ins Gehirn, hineinbefördert werden kann. Das Gehirn des Wurmes, des Neunauges, des Haifisches lag am vorderen Schlauchende innen im Schlauch des Leibes. Vorne vor ihm öffnete sich die Hausthür des Mundes. So schlug es also auch seine Fenster rechts und links, nach jeder Seite je eines.

Schon die Neunaugen haben wenigstens in ihrer bekanntesten Form zwei schöne Augen genau so rechts und links in der vorderen Schlauchwand. Das Wort Neunauge, nebenbei gesagt, ist wohl so entstanden, daß im Volk die runden Kiemenlöcher, die an beiden Seiten hinter dem runden Äugelchen liegen, die aber der Atmung und nicht dem Sehen dienen,

zum teil mit in Rechnung gezogen sind. Ein drittes Auge noch nach der Bauchseite hätte wenig Zweck gehabt und wäre schlecht mit dem Gehirn zu verbinden gewesen, das nun einmal beim Wirbeltier konsequent über dem Mund und Darm lag. Eher hätte sich schon ein Cyklopenauge oben auf dem Schlauch, also auf dem Kopf, bilden lassen, und in der That ist bei einer Anzahl mittlerer Wirbeltiere (zum Beispiel bei ausgestorbenen molchähnlichen Amphibien und verkümmert bei noch lebenden Eidechsen) ein solches Parietal- oder Scheitelauge vorhanden. Es hat sich erst bei den höheren Wirbeltieren wieder vollständig verloren, wahrscheinlich weil die Beweglichkeit des Kopfes, die bequem auch mit den Seitenaugen nach oben sehen ließ, es doch auch überflüssig machte — und andererseits in Kampf und Gefahr der exponierte Fleck da oben sich zu schlecht bewährte; lieber da oben einheitliche harte Schädelmasse, die gelegentlich auch einen derben Puff aushielt, als ein so zartes und zerbrechliches Ding, wie ein Auge. Du siehst aber: der Cyklop des Märchens ist an sich, wie das meiste solcher Menschenmärchen, gar nicht übel erfunden gewesen. Bloß dichtet er den Menschen nicht genügend darwinistisch-scharfsinnig nach vorwärts um — er läßt ihn zu etwas zurückkehren, was die Eidechsen schon als unpraktisch hinter sich gelassen haben.

Mindestens wird dir so klar sein, wie die Doppelentwickelung von Organen jetzt an beiden Schlauchseiten überhaupt eine Art Notwendigkeit werden mußte. Wie mit den Augenfenstern, so ging es auch mit den Telephonleitungen des Fisch-Hauses: je ein Ohr kam an jede der beiden freien Wände. Und vollends so mußte es gehen mit den Bewegungsgliedern, als solche beim Haifisch zuerst auftraten.

Nimm noch einmal jenes Haus, das hinten und vorne eine Thür und rechts und links je ein Fenster hat. Verwandle es dir in einen Pferdebahnwagen, der sich vorwärts bewegen soll. Wo bringst du die Räder an? Rechts und links natürlich. Und wenn es ein schlauchartig langer Darm von

Wagen ist, ebenso natürlich am besten je zwei solcher Paare, rechts vorne und links vorne ein Rad, und rechts hinten eins und links hinten eins. Aufs Haar genau nach diesem Prinzip eines Pferdebahnwagens sind die vier Gliedmaßen beim Haifisch entstanden, die heute noch als zwei Arme und zwei Beine an deinem eigenen nackten weißen Menschenleibe hier im Grase liegen. Der Haifisch schwamm geradeaus durchs Wasser. Anderes als Wasser kannte er ja noch nicht. Aber das zweiseitige Räder-Prinzip paßte genau so auch aufs Wasser. Siehst du das gelbe Ruderboot mit der blauen Flagge dort im See, das die tändelnden Wasservögel wie eine Wolke vor sich herscheucht? Vier schlanke tapfere Gesellen in weißem Rudertrikot und mit sonnenbraunen Hälsen, Armen und Knieen treiben es dahin, im Taktschlag ihrer Ruder. Jeder führt zwei Ruder, rechts eins und links eins. Und das Boot saust pfeilschnell durch die Sonnenfläche des Sees wie ein fideler Frühlingsfisch. Dasselbe Prinzip! Die sehnigen braunen Arme der halbnackten Ruderer führen Ruder als Werkzeuge, als gleichsam verlängerte, über Fleisch und Knochen des Armes künstlich noch hinaus fortgesetzte Gliedmaßen. Die Ruderschaufel packt das Wasser, wirft es dahin und das Boot fliegt, als liefe es auf Rädern. Der Haifisch kannte für sein Teil noch kein Werkzeug. Was er sich als Mittel erwarb, mußte ihm aus dem eigenen Leibe wachsen. Und so wuchsen ihm vier Ruder am Leibesschlauch, vier fest angewachsene Ruder: vier Flossen. Es ist noch einigermaßen strittig, wie sie bei ihm zustande gekommen sind. Vielleicht sind sie zunächst aus weichen Hautfalten an den Leibesseiten entstanden. Wahrscheinlicher ist, daß sie sich aus hintersten Kiemenbogen an jeder Halsseite des Fisches, die Knorpelstacheln trugen, entwickelt haben, sodaß also zuerst zwei Paar Vorder- oder Brustflossen da gewesen wären, von denen allmählich erst das eine Paar gleichsam weiter am Leibesschlauche herabgerutscht und zu den Hinter- oder Bauchflossen geworden wäre. Das sei nun wie es wolle. Jedenfalls steckte in diesen Brust- und

Bauchrudern der Anfang alles deſſen, was wir noch beim Menſchen Gliedmaßen nennen. Aus den Bruſtfloſſen des Haifiſches ſind die Arme geworden, aus den Bauchfloſſen die Beine. Was ihm noch reines Ruder war, das wurde den ſpäteren Landtieren zu „Rädern“, das heißt zu Vorder- und Hinterbeinen, die den Körper auch auf dem Lande dahinbewegten.

Auf dem Lande! Das iſt wieder ein Leitwort. Wohl — wie du da im Graſe liegſt und Arme und Beine in die erſte heiße Frühlingsſonne ſtreckſt: Du biſt ein Wirbeltier oberhalb des Haifiſches, weil du Arme und Beine haſt. Aber oberhalb dieſes Menſchenhaies dehnen ſich neue Straßen. Es giebt einen purpurnen Dämmerraum, wo auch du als werdendes Menſchlein einmal bloß ſolche vier knoſpenhaften Leibes-Floſſen trugſt wie der wirkliche Hai: als Embryo im Mutterleibe auf beſtimmter Stufe. Aber das haſt du als Individuum längſt hinter dir, wie die geſamte Menſchheit den Hai. Du biſt als vollendeter Menſch kein Hai mehr. Ja überhaupt nicht mehr ein Fiſch. Alles Fiſchechte geht aus vom Hai. Da kommen unzählige Geſtalten. Der Stör, der Aal, der Wels und der Hecht. Alles im Waſſer, alles dem Waſſer angepaßt, alles mit Floſſen bald dieſer, bald jener Form. Bei dir aber ſind die Floſſen ja wirklich Landgliedmaßen geworden. Wie geſchah das? Woher kam der Begriff „Land“?

Dein weiſer Leib weiß es an einer anderen Stelle. Nur wenig im Syſtem oberhalb des Haies, dicht an der Grenze, wo der Hai zunächſt zum Stör vorſchreitet — da iſt ganz deutlich vorgezeichnet die neue Ecke für dich.

Du liegſt am Lande hier. Goldene Frühlingsluft umſtrömt dich wie ein Himmelsbad. Du nimmſt ſie auf mit dem Munde. An der gleichen Stelle, wo dein Darm nach oben ſich öffnet zum Schlunde — da, wo die uralte Schlauchpforte der Gaſträa, des Polypen, des Wurmes liegt — da ſaugſt du auch dieſe Luft in dich ein. Aber ſie ſinkt hier nicht bloß in

deinen Magen und Darm im ganzen hinab. Dicht an deinem Schlunde hängt da innen noch besonders etwas wie ein separater Sack, der gierig bloß Luft saugt. Ein doppelter Sack, nach rechts und links in dich hinein je ein Zipfel.

Deine Lunge.

Kein Zweifel: auch sie ist eine Art Darm im Kleinen. Ein Ernährungsapparat. Du brauchst ja als lebendes Wesen nicht bloß flüssige und feste Nährstoffe, die dein echter Darm in Körperkraft umsetzt. Du brauchst auch Luft. Und da du Tier bist, brauchst du Sauerstoff. Die Wände deiner Lunge besorgen diese Art Verdauung, die Luft-Verdauung. Freilich: dieser Luft-Magen hat bei dir keinen After hinten wie der echte Verdauungsmagen, durch den er das Unbrauchbare, das Exkrement gleichsam seiner Luftnahrung wieder hinausbefördern könnte. Er muß das schlechte Luft-Exkrement, die unbrauchbare Kohlensäure, durch dasselbe Mundloch, durch die er die Nähr-Luft erhalten hat, auch wieder hinaus expedieren. Die Geschichte dieses deines Luftdarmes, Lunge genannt, ist nun überaus lehrreich zu deiner weiteren tierischen Einordnung jenseits des Fisches.

Alle Wirbeltiere bis etwas über den Haifisch hinaus leben ausschließlich im Wasser. Auch sie bedürfen dort des Sauerstoffs. Aber sie nehmen ihn mit dem Wasser in sich auf, nicht unmittelbar, wie du, bloß durch Verschlucken von Luft. So tritt die Atmung hier in einer Weise zunächst auf, die gewissermaßen noch mit dem einfachen großen Nahrungsdarm allein auskommt. Das Maul säuft Wasser in sich hinein, direkt in den alten Darmschlauch. Die vorderste Hälfte dieses Darmes saugt aus dem Wasser die nötige Luftnahrung ebenso auf, wie weiter hinten feste Nahrung verarbeitet und verdaut wird. Löcher in den Seiten dieses Vorderdarmes lassen das überflüssige Wasser einfach glatt wieder abfließen. Aus diesem Prinzip, das schon bei einzelnen Würmern klar gegeben und so schon jenem niedrigsten Amphioxus-Fisch überliefert ist, leitet

ſich glatt der ſogenannte Kiemen-Apparat des Fiſches ab: die Kiemen ſind die eigentlichen Verdauungsſtellen für die Luft jederſeits am Schlunde; das Waſſer kommt ihnen vom Maul zu und läuft durch ihre Spalten am Halſe rechts und links wieder ab, nachdem der nötige Sauerſtoff daraus verdaut iſt.

Den Übergang von dieſer Fiſch-Atmerei und deiner Menſchen-Atmung liefert dir nun wirklich ſonnenklar der ſogenannte Molchfiſch. Er beſitzt noch regelrechte Kiemen gleich dem echteſten Fiſch — wie er denn überhaupt im Äußeren noch ganz und gar einem Fiſch ähnelt, Schuppen und Floſſen hat und in normalem Zuſtande im Waſſer lebt.

Aber gleichzeitig beſitzt er an ſeiner vorderen Darmöffnung auch ſchon jene tiefe, ſackartige Darm-Taſche, die wir bei uns als Lunge benamſen und die nicht mehr Luft aus dem Waſſer zieht, ſondern unmittelbar Luft ſchluckt und verdaut. Es iſt auch in dieſem Falle, gerade wie bei den vier Gliedmaßen, ſehr drollig zu verfolgen, wie dieſer luftſchnappende Sack ſich anfangs rein für Zwecke eines ausſchließlich waſſerlebenden Tieres angelegt hatte — ganz ohne Beziehung zunächſt zur Atmung.

Ein Fiſch im Waſſer kann Luft ja auch für etwas ganz anderes noch gebrauchen. Je mehr Luft er ſchluckt und im Leibe hält, deſto mehr vermindert ſich ſein ſpezifiſches Gewicht — er kann ſchließlich bewegungslos an jeder beliebigen Stelle im Waſſer ſchweben wie ein Ballon im Luftmeer, ohne zu ſinken, da ſein Gewicht dem des Waſſers genau die Wage hält. So haben ſich alſo ſchon früh Fiſche gewöhnt, ab und zu das Maul aus dem Waſſerſpiegel zu ſtecken und ſtatt bloßen Kiemen-Waſſers auch mal pure Luft zu ſchnappen. Dieſe Luft ſammelte ſich ihnen vorne im Darm, und allmählich entwickelte ſich an der oberen Schlundwand da eine beſondere Falte, ja endlich ein regelrechter Sack dafür — ein Luftſack, mit dem der Fiſch fortan beliebig ſein Gewicht regulieren konnte. Nun iſt zweierlei aber weiter möglich geweſen.

Die Wand des Sackes enthielt Blutgefäße und dieſe ſchieden ſchon ſelber Luft aus. Das ließ ſich für jenen reinen Ballon-Zweck verwerten. Bei Fiſchen im ſehr tiefen Waſſer beiſpielsweiſe konnte das Luftſchnappen durch den Mund ganz eingeſtellt werden: die Wand des Darmſackes vorne erzeugte ſich aber doch ſelbſt die nötige Luftfüllung. Schließlich mochte der Sack vom Schlunde her gar ganz zuwachſen, alſo eine einfache geſchloſſene Blaſe bloß im Leibesinnern bilden: ſie blieb dennoch mit Luft aus ſich angefüllt. Das iſt der Weg, den vom Haifiſch und Stör an aufwärts die Mehrzahl der Fiſche gegangen ſind. Der Sack wurde ihnen zur „Schwimmblaſe", alſo zu einem Organ, das nach wie vor bloß im Waſſer einen Zweck und zwar einen Gewichts-Zweck hatte.

Umgekehrt aber: der Nachdruck konnte auch gerade auf dem beſtändigen Einſchlucken friſcher Außenluft und dem Ausſtrömen der inneren bleiben. Indem die Blutgefäße der Sack-Wand immerzu friſche neue Luft zugeführt bekamen, gewöhnten ſie ſich, nicht bloß ihre Luftreſte auszuſcheiden, ſondern auch von dieſer neuen, ſauerſtoffreichen Luft Luftnahrung direkt in ſich aufzunehmen. Sie machten einfach den Waſſerkiemen im Stillen hier Konkurrenz — der Darm (der Sack war ja bloß eine eingeſtülpte Darmfalte) fing an einer neuen Stelle an zu freſſen und zwar diesmal nicht bloß vom Waſſer mitgeſchwemmte Luft, ſondern Luft als ſolche, die das Maul unmittelbar eingepumpt hatte. Eine Weile mochte das bloß ſo nebenher gehen. Der Luftſack diente noch hauptſächlich als Ballon für die Gewichtsverhältniſſe, etwas aber doch auch ſchon als Ernährungs-Hilfsapparat. Nun laß aber Situationen gekommen ſein, da das Waſſer für die Kiemen einmal verſagte, ſei es, daß der ganze See, in dem ein Fiſchvolk etwa lebte, austrocknete, oder daß das Waſſer zeitweiſe ſchlechte und mangelhafte Luft gab, weil es ſtagnierte und zu viel Bewohner auf engem Fleck alle zugleich die Luft herausdeſtillieren wollten. In ſolchem Falle wurden das freie Luftſchlucken an der Oberfläche des Sees und

die bisher nebensächliche Luftnahrungsfabrik da oben in dem Schlundsack plötzlich die Rettung und Hauptsache. Die Wasser-Kiemen umgekehrt wurden nebensächlich. Und wenn etwa gar das Wasser ganz schwand, so besorgte der Luftsack einfach dieses gesamte Ernährungsressort mit, fraß Sauerstoff und exkrementierte Kohlensäure für den ganzen Körper genug. Das frühere Wasserlufttier konnte als reines Lufttier fortan unter freiem Himmel auf dem Trockenen ausdauern, ohne am Lufthunger zu ersticken.

Damit wurde von selbst jener Darm-Sack als Gewichts-Ballon ganz überflüssig — er versah jetzt die Dienste ausschließlich wieder als Verdauungsmaschine — — er war eine Lunge geworden. Und das war, zweifellos, diesmal der Weg aus dem Fisch heraus auf den Menschen zu. Der Molchfisch in den Gewässern Australiens, Südamerikas und Afrikas bezeichnet noch gerade die Grenze. Hat er sauerstoffhaltiges Wasser genug, so atmet er mit den Wasserkiemen. Trocknet sein Tümpel aus oder wird das Wasser darin arm an Sauerstoff, so schluckt er nur noch unmittelbar Luft ein und atmet mit seinem Darmsack — mit der „Schwimmblase", die natürlich bei ihm niemals ganz zuwachsen darf. Dem Molchfisch verdankst du als später Erbe, daß du da oben „atmest im rosigen Licht" und nicht in die Purpurtiefe des flüssigen Elementes heute noch gebannt bist zu dem „stachlichten Rochen, dem Klippenfisch und des Hammers gräulicher Ungestalt."

Gleich das nächst höhere Tier jenseits des Molchfischs zeigt dir den ganzen ungeheuren Umschwung, den der Besitz der Lunge bedeutete. Die kleinen quarrenden Krötlein mit

ihren weißen Kehlchen hier in ihrem Liebestümpel rudern ihn dir vor, — sie singen ihn dir vor.

Wohl sitzen sie noch in der Pfütze bei ihrem Zeugungsfest. Aber sie sind auf dem Lande schon so gut zu Haus wie im Wasser. Beidlebige nennt sie der Naturforscher, Amphibien. In ihrer Jugend, als Kaulquäpplein, schwimmen sie zwar noch gleich echten Fischen kiemenatmend im Storchteich, wie nach uralter lieber Tradition, von der ihr Geschlecht sich noch nicht ganz losreißen kann. Aber auch du als Mensch hast ja noch Kiemenspalten im Mutterleibe. Dieser Tümpel mit seiner sonnenwarmen Flut ist gleichsam der Kaulquäppchen gemeinsamer Mutterleib. Eines Tages wird aber die Kröte reiner Luftatmer wie du, sie verliert ganz ihre Kiemen und verdaut die Luft ausschließlich mit demselben Darmsack, den du auch hast — mit der Lunge. Und damit ist sie Bürger einer anderen Welt — nicht mehr der Fisch-Welt, sondern deiner Welt.

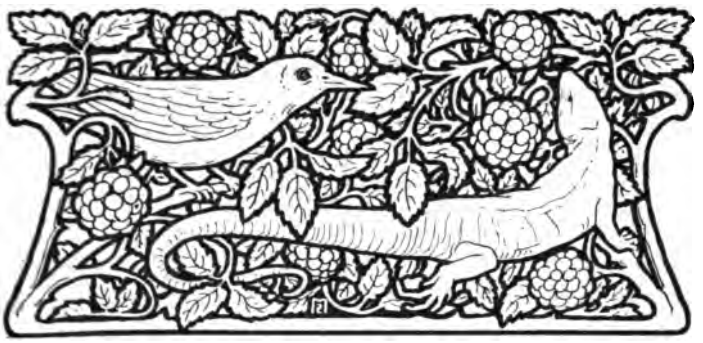
Ihre vier Haifisch- und Molchfisch-Flossen sind echte Beine geworden. Zwei Vorderbeine, zwei Hinterbeine. Wie einst dort der Rücken im ganzen, so hat jetzt auch jedes dieser Glieder sein „Brett" bekommen, das es innerlich stützt — sogar ein überaus verwickeltes, in Gelenken kunstvoll bewegliches Knochen-Brett. Und unten an jedem Gliede sitzt bei der Kröte schon die eigentliche Krone des ganzen Land-Bewegungsapparats: die Pfote, der Fuß. Schon siehst du da am Hinterfuß die berühmte Fünfzahl der Zehen. Hier, bei diesem Krötenfuß, beginnt ein weites, strahlendes Kapitel deiner eigenen Kulturgeschichte. An seinen fünf Fingern und fünf Zehen hat der Mensch in der Kindheit seiner Kultur zählen gelernt. Von hier ging die Grundlage seines Rechnens aus, noch heute im Dezimalsystem verewigt. Mit diesem Rechnen aber erschloß sich ihm die höchste aller Offenbarungen: die Gesetzmäßigkeit der Welt. Kein Gott im flammenden Dornbusch hat dem Menschen einen höheren Weg gewiesen als diese Zehnzahl seiner Finger.

Aber es war auch dieser gleiche fünfzehige Amphibienfuß,

der, selber herausgewachsen aus den Knorpelstrahlen einer Fischflosse, die Hand gab, mit der das Werkzeug gehandhabt wurde, das Werkzeug, das der Hebel des Archimedes geworden ist, mit dem der Mensch die Erde bewegt — und dazu jene andere Hand, die den Meißel des Phidias führte und den Pinsel Rafaels.

Als aber der Körper des Landtiers einmal stattlich auf seinen vier Gliedmaßen wirklich da saß, als statt des Flossenruders die Pfote resolut den Grund faßte und den Körper Schritt für Schritt dahintrug: da fügte die Lunge noch ein neues aus sich hinzu. Sie quarren, schnurren, quäken dort in ihrem Frühlingsbad, deine Krötlein. Und wieder ist es, als reiße ein Thor auf gegen dich, gegen das weiße nackte Menschenkind hier im Grünen. Die Lunge ist da; entsprechend jener Doppellagerung der späteren Organe des Schlauchleibes hat sie sich in zwei Sackzipfel jederseits vom Hauptdarm in die Brust gedehnt; aber indem die Luft durch die gemeinsame Schlundöffnung bei ihr ein- und ausströmt, entsteht im Schlunde ein Wellenschlag, ein leiser Windhauch: eine erste Stimme. Auch deine Sprache legt sich hier beim Amphibium an! Lausche ihm mit Andacht, diesem Girren und Quaken des Froschgesangs. Von hier an war auch das wieder in der Welt, was bei dir das wundersamste Menschenband werden sollte. An dieser Sprache haben wir Menschen uns zusammengeschmiedet zu einem höheren Organismus, zu einem millionenköpfigen Sozial-Individuum. Und an dieser Sprache sind wir in der rhythmischen Welt des Gesanges noch eine Stufe höher geklettert gegen die heilige Weltharmonie heran. Aus einem Teich der Urwelt aber, da zum erstenmal Amphibien plärrten, haben wir das mit auf den Weg bekommen. Ein Kinderlaut der Menschheit, die noch äonenfern im Schoße der Entwickelung ruht, ist es, wenn du die Kröten singen hörst.

Weiter! Auch das Amphibium bist noch nicht du, obwohl es dich abermals in seinen Ring faßt. Jenseits der Kröte, des Molchs — was jetzt?



Da liegt ſie in der Sonne, die ſchlanke, lang geſchwänzte, grüne Fee des Grasrains, reglos, als habe die Sonnenglut ſie verſteint — die Eidechſe. In uralten Tagen hat ſie ſchon einmal ſo an irgend einem Tümpelrand gelegen — als neuer Schritt zu dir über das Amphibium hinaus. Sie iſt nicht mehr beidlebig, ſondern nur noch einlebig. Aus dem Ei ſchon kriecht ſie hervor als Lufttier, das keine kiemenatmende Kaulquappe mehr kennt. Sie ſchwänzelt als grotesker Waran durch die brennende waſſerloſe Wüſte, wohin kein Molch oder Froſch ſich noch getraut hätte, ohne zur dürren Mumie zu ſchrumpfen. Sie wächſt zum grimmen Ichthyoſaurus aus, der, obwohl immerzu auch er nur noch lungenatmend, der wildeſte Räuber wieder des Ozeans trotz allen Fiſchen wird. Sie hüpft aufrecht auf den Hinterbeinen als Iguanodon dahin, das erſte echte „Bein- und Armtier", das deinen ſonnenaufgewandten Menſchengang ſchon vorwegnimmt. Sie flattert endlich als Pterodaktylus durch die Lüfte, indem ſie die alte Haut, die einſt als Ruderfloſſe vorſprang, nun gar als Segel vom Finger zum Schenkel ſpannt.

Und doch biſt du auch dieſe Eidechſe nicht mehr. Da liegſt du — und da ſie. Ihr beide im Sonnenbad, beide ſelig und wohlig ob dieſer Sonne. Und doch ſo verſchieden. Dein Leib freut ſich der Sonne, ihre Wärme umſchmeichelt dich wie

eine wollüstig weiche Weltenhand, die da zwanzig Millionen Meilen weit herkommt, um dich zu streicheln, in die große Sehnsucht aller Kreatur gegen Licht und Sonne und Frühling einmal wieder — nach so viel Winterschmerz der Seele — einzuwiegen. Aber schließlich stehst du auf, ziehst deine Kleider an. Und auch ohne Sonne dringt es jetzt aus deinem weißen Leibe von innen heraus wie eine geheime Heizung. Kalt war dein Hemd, als es an dich rührte. Ein paar Minuten, und es ist warm. Von dir aus — von der eigenen Wärmequelle deines Leibes. Er weiß sich eben selber beständig bis zu einer gewissen Temperatur zu heizen, dieser Leib. Und da weiß er etwas, wovon die Eidechse dort noch keine Ahnung hat.

Die Eidechse ist, was man mit gutem Wort so nennt, „wechselwarm". Ihr Blut richtet sich nach der Lufttemperatur draußen. Brennt ihr die liebe Sonne wacker auf die Schuppenhaut, so durchglüht sich auch ihr Inneres. Wenn aber die Nacht und der kalte Tau kommt, oder gar wenn es Winter wird, dann sinkt auch ihre Bluttemperatur bang und immer bänglicher herab, da wird es auch in ihr eisekalt. Ihr Atmen, ihr Blutkreislauf, ihr Stoffwechsel im ganzen Leibe — sie haben noch nicht die Kraft, aus sich heraus so viel innerliche Wärme zu produzieren, daß der Körper sich dauernd ein gewisses Normalmaß wahren kann. Das giebt ihrem ganzen Dasein nun heute noch, wie es so vor dir steht, einen bestimmten Zug, der für dich nicht mehr existiert. Sie ist eigentlich in allem besten ein Sonnenkind. Nur wenn die liebe Sonne da oben für sie mitheizt, hat sie ihre gute Zeit. Da ist sie geistig regsam und munter, als ob sie einen köstlichen Feuerwein geschlürft hätte. Sobald aber auch nur eine gewisse Kühle mit der Sonnenwärme wechselt, sinkt alles jäh bei ihr, ihr Leben und Lieben und Herumtollen wird wie gelähmt. Und wenn es gar Winter giebt, Monde lang, dann liegt sie steif und starr wie ein reglöser Klotz in irgend einem Winkel. Ein Persephone-Los ist ihr beschieden. Nur ein halbes Jahr

wirkliches Leben im Licht; und ein halbes Jahr öder Tartarus-Schlaf. In einem dauernd kalten Lande könnte sie überhaupt nicht leben. So liegt sie hier mit ihrem grünen Schuppenhemd, ihrem langen Schwänzlein und ihren lustig funkelnden Augensternchen doch in diesem Punkte vor dir nur wie ein stehengebliebener Nachzügler — ein kleiner Urwelts-Ritter, den die große Entwickelung schon einmal gewaltig hinter sich gelassen hat.

In sehr alten Tagen war's. Bei jenem Reptilien-Volk, das heute in unsern Museen steht, in versteinert schemenhaftem Rest noch abgeprägt auf morschen Schieferplatten. In der Triaszeit, Jurazeit und noch früher. Da wurden in paradiesisch warmem Sonnenlande, wo von Frost und Eis wohl zunächst noch keinerlei Rede war, gewisse Onkel dieser Eidechse immer lustiger, immer mutiger auf ihrem Landboden, den sie sich durch ihre dauernde Lungen-Atmung so endgültig erobert hatten. Die einen hüpften wie die Känguruhs auf den Hinterbeinen über den warmen Grasplan. Die anderen stiegen auf die Urwaldbäume, kletterten von Ast zu Ast und sprangen und jagten sich schließlich in kühnsten Sätzen von Baum zu Baum. Ihre Brust atmete immer wilder, der Stoffwechsel im ganzen Leibe mit seinem chemischen Verbrennungsprozeß ging hastiger vor sich als je, das Blut strömte in immer besserem Kreislauf durch den Leib. Da entstand zum erstenmal jene dauerhafte Innenerwärmung, zunächst wohl eigentlich nur als eine mehr oder minder belanglose Begleiterscheinung. Aber, einmal erworben, erwies sie sich dann bald als weit mehr als das. Wenn das Klima sich verschlechterte, die Nächte kalt wurden oder gar Schneewehen kamen, wo vorher Tropenglut geherrscht hatte — oder wenn der Daseinskampf mit Hungersnot, Übervölkerung oder Terrainveränderungen zu Wanderungen nach anderen, kühleren, nördlicheren Gegenden zwang — da rettete diese dauernde Innenwärme jetzt vor dem Persephone-Fluch und half, zuerst durch zunehmende Regsamkeit geschaffen, jetzt

in mißlichem Außenstand selber diese Regsamkeit durchretten. In solcher Stunde ist aus dem wechselwarmen Reptil eine Gruppe dauerwarmer Geschöpfe als die nächst höhere, überbietende, umfassende Entwickelungsstufe hervorgegangen. Und da auch du dauerwarm bist, so muß das abermals die Linie gewesen sein, die auf dich losging.

Als das dauerwarme Blut aber einmal der äußeren Kühle gegenüber einen wirklichen Schutz-Zweck bekam, da muß Hand in Hand damit noch etwas sehr wichtiges Weiteres eingetreten sein.

Da sitzst du und ziehst gemach Stück um Stück deine Kleider an, weil's dir denn doch hier oben auf der Nordhalbkugel der Erde unter dem zweiundfünfzigsten Breitegrad selbst in der ersten Maienhitze eines märkischen Seeufers nachgerade zu kalt wird, um so splitterfasernackt den Teichhühnern und Haubensteißfüßen nachzuträumen. Deine innere Heizung des Leibes garantiert dir etwa siebenunddreißig Grad Celsius. Trotzdem fängt deine Haut hier in der unabläßig bewegten Luft schon an, den steten Wärmeverlust an diese Luft mit einem gewissen Unbehagen zu empfinden. Sie möchte eine Decke, die gewissermaßen einen Abschluß nach da außen herstellte, einen Abschluß, der zwischen deine Haut und die äußere Luft einen möglichst schlechten Wärmeleiter setzte. Ein solcher schlechter Wärmeleiter ist nun der Woll- oder Baumwollstoff deiner Kleider. Am besten dient vor allem die Wolle. Wo nimmst du aber diese Wolle her? Vom Schaf. Also von einem Tier, einem höheren Wirbeltier. Daheim hast du noch einen anderen, eigentlich noch besseren Stoff: im Plumeau deines Bettes. Der Name giebt ihn schon: Plume ist die Feder. Und auch die kommt unmittelbar vom tierischen Leibe, bloß von einem anderen

höheren Wirbeltier: dem Vogel. In dieſen paar Begriffen: äußerer Schutz der Körperwärme durch einen ſchlechten Wärmeleiter, und als ſolche Schutzmittel hier das Wollhaar, dort die Feder, liegt der weitere Weg auch für jene alte Entwickelung.

Als die Eidechſen Warmblütler geworden waren, wurde es der Nachtkühle oder gar Winterkühle gegenüber nützlich, wenn der Körper ſich mit einer Schutzhülle der Art überzog. Zwei verſchiedene Methoden ſolcher Hülle, ſolchen auf den Leib feſtgewachſenen „Kleides" ſtellten ſich aber ein. Hier die Feder. Dort das Haar. Beide müſſen ſich aus der ſchon vorhandenen Eidechſenhaut gebildet haben. Die echte Eidechſe, wie ſie dort liegt, hat heute noch Schuppen. Die Feder iſt nun ganz ſinnfällig nichts anderes als eine etwas umgeformte, verfeinerte, faſt möchte ich ſagen: vergeiſtigte Hornſchuppe. Vom Haar hat man das früher auch wohl behauptet, es ſcheint aber viel eher, daß das nicht eigentlich aus der Schuppe der Eidechſenhaut hervorgegangen iſt, ſondern aus kleinen Knötchen oder Zäpfchen zwiſchen dieſen Schuppen, die anfangs rein als Sinnesorgane, als Taſtorgane dienten. In ſolcher Form, als feinſte Vorſprünge der Haut, die dem Taſten dienten, finden ſich haarähnliche Gebilde maſſenhaft in der ganzen Tierwelt entwickelt. Indem ſie den Wärmeſchutz jetzt übernahmen, wurde die Schuppe daneben bloß ein Hemmnis und verkümmerte in dieſem Falle ganz. Wahrſcheinlich iſt in beiden Fällen, bei Feder ſowohl wie Haar, die eigentliche umbildende und fortentwickelnde Macht die äußere Kälte ſelber geweſen. Der Gegenſatz innerer Wärme und äußerer Kühle wirkte auf die Haut als Reiz, das Blut ſtrömte kräftiger zu, die Haut wurde energiſcher ernährt und begann all ihre Gebilde ſtrotzender, üppiger zu entfalten — und das Ergebnis war abermals etwas, das wieder dem ganzen Körper in ſeinem Wärmeſchatz trefflich zu ſtatten kam: die Ausbildung von Haaren und Federn und damit einer köſtlichen Schutzwand gegen die äußere Kälte ſelbſt. Eine befiederte oder behaarte, warmblütige Eidechſe mochte jetzt auch in recht bitterer

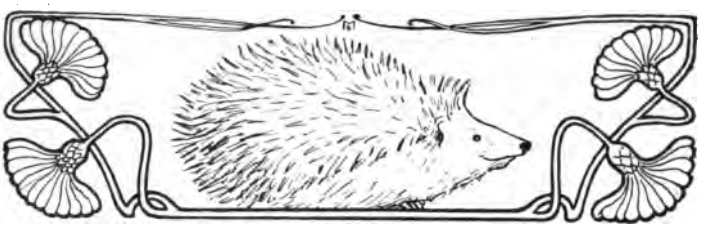
Kälte ihre volle Lebensfrische sich wahren. Aber wenn sie so weit war, so war sie eben keine alte echte Eidechse mehr. Ein Tier mit warmem Blut und Federn: das war der Schritt zum Vogel. Ein Tier mit warmem Blut und Haaren: das war der Schritt zum Säugetier.

Haar und Feder schließen sich aus. Hier liegen zwei verschiedene Wege, einer so, einer so. Wohin gehörst du?

Laß deine Kleider einstweilen noch einmal bei Seite und frage deinen nackten Leib. Du hast keinen leisesten Ansatz zu Federn. Dagegen hast du am Kopf, unter den Achseln und über dem Geschlechtsteil ganz unzweideutige inselartige Flecken auf dir noch von Wollhaar. Und wenn du genau hinschaust, so siehst du auch sonst deinen Leib allenthalben noch wenigstens mit Miniatur-Härchen dicht überzogen, die allerdings aus irgend einem Grunde verkümmert und wieder bis auf die Stufe mehr von feinsten Tastspitzchen statt eigentlichen Wärme-Schutzhaaren herabgegangen sind.

Ein Haartier bist du, kein Vogel. Der Vogel ist eine Separat-Anpassung für die Luft. Aus springenden Eidechsen, die von Baum zu Baum sausten, ist er geworden. Bei ihm erhielt die Warmblütigkeit noch eine besondere Ausdehnung nach einer Seite, wie sie im Wasser der Fisch sich durch die Schwimmblase errungen hat. Der Vogel füllte seine hohlen Knochen mit heißer Luft und entwickelte so Eigenschaften eines echten Luftballons. Gleichzeitig machte er aus seinem äußeren Wärmeschutzmittel, der neu errungenen Feder, sofort auch noch ein Bewegungsvehikel: er vergrößerte sie zur Schwungfeder, bildete seine Vorderbeine zu einer kunstvollen Stütze dieser Bewegungsfedern um und erreichte so durch Kombination von Luftballon und Schwungflügel sein höchstes Entwickelungsziel, über das er nicht mehr hinausgekommen ist: den Flug. Der Flug hatte ja letzten Endes noch wieder seinen Gewinn umgekehrt auch für die Wärme-Frage; mit ihm war dem Vogel gegeben, der äußersten Winterkälte einfach auch noch durch Bewegung, durch

zeitweiſen Ortswechſel aus dem Wege zu gehen. Die Schwalbe und der Storch wiſſen ein Lied davon. Sie wandern, wenn der Winter kommt, und Ozeane und Erdteile ſind ihnen ein Spiel auf ihrer freien Fahrt durch das Luftblau. Aber das war auch der letzte Trumpf. Dabei iſt der Vogel ſtehen geblieben. Folge dem Raubvogel da drüben über dem Wald. Wie er Kreiſe zieht, wunderbar, mit einer Kunſt, die ihm ſelbſt der kluge Menſch ſo individuell frei heute noch nicht nachmachen kann. Und nimm die grüne Eidechſe hier daneben. Das iſt die Eidechſe dort, warmblütig geworden, luftballonleicht, mit Federkleid und mit Schwungfedern zum Flug. Und doch nur ein Vogel. Du biſt mehr. Du mit deinen Haaren. Jedes Löckchen da an deinem Leibe, bis zu dem goldigen Flaum, der nur noch wie Stäubchen dir auf Arm und Schenkel ſchimmert — ſie reden von deinem Schickſal, das den anderen, den höheren Weg ging. Über das Haartier. Das Säugetier.



Die große Sortiermaſchine holt zum letzten Zuge aus, du klapperſt die äußerſten Löcher durch. Unendlich leicht iſt aus hundert Gründen zu belegen, daß du wirklich ein regelrechtes Säugetier biſt. Deine Bruſtwarzen, zum Milchſaugen angelegt, predigen es dir. Laß aber auch ein Tröpflein deines „ganz beſonderen Saftes", des Blutes, rinnen und betrachte es im Mikroſkop. Da treiben in der Welle rote Körperchen, von denen das Blut ſeine rote Farbe hat. Dieſe Blutkörperchen ſind kreisrund, und in ihrem Innern weiſen ſie keinen Kern. Vergleiche damit die Körperchen im Blute anderer höherer Tiere. Seltſam: beim Vogel, bei der Eidechſe, beim Molch, beim höheren Fiſch giebt es im Blute auch welche. Aber dort ſind ſie nicht allemal rund, ſondern länglich, und im Innern ſteckt allemal ein kleiner Kern. Vergleichſt du dagegen mit Säugetieren, wie Hund und Haſe, Igel und Fledermaus, Pferd und Affe: immer fehlt hier genau wie bei dir der bewußte Kern. Und wenn du bloß von den Kameelen abſiehſt, die ihre Eigenheit ſich wahren, ſo haſt du auch bei allen Säugetieren jene charakteriſtiſche runde Form der roten Blutkörperlein im Gegenſatz zur länglichen, alſo auch wieder eben das, was du ſelber dein eigen nennſt.

Säugetiere! Schließlich iſt auch das noch ein bunter Troß. Da teilen ſich zunächſt ab gewiſſermaßen drei Stockwerke. Im unterſten ſieht's noch ziemlich altertümlich, ziemlich ärmlich aus, wie in einer Großmutterſtube im Erdgeſchoß, wo noch das Spinnrad ſirrt.

Da sitzen die Schnabeltiere, kurioseste Gesellen im heutigen Australien. Sie markieren noch mit unverwüstlicher Altentreue die Grenze vom Säugetier zur Eidechse. Noch heute legen sie Eier wie diese, wenn auch schon mit einigen fortschrittlichen Zuthaten hinsichtlich der Ernährung. Noch heute ist ihr Blut ganz auffällig schwach geheizt, daß man sich an die Scheide zum „Wechselwarmen" zurückversetzt glaubt. Das hast du alles gründlich überwunden, und ein Schnabeltier bist du also unbedingt nicht mehr.

Ein Stockwerk höher hausen die sogenannten Beuteltiere, die zwar keine Eier mehr legen, aber ihre ganz unreif geborenen Jungen in einem warmen Brutbeutel am Bauche mit sich herumschleppen. Dein Menschenbauch hat keine Tasche der Art mehr. Das neue Menschlein wächst sich bis zur reifen Geburt im Innern aus. Also Beuteltier bist du auch nicht: kein hüpfendes Känguruh, kein schwerfälliger Beutelbär, kein bissiges Opossum, das in Nordamerika nachts dem Farmer die Hühner murkst und aussaugt und, wenn du es fassen willst, hoch im Baum an seinem lustigen Wickelschwanze vom Ast baumelt.

Jetzt kommt aber die oberste Schicht. Die eigentlich ganz echten Säugetiere im gangbaren Sinne.

Gieb mir deine Hand.

Diese schöne Hand. Ein Kunstwerk ist sie, sie, in der so viel Menschenkunst umschlossen liegt. Aber auch eine weise Hand. Der Mystiker suchte in ihren Linien das Schicksal zu lesen. Der Freigeist hat das verlacht. Es liegt aber mehr Schicksal wirklich in dieser Hand, als in tausend sibyllinischen Büchern unserer Klügsten. Schon einmal hat sie uns geleitet. Jetzt, zu den letzten Staffeln, brauchst du nichts mehr als sie.

Laß sie im Geiste alle an dir vorbeiziehen, die Säugetier-Geschlechter oberhalb des Känguruhs. Wie eine große dumpfe trampelnde rasselnde brüllende Vision. Und recke bloß deine schöne weiße Hand hier dagegen aus — an diesem Felsen wird der ganze Spuk sich brechen, bis der Rechte vortritt, den du brauchst.

Da drängt es sich heran von Gestalten aller Art, die haben alles mögliche, aber sie haben gerade von dem, was du ihnen da entgegenstreckst wie Fausts Zauberschlüssel, schlechterdings selber gar nichts: sie besitzen keine Hand. Wie sollten sie sie haben! Auf vier gleichartigen Flossen stelzte sich der Fisch aus dem Wasser aufs Land. Das wurden vier Beine dann. Auf vier Beinen, normaler Weise mit je fünf Zehen, lief das alte Eidechsenvolk, aus dem das Säugetier heraufkam. Auf solchen vier Patschen läuft genau so noch das Schnabeltier. Also Vorderfüße, Hinterfüße. Aber wo soll die Hand zunächst herkommen?

Was ist die Hand eigentlich im Gegensatz zum Fuß? Ein Greiforgan. Ja, da liegt ihr ganzer Zauber! Der Fuß tritt auf und bewegt den Körper auf der Fläche dahin. Die Hand aber faßt, langt, greift. Hier mischen sich in deinem Menschenkörper zwei wunderbare Dinge. Aufrechter Gang auf den Hinterbeinen. Und zugleich Umwandlung der Vorderbeine zu einem raffiniertesten Greiforgan. An diesem Sachverhalt laß jetzt die da drüben Revue passieren.

Das Laufen auf zwei Beinen ist ja ganz tief bei den Eidechsen selber schon probiert worden. Alte Saurier der Urwelt liefen, hüpften, balancierten sich so in kleinem wie riesigstem Format. Von da hat's der Vogel mitbekommen. Der verliebte Haubensteißfuß dort im See läuft in diesem Punkte genau so wie du: er hat echte „Beine" mit Füßen daran. Aber seine Arme haben keine Hände entwickelt, sondern Flügel. Er wollte eben nicht greifen, sondern fliegen. Also Apage!

Das Säugetier ist ja auch gar nicht über diesen Vogel weggegangen. Sondern für sich separat wieder von der schlichten vierbeinig laufenden Eidechse des flachen Bodens aus. Ihr entspricht jenes Schnabeltier, mit dem die Säugerreihe anhebt. Aber da ist im nächsten Stockwerk, bei den Beuteltieren, das Känguruh. Es läuft wie ein Vogel gewohnheitsmäßig jetzt auch als Säugetier auf den Hinterbeinen, und die Vorderbeine

sind klein wie Zwergenärmchen. Bloß daß an diesen Ärmchen auch hier noch keine eigentliche Hand ist. Doch da sind andere Beuteltiere, die klettern auf Bäume. Ihre Pfoten nähern sich unverkennbar der Handform, wenn schon noch ohne Erreichen. Auch der Hüpffuß des Känguruhs ist ja noch durchaus kein echter Menschenfuß. Alles ist erst wie ein Ahnen. Wie Stücke, Fragmente, die da, dort herumschwimmen. Wer wird sie einigen, vervollkommnen? Es scheint geradezu unmöglich. Wie kann ein Tier zugleich klettern, um Hände zu bekommen — und auf den Hinterbeinen hüpfen, um sich echte Füße im menschlichen Sinne anzulegen? Es giebt ein Känguruh auf Neu-Guinea, das auf Bäume klettert. Aber es bleibt Zwitterei ohne echten Fortschritt.

Nun kommen die höchsten Säuger-Gruppen. Die Beuteltierstufe wird überhaupt verlassen. Anpassungen aller Art werden versucht. Das Prinzip, das wir suchen, scheint zunächst selbst in seinen Anfängen verloren, aufgegeben. Da ist die ungeheuer vielgestaltige Gruppe, die das Wort „Huftiere" zusammenfaßt. Von Klettern wie von Hinterbein-Hüpfen keine Spur. Alle vier Gliedmaßen fassen die Erde. Auf ihnen laufen ist Trumpf. Es wird so gut gemacht wie denkbar. Da kommen die Elefanten. Da die Nilpferde, die Schweine, die Kameele, die Hirsche, die Ochsen und Schafe. Da kommen der Tapir, das Rhinoceros, das Pferd. Nicht zu rechnen so und so viel heute schon ausgestorbene Urweltler. Im Pferde ist das Lauf-Problem auf dem Gipfel seiner Lösung. Alle vier Beine stelzen nur noch auf einer einzigen Zehe, die ein solider Huf schützt. Weiter ab vom Problem „Hand und Fuß, Greifhand und Gehfuß" konnte die Entwickelung sich kaum verlieren. Also „vorüber, ihr Schafe, vorüber."

Um deinen Zauberstuhl rauscht auf einmal das Meer. Als wollten die Fische noch einmal wiederkommen. Es kommen aber nur Säugetier-Gruppen, die sich nochmals dem Leben im Wasser rückwärts angepaßt haben. Walfische und Seekühe.

Dieſe Fiſch-Renegaten haben die Hinterbeine überhaupt abgeſchafft, ihre ungeſchlachte Körperwalze läuft hinten zu wie in einen gekreuzten Wurſtzipfel und die Vorderpfote iſt Schaufelfloſſe mit unbewegbaren Fingern geworden. Vorbei, vorbei! Da ſind die Gürteltiere, Ameiſenfreſſer, Schuppentiere und Erdferkel, noch ganz niedrige, urweltliche Geſellen, zum Teil in derben Panzern wie Schildkröten. Sie graben urſprünglich alle in der Erde, und ihre Füße ſind Scharrſchaufeln geworden. Wohl ſind dann ein paar Formen im Urwald auch zu Kletterern geworden: das Faultier hängt träge im Blätterdach. Aber ſtatt der Hände hat es ſtarre Kleiderhaken ſich entwickelt, die Grabſchaufel zu einem Ding beinah wie eine Eishacke, mit der es ſich von Aſt zu Aſt zieht, umgeformt. Nichts für dich!

Graue Geſpenſterſcharen in der Luft, am Zweige hängend wie ein eingeklappter Regenſchirm: die Fledermäuſe. Zwiſchen ihre rieſenhaft geſpreizten Finger iſt die Haut in breiter Fläche eingewachſen, bis ein ſchwaches Flugorgan entſtanden iſt. Ein Renegatenzug zum Vogel! Aber das äußerſte Gegenteil von Lauffuß und Kletterhand. Vorbei! Die Raubtiere. Bei ihnen iſt die Klaue in erſter Linie Waffe geworden. In furchtbaren Krallen, nicht mehr zum Graben, ſondern zum Packen der Beute, konzentriert ſich ihre wichtigſte Leiſtung. Die ſo bewehrte Pranke iſt Meſſer, Schwert, Streitaxt. Aber die Waffen ſind dabei angewachſen, ſind Organ. Wäre die Hand frei beweglich wie bei dir, ſo könnte ſie ſich Waffen jeder Art aus fremden Stoffen ſchmieden. Aber ſo . . . vorbei!

Die Nagetiere. Da hüpft die Springmaus wieder auf den Hinterbeinen wie das Känguruh. Folge dem Eichkätzchen, wie niedlich es Männchen macht und die Frucht mit den Vorderfüßchen znm Munde führt, wirklich faſt wie mit Händen. Aber auch an dieſen Händen ſitzen noch keine Nägel, ſondern ſcharfe ſpitze Krallen. Und der Fuß der Springmaus iſt noch ganz und gar kein Gehfuß. Immerhin iſt an dieſen kleinen Geſellen etwas wie ein Ahnen, ein Vordeuten, als ſollte es hier herum

auf dich losgehen. Eine alte Gruppe sind diese Nager, sehr früh und vielleicht sehr für sich hervorgegangen aus den Beuteltieren. Das gilt aber noch mehr von einer ganz kleinen anderen Säugergruppe.

Siehst du die braunen Erdhügel dort im Grase — mit fabelhafter Wucht durch den zähen Uferboden heraufgestoßen von einem wühlenden Gesellen, der, ein Liliputer an Größe, doch eine Herkuleskraft in sich hegt — dem Maulwurf! Nur zwei Stammesbrüder hat er noch hier im Lande: die Spitzmaus und den Igel. Das Trio bildet die Gruppe der sogenannten Insektenfresser. Wie Schnabeltier und Känguruh sind sie Nachzügler einer entschwundenen Zeit. Sie haben wohl den Ichthyosaurus noch gekannt, wahrscheinlich sind sie überhaupt die allererste Säugersorte gewesen, die in der Entwickelung sich über Schnabeltier und Beuteltier erhoben hat.

Ja, so viel der Volksmund auch über ihn scherzen mag, über den ehrsamen Herrn Swinegel: er ist ein Urweltfahrer, ein grauer Anachoret, der einst im Morgenrot des ganzen höheren Säugetiervolks gestanden hat — von allen Säugetieren deines deutschen Landes mindestens das älteste und merkwürdigste. Deine Hochachtung muß sich aber noch mehren, wenn du erfährst, daß dieser Igel aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch in deiner eigenen Menschwerdung auf Erden eine Rolle gespielt hat.

Der Igel selber ist ja weder ein Hinterbeinläufer noch ein Handkletterer. Menschenunähnlicher kann nicht leicht ein Tier aussehen. Aber darauf kommt's hier nicht an. Schon sein Stachelkleid verrät, daß Herr Swinegel ein uralter, den reptilischen

Säugerahnen näherer Epigone in unserer Zeit ist. Dreimal im ganzen nur im Bereich der Haartiere kommt solche sonderbare Stachelei vor. Einmal noch bei sehr niedrigen und altertümlichen Nagetieren, den Stachelschweinen. Und dann, bezeichnenderweise, beim Schnabeltier, das noch Eier legt und geradezu erst auf der Grenze von Reptil und Säugetier steht. Das Land-Schnabeltier von Australien und Neu-Guinea gleicht sehr auffällig in seinem Stachelrock dem Igel. Also in diesem Sinne knüpft der Igel noch ganz unten an. Die Linie läuft für ihn bloß: Eidechse, Schnabeltier, Beuteltier — dann kommt er. Was sich jenseits der Beuteltiere sonst an jenen anderen großen Säugergruppen herangebildet hat, geht ihn in seiner unmittelbaren uralten Angliederung nichts an.

Umgekehrt aber: und jetzt kommt das eigentlich Entscheidende, hat der Igel nach oben über sich hinaus wieder eine Entwickelungslinie angeregt. Noch heute hat der Igel auf den tropischen Sundainseln gewisse entfernte Verwandte, die sogenannten Spitzhörnchen, die gleich Eichkätzchen auf den Bäumen klettern und zugleich treffliche Springer mit ziemlich langen Hinterbeinen sind. Aus solchen insektenfressenden Kletterkünstlern scheint sich nun in ebenfalls sehr grauen Tagen die letzte Säugergruppe entwickelt zu haben, die uns überhaupt jetzt noch übrig ist — nämlich die Affen.

Den Übergang bildeten dabei die sogenannten Halbaffen, ein sonderbares, nächtlich lebendes Geschlecht bereits ausgesprochener Kletterer, das, einst weit verbreitet, heute auf der Erde größtenteils ausgestorben ist und in einer Anzahl von Nachzüglern hauptsächlich nur noch die große geheimnisvolle Insel Madagaskar bewohnt.

Diese Halbaffen oder Lemuren sind, wenn du auf der Suche nach dir selber zu ihnen kommst, nun endgültig der Zeichen und Vordeutungen allenthalben voll. Hier bei diesen Halbaffen ist der entscheidende Griff gethan, auf den du so lange gewartet hast. Gieb ihnen die Hand hin, den „schlottern-

den Lemuren", wie sie zu deinem Hexenkessel von den Urwaldästen verschollener Tage und aus den Nachtwäldern Madagaskars huschen — eine Hand legt sich auch in deine Hand. Da stellt sich der Daumen schon beweglich den anderen Fingern gegenüber. Da formt sich die Kralle zum Nagel um. Es ist die erste Hand des Weltenwerdens, die sich zu dir reckt. Der Fuß der Igel und Schnabeltiere, zum endgültig praktischsten aller Greiforgane umgeschaffen im äußersten Triumph des Kletterberufs.

Seltsamstes Volk fürwahr, diese Lemuren. Da ist das Koboldäffchen oder der Gespenstermaki, mit riesigen Nachtaugen. Auf den Gewürzinseln Asiens haust er. Mit seinen langen Springbeinen und Kletterhänden zugleich ist es, als sei thatsächlich eine Springmaus hier auf die Zweige gestiegen. Und in dieser aufrechten Gestalt starrt dich das Gespenstlein beinah schon an wie ein verwunschenes Menschen-Zwerglein. Gerade es steht deiner Ahnenreihe auch zweifellos irgendwie besonders nahe. In Amerika sind versteinerte Reste solcher Kobolde gefunden worden, die in all ihrer Kleinheit doch so riesige Gehirnhöhlen haben, daß man sie geradezu „Homunculus", das Zwitter-Menschlein, benannt hat. Trotzdem ist jene scheinbare Vereinigung von Hüpfen auf langem Hinterbein und Klettern mit den Pfoten auch hier noch nicht das Entscheidende gewesen -- das machte nur noch einmal dasselbe vor, was Kletter-Känguruh und Kletter-Igel schon früher vollbracht. Der wahre Weg zum gehenden und greifenden Menschen ging vielmehr über etwas, was zunächst wie ein Abweg aussah.

Der Halbaffe, ganz allgemein, war, wie gesagt, der Gipfel zunächst im Klettern. Für die Zwecke des Kletterns formte er seine vordere Igelpfote zur Hand. Für die Zwecke des noch ausgiebigeren Kletterns ging er dann aber noch einen Griff weiter: er formte auch noch seine Hinterpfoten ebenfalls zur Hand. Nicht nur das erste „Handtier" wurde er — er wurde sogleich das Extrem des Handtiers: — ein Vierhänder. Also

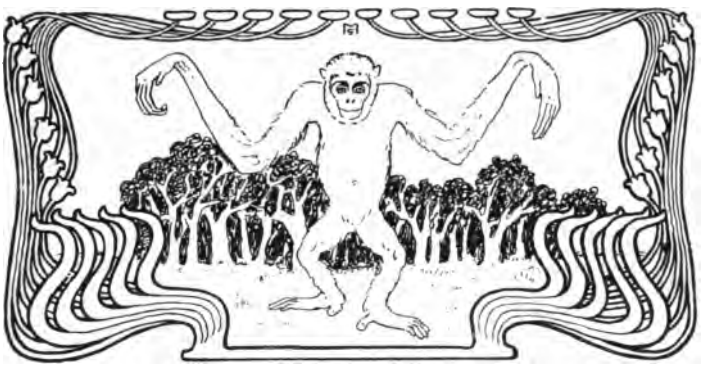
etwas, was du nicht bist. Es scheint ein Abweg, gleich bei der ersten entschiedenen Staffel zu dir. Und doch ist es keiner.

Aus dem Halbaffen wurde eines Tages der echte Affe. Jene bunte Reihe vom winzigen gelben Löwenäffchen bis zum grotesken rotnasigen Mandrill und bis zum unheimlichen schwarzen Gorilla, der dich an Größe und physischer Kraft überragt. Vom Halbaffen schon erbte dieser Affe die vier Hände — das heißt: die Umwandlung auch der Hinterfüße zu Greiforganen. Er aber kam damit noch eine Stufe weiter. Indem er die Kletterei so intensiv wie möglich forttrieb, entstand eine Weile ein Fortgang der Art, daß seine Vordergliedmaßen, seine Arme, die immer mehr *vorgriffen*, während die Hinterhände bloß stützten beim Klettern im Geäst, sich *länger* entwickelten als die Hinterbeine. Das erreichte seinen Gipfel bei dem Gibbon-Affen.

Einen Meter etwa hoch, klaftert er mit ausgebreiteten Armen das doppelte. Gerade diese Gibbon-Affen hatten sich nun sonst in allem sehr günstig weitergebildet. Ein solcher Gibbon hat hinten schon keinen Schwanz mehr, genau wie du. Ein solcher Gibbon singt dir die Tonleiter fehlerlos vor, was kein Säugetier sonst kann.

Vom Nebelfleck an — es giebt kein Gebilde der ganzen dir bekannten Welt, das eine so verführerische Ähnlichkeit mit dir hätte wie ein solcher Gibbon-Affe.

Bloß: auch er ist zunächst noch das ausgesprochenste Klettertier. Er hat deine Gehfüße noch nicht. Ihn jetzt mit dem Känguruh oder der Springmaus verquicken — und wir hätten dich! Halt aber. Er selber steigt vom Baum. Und nun macht er dir vor, daß er thatsächlich mehr ist als Känguruh und Springmaus. Durch seine Kletterei selbst hat er gerade sie überwunden — überwunden in demselben Augenblick, da er zum erstenmal vom Baum herabsteigt.



Gibbons hauſten in einem Gehölz. Der Ort iſt ihnen verleidet. Sie werden hier verfolgt oder ſonſt etwas. Drüben, jenſeits eines Stückes Flachboden lockt ein anderer Baumfleck, der ungeſtörter erſcheint oder beſſere Nahrung giebt. Es ſind ja ſchon enorm kluge Tiere, die kalkulieren. Alſo auf dahin. Der Gibbon ſteigt vom Baum und ſchickt ſich an, die zwiſchenliegende Landſtrecke zu nehmen. Im erſten Moment ſcheint das verzweifelt ſchwierig. Das nächſte wäre ja: auf allen Vieren laufen, wie die Ahnen, die Igel, Beutelratten und Schnabeltiere gelaufen ſind. Auf der Fläche aller vier Hände! Aber wie die Viere zugleich ins Tempo bringen? Die Vorderarme ſind viel länger als die Hinterglieder. Es geht nicht! Der Körper iſt aber doch beim Klettern ſchon ſo unzählige Male frei aufgerichtet worden. Alſo verſuchen wir's ſo, hoch auf den Hinterbeinen. Wie Känguruh und Springmaus hüpfend geht's freilich auch nicht — mit dieſen aufgeſetzten platten hinteren Handflächen und dieſen ſchweren ſchlotternden Armen. Da muß nochmals die Schläue helfen.

Das ganz beträchtliche Gehirn liefert ſie ja.

Die Hinterhände müſſen als Gehfüße nicht hüpfend, ſondern feſtſchreitend Boden faſſen, und zugleich müſſen die Arme irgendwie in die Balance gebracht werden. Ein ähnlicher großer

Affe der Art, der Orang-Utan, stützt sich vorgebeugt einfach gehend auf die Vorderhände. Der Gibbon aber macht's noch schlauer. Er hebt die langen Schlenkerarme bis über den Kopf herauf, knickt die Hände nach außen um und läuft so, etwas torkelig wohl noch, aber immerhin im Gleichgewicht, schnell dahin auf den nächsten Wald zu. Triumph!

Mit dieser einfachen Leistung ist das „Bewegungsproblem Mensch" gelöst. Auf Java sind die Knochenreste eines Gibbon-Affen gefunden worden, der im Gehirnraum seines Schädels genau schon die Mitte hielt zwischen Gorilla und Mensch und der gleichzeitig bereits so famos gestreckte Oberschenkel besaß, daß aufrechter Gang bei ihm schon feste Regel gewesen sein muß. Von diesem Wesen ist mit scharfer Definition nicht mehr auszusagen, ob es *noch* Affe — oder *schon* Mensch war.

Es war der Affenmensch.

Vom Baumleben hatte er sich dauernd entfremdet. Damit war jene übermäßige Kletter-Verlängerung der Vorderarme, wie sie der echte Gibbon zeigt, bei ihm von selbst wieder rückgebildet worden. Bloß die Beweglichkeit des Armes und die famose Hand hatte er sich bewahrt. Seine Hinterhände aber hatte er zu dauernden Gehfüßen werden lassen.

Du magst dich wehren oder nicht: mit einem Wesen dieser Art, dessen Knochen heute im Museum zu Leiden zu jedermanns Kenntnisnahme liegen, bist „du" im wesentlichen einfach *erreicht*. Die Sortiermaschine wirft dich ins letzte Loch. Du bist *ein höchst entwickelter Affe*.

Du merkſt wohl, was dein Leib, der alte Weiſe, dir eigentlich erzählt hat.

Im Bilde deſſen, was du biſt, hat er dir gezeigt, wo du herſtammſt. Die Sortiermaſchine, in der er dich weidlich hin und her geworfen hat, bis du endlich beim Affen herauskamſt, iſt in Wahrheit dein Stammbaum, das große heilige Pergament, das dir deine Ahnenreihe verbrieft. Er ſteht nicht in irgend welchen Phantaſieen und viſionären Träumen, ſondern dein Leib ſelber lebt ihn noch heute in dir.

Es iſt eine ewige Gegenwart wirklich in den Dingen. Alles Gewordene ſchließt wie Jahresringe ſein eigenes Werden ein. Nur dein Auge muß den Maßſtab langſam dafür finden. Das Geiſtesauge der Menſchheit nähert ſich heute unverkennbar dem Punkte, wo auf langem Umweg durch tauſend Einzelheiten der Forſchung etwas derart ſich auch bei ihm eingeſtellt. Es iſt gleichſam, als ſtrecke ſich unſer Zeitbegriff.

Der Zeitbegriff iſt ja etwas ganz relatives. Man kann ihn ſich verengt und erweitert denken. Zum Beiſpiel du als Menſch in deinem gewöhnlichen Lebenszuſtande empfindeſt alles, was innerhalb etwa einer Sekunde liegt, als Eins, als Gleichzeitiges, als „Augenblick“. Trotzdem kann ſich in ſolcher Sekunde zweifellos unendlich viel hintereinander abſpielen, und rein gedanklich kannſt du ſie als Kreis eines ungeheuren Zifferblattes denken, auf dem der Zeiger genau ſo Schritt für Schritt dahin tickt wie der gröbere Zeiger deiner Stundenuhr. Wenn du dir denkſt, dein Empfindungsvermögen ſei plötzlich ſehr verfeinert, ſo wäre nichts beſonderes dabei, daß du wirklich in einer Sekunde eine Unmaſſe Vorgänge um dich her wohl geordnet nacheinander aufmarſchieren ſäheſt. Die Sekunde würde dir dann einfach ſtundenlang vorkommen. Es ſcheint ſogar geradezu, daß unſer Aufmerkungsvermögen in gewiſſen beſonderen Lagen derartig erregt werden kann, daß es ſich vorübergehend wirklich ſo ſtellt. In höchſten Gefahrmomenten erleben wir lange Ketten von Vorgängen, die uns endlos dünken, in einer Sekunde.

Und im Traum hat wohl jeder schon mitgemacht, daß er einer langen, komplizierten Handlung folgt, die im Wachen viele Stunden, ja Tage in Anspruch nähme — wenn du aber hinterher auf die Uhr siehst, so bist du kaum so lange eingenickt gewesen, als eine Uhr zwölf schlägt. Auf diesen letzteren Sachverhalt führt sich (nebenbei gesagt) wohl auch jene oft beobachtete Traumthatsache zurück: wir träumen eine lange Handlung, die auf einen Donnerschlag oder Schuß abzielt, vielleicht das Aufsteigen eines Gewitters oder Vorbereitungen zu einer Pulverexplosion oder ähnliches — endlich kommt auch der Schlag . . . in diesem Moment aber erwachen wir und hören wirklich einen lauten Ton, etwa den Schlag des weckenden Hausknechts gegen unsere Zimmerthür. Man fragt sich, wie das möglich war. Haben wir prophetisch geträumt? In Wahrheit hat sich die ganze Traumerfindung einfach innerhalb des winzigen Zeitbruchteils erst angesponnen und bewegt, die der Klopflaut selber umfaßt; im Wachen empfinden wir ihn als eine einzige momentane Schallempfindung; der Traum aber hat mit seinem schnelleren Zeitmaßstab eine lange Folgekette von Ereignissen zwischen seinen Anfang und sein Ende hineingedichtet.

Solche Verschiebungen ließen sich nun leicht auch umgekehrt nicht bloß ins Kleine, sondern auch ins Große hineindenken. Stelle dir einen Zeit-Maßstab vor, bei dem ein Jahr etwa das Wesen einer Sekunde annähme. Alle seine Vorgänge drängten sich einem Auge, das so empfände, in einen einzigen Moment, in einen „Augenblick“ einheitlich zusammen. Was aber von Jahren gelten mag, ließe sich schließlich auch ganz genau so gut von Jahrhunderten, Jahrtausenden, ja von Jahrmillionen ausdenken. Da sähe ein Auge in ein einziges Momentbild verschmolzen unermeßliche Entwickelungsketten, von Nebelflecken bis zu Planeten mit Menschenkunst und Menschenliebe. Hast du aber wohl einmal daran gedacht, daß du mit deinen Menschenaugen in gewissem Sinne wirklich so siehst?

Und daß alle deine Geſchichts- und Naturforſchung ins Detail des Alten und entwickelungsgeſchichtlich Früheren hinein eigentlich nichts iſt, als ein Verſuch, in dein Augenblicksſehen, das alles in eins ſieht, wieder etwas von jenem feineren Sekunden-Maßſtab zurückzubringen, auf daß das engere Entwickelungs-Gewebe noch einmal ſichtbar werde?

Du ſchauſt deinen nackten Leib an. Als ein einheitliches Momentbild blitzt er in deine Seele. Aber in dieſem nackten Leibe iſt in Wahrheit alles umſchloſſen, was zwiſchen Nebelfleck und Menſch liegt. Es iſt in ein Schlußbild zuſammenfaſſend gezwängt — aber darin iſt alles. Indem du die ganze Vorgeſchichte daraus herauszuleſen ſuchſt, gliederſt du dieſes „Alles“ bloß dir Stück um Stück wieder in einen vertiefteren Zeit-Maßſtab um — du lieſt gleichſam die Bruchteile der Sekunde Eindruck dieſes nackten Körpers wieder hinein mit Hilfe eines beſtimmten wunderbaren Traumes, über den ſich die Menſchheit als „Realität“ ſo ziemlich geeinigt hat: der Wiſſenſchaft. Im Detail iſt es ja vielfach noch ſo eine Sache ſogar mit dieſer Einigung, und mancher wird das, was der eine ſchon für Wiſſenſchaft hält, noch ſchlechtweg und mit böſem Sinne Traum nennen. Das ſei aber nun einerlei. Schließlich iſt ja das ganze greifbare Ungetüm, das wir „Wirklichkeit“ nennen, überhaupt nichts anderes als ein durch Übereinkunft der ſozial lebenden Kulturmenſchheit von etwa fünftauſend Jahren gleichſam konventionell anerkannter „Einzeltraum“ unter vielen — der logiſch beſte, glatteſte, am häufigſten bei vielen gleichartig wiederkehrende und alſo ſozial am einfachſten zu berechnende und zu verwertende Traum! Wobei denn immer noch kleine Grenzſtreitigkeiten mit unterlaufen mögen . . . . . Über die darfſt du dir nicht allzu viel graue Haare wachſen laſſen.

Die Hauptſache iſt, daß du heute noch hier mit deinem warmen lebendigen liebesreifen Leibe an dieſem hellen Maientag die ganze Entwickelungslinie vom Urnebel bis zur erſten

Zelle, von der ersten Zelle zum Wurm, Fisch und Molch und endlich bis zum Menschen herauf in dir selber verkörperst.

Je nachdem ich dich heute zerlege mit meinem Geschichts-Maßstab, bist du auch jetzt noch Nebelfleck, Urzelle, Wurm und Fisch. Mit all dem früheren zusammen bildest du eine einzige ungeheure Einheit. In der Sekunde, da ich dich hier anschaue, durchdrungen von dem andächtigen Gefühl „Welch herrliches Kunstwerk ist der Mensch" — in dieser Sekunde strahlt dein Körper mir alle jene Jahrmillionen der Entwickelung wie aus einem Brennspiegel der Zeit entgegen. Wie dein Leib räumlich nicht hier endet, wo dein Auge lacht, sondern in Wahrheit bis zur Sonne und bis zum Sirius reicht, die er trotz ihrer räumlichen Entfernung von Millionen und Billionen Meilen mit dem kleinen Hautstückchen seiner Netzhaut im Auge noch leibhaftig tastet — so hört auch dein Zeitleib nicht auf mit dieser Sekunde, noch mit den paar Jahren deiner ganzen sogenannten Menschenexistenz — er hört nicht auf mit den paar Jahrhunderttausenden der ganzen sogenannten Menschheit; sondern er greift in sich zusammen wie ein kosmischer Winkelried die Speere aller Jahrmillionen hinter sich und aller Formen in diesen Jahrmillionen, die auf ihn angegangen, die „er selbst" jemals gewesen sind.

Im Sinne dieser höchsten und freiesten philosophischen Betrachtung laß uns jetzt versuchen, unserm weisen Leibe auch die zweite und engere Frage vorzulegen: was ist die Liebe des Menschen?

Die einzelnen Organe, Magen, Hirn, Rückgrat, Lunge, Hand haben uns so ziemlich durchgeholfen für eine Angliederung des heutigen Menschen an einen riesigen Organismus, der in Aonen der Zeit sich fort und fort gewälzt hat und endlich ganz und gar in ihm aufgegangen ist. Unsere zweite Frage jetzt muß nun ein engeres Organ nochmals herausgreifen und in dieser ganzen umfassenden Bahn uns vor Augen stellen. Du begreifst, was allein für ein Organ da in Betracht kommen

kann: das Geſchlechtsorgan. Indem wir uns das Recht jenes Blumenſtandpunktes vollends wahren, ſtellen wir es unbefangen jetzt in den Mittelpunkt unſerer Erörterung, gleichwie wenn eines jener lieben Vergißmeinnicht-Blauäugelein oder Myrthen-Sternchen uns naiv ſeine Befruchtungsſeite im hellen Lichte entgegen reckte.

Die friedliche Betrachtung der menſchlichen Geſchlechtsteile führt uns in allererſter Linie vor die ſchon in dieſem Plural gegebene Thatſache: daß es ſich nicht um den Geſchlechtsteil handelt, ſondern um „die“ in der Mehrheit.

Der Zweiheit.

Der Menſch, wie er ſich uns als Geſchlechtsweſen präſentiert, iſt zunächſt unabänderlich auch eines jener Doppelweſen mit Geſchlechtertrennung. Hie Mann, hie Weib. Hie männliches Geſchlechtsteil, hie weibliches. In Summa Geſchlechtsteile.

Dieſe Thatſache iſt von Anfang an überaus wichtig. Sie lehrt uns nämlich folgendes. Bei der ganzen Organbetrachtung, der wir bisher gefolgt ſind, bei Magen, Hirn, Knochengerüſt, Lunge, Hand und ſo weiter, konnten wir immer von einem Körper allein ausgehen. Wohl ergab dieſer Körper in ſich ſchon gewiſſe Notwendigkeiten, wo er nach dem Fenſter-, Räder-, und Ruderprinzip eine Zweiteilung der Organe in ſich ſelbſt möglich und nötig machte: zwei Arme und Beine, zwei Lungenflügel, auch zwei Gehirnhälften und ſo weiter. Aber ſchließlich blieb das alles im einen und gleichen Leibe umfaßt. Bei den Geſchlechtsteilen dagegen kann ich nicht zu dir ſagen: zieh dir die Kleider aus und wirf dich nackt ins Gras und laß dich von dieſem deinem Leibe belehren. Hier mußt du in der Idee dir etwas ergänzen. Du mußt dir zwei Leiber ſo denken, einen männlichen und einen weiblichen. Mit dem kleinen Wörtchen „zwei“ ſpringſt du aber um einen wahren Weltenabſtand. Eins heißt Einſiedelei. Zwei heißt Soziales.

Mit den Geſchlechtsteilen, das mußt du dir geradezu als Grundtheſe einprägen, ſprengſt du auch beim Menſchen den konventionellen Individual-Begriff nach *oben hinaus*. Das iſt ſo zu verſtehen.

Du, — wie du hier vor mir ſitzſt und dir von der Urgeſchichte der Liebe erzählen läßt — was biſt du? Ein Menſch. Ja wohl, aber es giebt 1500 Millionen Menſchen rund gerechnet auf dem Planeten Erde. Was biſt ſpeziell du bei dieſen Millionen? Du biſt ein einzelner Menſch, ein einzelnes menſchliches Individuum. Der Begriff Menſch oder allgemeiner geſagt, Menſchheit zerſpaltet ſich auf der Erde in rund 1500 Millionen ſolcher Individuen wie du eines biſt. Das Geheimnis dieſer Zerſpaltung beruht darauf, daß du dich, obwohl du „Menſch“ biſt wie alle die anderen 1 499 999 999 Menſchen, doch noch als etwas beſonderes darunter fühlſt. Du fühlſt dich als „Ich“, als geſonderten Punkt in dieſer ungeheuren Kopfzahl, als Anſchauungsmittelpunkt. Alle die anderen, obwohl auch zugeſtandenermaßen Menſchen, ſtehen dir gegenüber als „Du“. In dir ſelber biſt du der ewige Luther, der da ſagt: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders.“ Dieſes Gefühl des Aufſichſelbſtſtehens, des eigenen Punktbildens, des innerlich unerſchütterlichen Alpha und Omega, des aus dem Tiefſten herausgepreßten Bekenntniſſes: „Hier ſtehe ich“, — das iſt es, was man „Individuum“ nennt.

Der Begriff iſt eigentlich *ſeeliſch* erſchaffen worden, — oder beſſer noch geſagt: aus jenem reinen Grundzuſtande in uns heraus, der noch gar nichts mit der begrifflichen Trennung von Seele und Leib zu thun hat. Wenn du auf dieſe trennende Welt aber nachträglich dich einmal einläßt, ſo iſt wohl zu merken, daß der Begriff des Individuums ſich auch *körperlich* bei dir bis zu gewiſſem Grade faſſen und greifen läßt. Du ſtehſt nicht nur für dich, ſondern auf einem gewiſſen Umwege greifbar auch für mich — alſo objektiv genommen — als etwas ſo zu ſagen Einheitliches, im allgemeinen Menſchentypus

Individualisiertes vor mir, — obgleich ich in deine Seele nicht schauen kann, sondern mich an den sogenannten Leib halten muß. Und wenn du dich hier im Wasser abgespiegelt besiehst, also dich dir selber objektivierst, so siehst du da auch an dir einen Menschenkörper, der als solcher seine Besonderheiten wohl gegenüber allen anderen auf Erden hat.

Das ist nun alles klar und hübsch, und wenn wir etzwelche Kunstausdrücke fortlassen, so wirst du sagen, daß das im Grunde eine wahre Bauern- nnd Barbiersweisheit sei, so selbstverständlich, daß es überhaupt nicht noch einmal gesagt zu werden brauchte. Nun habe ich dir aber früher einmal bekannt, du müßtest gerade zu dem Wörtchen Individuum noch ziemlich viel hinzulernen, um dieses Wortschifflein wieder ordentlich flott zu kriegen auf dem wilden Ozean moderner Welt-Ideen. Und da ist eine Hauptsache dieses.

Du mußt dir sagen, daß eine Individualität zunächst nach unten zusammengesetzt sein kann aus so und so viel kleineren Individualitäten.

Das sieht ja im ersten Moment aus wie eine Ungeheuerlichkeit. „Ich" soll aus etwas zusammengesetzt sein. Individuum heißt ja grade: das Unteilbare. Ich bin ich und bin also nicht teilbar. Gemach. Nehmen wir einmal an, die Welt sei wirklich grob dualistisch geschieden in Seelisches und Körperliches. Ich halte diese Unterscheidung im Wesen für falsch und nehme sie ernstlich nur als nachträgliche begriffliche Trennung, die einen gewissen Finde-Wert hat. Aber einerlei. Es seien hier einmal wirklich zwei Wege des Erkennens. Und so nehmen wir also ein grobes Beispiel aus der körperlichen Welt.

Hier ist ein dicker Sack und in dem Sack ist Sand. Der ganze Sandsack wiegt so und so viel. Er drückt auf die Wage mit dem und dem Gewicht. Diese Gewichtsziffer ist eine feste Größe. So viel Druckkraft übt der Sack als Ganzes aus. Sagen wir mal, diese Ziffer sei jetzt der Ausdruck der wirkenden Persönlichkeit, der Individualität „Sack". Dieser Masse, die diese bestimmte Wirkung ausübt, entspricht auch hier eine äußere individuelle Form: wir sehen den Sack als solchen da stehen, sehen das Ding, das genau diese bestimmte Ziffer Druckkraft auf die Wage ausübt. Trotz alledem weißt du ganz genau: der Inhalt des Sackes besteht aus so und so viel einzelnen Sandkörnern. Jedes Sandkörnlein, für sich allein gedacht, würde nur ein Gewicht von höchstens so und so viel Prozent des Gesamtgewichtes haben. Für sich allein auf die Wage gelegt, wöge es das aber wirklich. Allein dahin gelegt, bildete es für sich eine ebensolche Einheit wie der ganze Sack, bloß eine in der Druckwirkung fast verschwindend schwächere Einheit.

Nun sieh deinen Leib an. Auch zunächst rein körperlich. Er vollführt gewisse Leistungen, genau wie der Sack seinen Druck auf die Wage ausübt. Und doch kannst du auch in diesem deinem Leibe eine innere Vielheit körperlich sehr gut erkennen, — genau so wie im Sack die Sandkörner. Ich lasse beiseite, daß dein Leib aus kleinsten Teilchen seiner stofflichen Elemente und seiner chemischen Verbindungen zusammengesetzt ist: den sogenannten Atomen und Molekülen. Das ginge ja noch unter die Sandkörnlein hinunter. Wie aus diesen der Sack, so ist aber dein Leib zusammengesetzt aus seinen Zellen. Diese Zellen sind kleine Teilchen belebter Masse, die deinen lebenden Körper so zusammensetzen, daß jede ihre unverkennbare körperliche Einzelgestalt so weit bewahrt, dabei aber doch im Ganzen der neue, wieder ganz einheitliche Leib entsteht. Es geschieht das hier auf eine Weise, die an sich ja noch viel verwickelter ist als die einfache Zusammenhäufung der Sandkörnlein in unserm Sack. Die Zellenkörnlein haben sich näm-

lich innerhalb ihres großen Leibessacks erst noch einmal zu kleinen Unter-Säcken gleichsam angeordnet: sie bilden Organe in dir, die als kleinere Zellgenossenschaften in dir so zu sagen erst eine Anzahl kleinerer Separat-Leiber bilden. Wir haben vorhin schon einmal davon gesprochen. Dein Magen, deine Lunge, dein Herz, dein Geschlechtsteil: das sind solche Separat-Leiblein in dir nochmals zwischen den Milliarden kleinster Zellen-Leiblein und deinem großen Gesamt-Leibe, den dein Ich gespiegelt sieht, wenn es hier ins blaue Wasser schaut. Doch das ist nur Nebensächliches.

Nun aber zur Hauptsache: dein Leib existiert thatsächlich nicht bloß körperlich für dich als solches Spiegelbild im Wasser oder als greifbares, hörbares, sichtbares, objektives Ding für mich hier, — er ist zugleich innerlich und seelisch für dich dein „Ich" selbst, — er ist deine geistige Individualität.

Magst du dir vom Boden deiner Philosophie aus den Zusammenhang nun denken wie du willst. Im Sinne, daß der körperliche Leib das Seelische „bewirkt" als eine Handlung so, wie der Sandsack als Ganzes einen bestimmten Druck auf die Wage bewirkte und sein „Gewicht" hervorbrachte. Oder so, daß es überhaupt nur ein Ding bei dir giebt, das du je nachdem als Leib oder Geist auffassest. Oder so, daß du eigentlich nur Geist bist und der Leib erst durch eine Art Subtraktionsexempel in dir, aber stets per Denkprozeß, entsteht. Diese dunklen Wasser wollen wir hier nicht aufrühren. Das Wesentliche bleibt: der leiblichen Individualität bei dir zu deinen Lebzeiten entspricht offenbar auch eine seelische.

Ist nun die leibliche Individualität nach unten zusammengesetzt aus kleineren, von ihr umschlossenen Individualitäten, — den Zellen und so weiter — so liegt mindestens eine hohe Wahrscheinlichkeit vor, das gleiche auch von der seelischen Individualität vorauszusetzen. Also von deinem „Ich". Die Wahrscheinlichkeit wird fast zur Gewißheit im Moment, da du dir jene öfter zwischen uns jetzt schon erwähnte That-

ſache ins Gedächtnis rufſt: daß mindeſtens jede Zelle auch eine ſeeliſche Individualität wirklich iſt.

Das klingt ja dem ungeübten Ohr immer wieder ſeltſam genug: jedes mikroſkopiſch kleine Zellchen da in deiner Haut, deinem Darm, deiner Leber oder Niere ſoll ein Seelchen für ſich in ſich tragen ſo gut wie es ein körperliches Einzel-Zellchen in dem großen Zellverbande deines Leibes darſtellt! Und doch iſt die Sache ſehr wenig wunderbar, wenn du höchſt ſimple, alltägliche Thatſachen ins Auge faßt.

Da leben in Bazillen, Amöben, Moneren, Radiolarien und ſo weiter und weiter allerorten auf Erden dir lebende Weſen mit allen Zeichen ſelbſtändigen Lebens, die überhaupt nie etwas anderes darſtellen als eine einzige derartige Zelle. Sie ſind leiblich und ſeeliſch vollkommenes Individuum wie du — und bilden doch nur eine Zelle, eines jener Körperchen, deren Milliarden deinen Leib aufbauen. Aus ſolchen Ein-Zellern hat geſchichtlich ſich erſt der wunderbare Zellen-Staat deines Leibes entwickelt, — allmählich, erſt als roher Zell-klumpen, dann, indem die Zellen dieſes Klumpens eine feinere Arbeitsgenoſſenſchaft mit Arbeitsteilung bildeten, ſich in Organe ſonderten, wie eine ſoziale Roh-Maſſe ſich in Zünfte zerteilt, von denen dieſe die Stiefel macht, dieſe die Röcke und jene die Theaterſtücke. Sollten die Einzel-Zellen dieſes raffinierten Staates, den du als „Leib" beſitzſt, in dir ſelbſt keine Zell-Seele mehr beſitzen, ſo müßten ſie ſie mindeſtens nachträglich noch wieder verloren haben! Aber haben ſie das wirklich?

Überlege dir nur eine einzige Thatſache, die aber ſo eindringlich ſpricht, daß eigentlich jeder Widerſpruch augenblicklich verſtummen muß. Denke dir, hier ſtände ein Mikroſkop und durch dieſes Mikroſkop ſchauteſt du in das tiefſte Wunder, das dein eigener Leib dir gewähren kann. Ein Tröpflein deines eigenen Samens ſoll in friſchem warmem Zuſtande im Lichtfelde des Mikroſkops liegen.

Das iſt nun ein Teilchen, ein Tröpflein deines eigenſten

Leibes, ausgestreut, noch während deine leibliche und geistige Individualität als Ganzes fest besteht, gleichsam ins „Objektive“ hinein. Dir selber entgegentretend wie in geheimnißvoll vergrößertem Spiegelbild. Was siehst du? Dich durchdringt ein dumpfer Schauer. Du stehst in einem der ganz großen, ganz weihevollen Momente. Du siehst nicht in ferne Welten, in Doppelsonnen und Milchstraßen. Das hier ist ein Tröpflein von dir selbst. Ein Stücklein deines Ich. Sieh rasch zu. Es entschwindet, trocknet dir ein unter der Hand, es stirbt, roh losgelöst von dir. Aber noch lebt es. Ein weißer Fleck, ein kleines Meer. Und darin sich regend eine Menge winziger Körperchen. Sie zucken, bewegen sich von der Stelle, wimmeln stoßweise durcheinander. Jedes Körperchen ist ein einzelnes „Samentierchen“, eine einzelne losgelöste, befreite Zelle deines Leibes. An einer Stelle hat sich dein Zellenverband gelockert, hat so und so viel Einzelzellchen lebend aus sich entlassen. Das war der vortretende Samen. Und hier siehst du als Ganzes jetzt selber diese Zellchen. Sie bewegen sich, leben, jedes für sich. Jedes entspricht in seinen Lebensregungen auch äußerlich einem jener Urwesen, die nie etwas anderes darstellen als eine Zelle überhaupt. Warum soll nicht jedes dieser Samenzellchen auch ein echtes seelisches Individuum sein gleich diesen?

Du erhebst aber den Blick vom Mikroskop. Dein Auge verliert das vergrößerte weiße Tröpflein, das aus deinem Leibe stammt. Und die große Welt taucht dafür vor dir auf. Sterne in unendlichen Weiten des Raumes. Und unendliche Folge der Dinge nacheinander in der Zeit. Sie sterben ja jetzt unter deinem Mikroskop hier, deine Samenzellen des Experiments. Ihre uns erkennbare Bahn ist vollendet mit dieser letzten That, daß sie dich vor eine der größten Offenbarungen über dich selbst gestellt, — daß sie dich dir selber in deinen individualisierten Teilen zeigten. Aber laß solches Samentierchen den rechten Ort erreichen, für den es die Natur

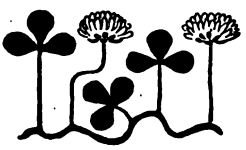
bestimmt hat. Tief im Schooße eines liebenden Weibes die Ei-Zelle. Aus der Verschmelzung beider erwächst ein Kind. Es lacht dich an mit seinen lichten neuen Augen und greift nach dir mit seinen rosigen Händchen, — diesem Kinde wirst du doch die Seele nicht absprechen?

Woher aber stammt sie?

Aus jenen zwei vereinigten Zellen, der Samenzelle und Eizelle. Und du entdeckst im Charakter, in der Seele des Kindes Züge von dir. Es muß nicht bloß eine körperliche Zelle, — es muß Seele von dir eingeströmt sein in dieses Kind beim Zeugungsakt, — Seele mit jener einzelnen losgelösten Zelle deines Leibes, der Samenzelle. Eine Seele mußte wohnen in diesem Zellchen, eine „Zell-Seele", die, obwohl nur ein unendliches Bruchteilchen deines großen Mannes-Ich, doch eine Note trug von dir, ein geheimstes Erkennungszeichen, das der neuen Kindesseele einen Zug gab von „dir".

Was aber die Samen-Zelle bei dir besitzt, wenn du Mann bist, — die Ei-Zelle, wenn du Weib bist, — — warum soll es nicht jede Zelle deines Leibes besitzen? Jede auch eine Zell-Seele, jede auch einen seelischen Orientierungspunkt, ein „Ich", eine echte geistige Individualität. Aus solchen Zell-Seelen, solchen geistigen Individualitäten setzt sich dann deine ganze Seele, deine geistige Ganz-Individualität genau so zusammen wie dein ganzer Körper, deine körperliche Ganz-Individualität aus den kleinen Zell-Leiblein. Dein „Ich", subjektiv für dich die absolute Einheit, ist vom Standpunkt der kleinen Zellen-Ichs nur eine Klammer, ein Zusammenschluß. In der Klammer liegen die Zell-Seelen, vielleicht noch zu Organ-Seelen vereint, als Millionen subjektiver „Ichs". Die Klammer aber ist abermals ein neues, höheres Ich, — als „Ich" nicht teilbar, so wenig die Klammer als solche teilbar ist, — aber objektiv teilbar in dem, was innerhalb der Klammer steht.

Bist du bis hierher dem Gedankengange gefolgt, so kann es eigentlich nichts Überraschendes mehr haben, wenn du dir nun auch solche Individuenzusammenschlüsse — seelisch wie körperlich — einmal noch oben über dich hinaus denkst. Ganze Menschen-Individuen, sich zusammenschließend zu Individuen nochmals höheren Grades ebenso, wie die Zell-Individuen sich zu dir vereinigten!



Im Grunde iſt die Sache beinah eine Banalität. Im Pflanzenreich wie Tierreich haſt du eine ganze Fülle von Präcedenzfällen, die dir den rechten Weg zeigen müſſen. Häckel hat zuerſt klare Worte dafür geſchaffen.

Er nennt ein Individuum, wie du hier eines biſt, zur Unterſcheidung von den Individuen deiner Milliarden Zellen, die dich zuſammenſetzen, „Perſon“.

Und eine Vereinigung ſolcher Perſonen zu nochmals höherer Genoſſenſchafts-Einheit nennt er „Stock“.

Dieſe Unterſcheidung iſt eine ſehr wertvolle zur Verſtändigung. Stock iſt natürlich nicht gemeint im Sinne eines Spazierſtocks, ſondern ſo, wie man es etwa in dem Worte „Bienenſtock“ meint. Dieſer Bienenſtock iſt ja gleich ein Exempel ſelbſt. Jede einzelne Biene iſt ein Individuum wie du, alſo eine Perſon. So und ſo viele Bienen bilden aber gleichzeitig zuſammen einen in ſich geſchloſſenen neuen Organismus, einen Bienenſtock oder Bienenſtaat oder kurzweg „Bien“. Und das nicht bloß gleichſam philoſophiſch, ideal, platoniſch, — ſondern völlig real. Die Bienengenoſſenſchaft, der „Stock“, hat ſich zuſammengethan zu einem höheren Individuum thatſächlich ſo, wie deine Zellen in deinem Leibe ſich zu deiner liebwerten

Person vereinigt haben und wie es in jeder einzelnen Bienen-Person ebenfalls die betreffenden Zellen thun. Wie die Leibeszellen unter sich Arbeitsteilung haben eintreten lassen und Organe gebildet haben, so sind auch die Bienen des Stockes in jener Weise, von der ich dir früher ausführlich erzählt habe, in eine gewisse Arbeitsteilung eingetreten, die sich sogar in äußerlicher körperlicher Zerspaltung des Volkes in drei etwas verschiedene Arten von Bienen-Personen: eierlegende Königin, befruchtende Drohne und geschlechtsverkümmerte, aber kinderpflegende Arbeitsbiene, festgelegt hat.

Die Biene ist als Beispiel ein verhältnismäßig schon ziemlich hoch stehendes Tier. Bei einer großen Masse niedrigerer lebender Wesen findet sich diese Stock-Bildung mit Arbeitsteilung der Genossen in einer noch viel durchgreifenderen Form, die geradezu in jedem Zuge im großen noch einmal wiederholt, was die lieben Zellchen im kleinen bei Bildung der „Person" besorgen. Blicke von deinem wohligen Graslager auf zu dem sonnenflimmernden Walde dort. Da ragen die roten Kiefernstämme mit dem rauchigen, wolligen Nadelpilz darauf. Was ist so eine Kiefer in jener Sprechweise, Person oder Stock? Sieh dir die kuriose da vorne an. Hier am offenen Waldrande hört die starre Uniformierung Stammsäule an Stammsäule, wie sie drinnen im Walde herrscht, auf. Hier recken sich einzelne Pracht-Individuen von Kiefern frei gegen Seeluft und Licht vor, alte Kämpen, die noch einzeln jeder für sich in offener Schlachtlinie mit der Welt ringen, anstatt bloß kerzengrades Kanonenfutter für den Holzfäller zu sein. Diese hier steht unten auf Stelzen wie ein Ungetüm, dann geht der Stamm krumm vor wie eine Boa-Schlange und endlich hängt der Nadelbaldachin in breiten Terrassen gegen den Seeblick vor gleich einer schwarzen Libanonceder.

Ein Kiefer-Individuum, sagte ich. Aber wir haben ja jetzt gehört, daß es eine Reihe von Individuums-Möglichkeiten giebt. Die Zelle ist eins, die Biene eins, der Bienenstock eins.

Was für „eins“ ist diese knorrige Kiefer? Es ist ziemlich evident, daß sie ein „Stock“ ist. Unzählige Millionen von Zellen bauen sie. Aber diese Zellen vereinigen sich zunächst zu Pflanzen-Individuen, die der Einzel-Biene und dir als Einzel-Mensch entsprechen: zu den einzelnen Sprossen. Der Sproß ist im Kiefern-Stock die „Person“. Erst eine enge Genossenschaft solcher Sproß-Personen giebt den Kieferbaum. In diesem Falle ist es auch dem Laien, der nie von diesen verwickelten Sachen gehört hat, eine ausgemachte, ja überhaupt nicht mehr diskutable Sache, daß der ganze Stock trotzdem abermals ein scharfes „Individuum“ ist. Der Kieferbaum ist eine Einheit, genau so gut wie die einzelne Biene oder wie du! In der Seelen-Theorie des Volksmundes hat nie ein Zweifel bestanden, daß der Einzel-Baum eine so perfekte Einheit sei, daß sogar eine einheitliche Seele ihm zugestanden werden müsse: die Dryas oder Baumfee, — der beste Beweis, wie sehr das Individuum anerkannt wurde, obwohl es sich thatsächlich für den Naturforscher dabei um einen „Stock“ handelt, also eine Genossenschaft, die dem Bienenstock oder einer menschlichen Sozialgenossenschaft entspricht.

Verwandte Fälle der Art kommen nun auch noch vielfach im niederen Tierreich vor. Du gebrauchst das Gerippe eines solchen Falls tagtäglich ganz friedlich bei deiner Morgenwäsche: den Schwamm. Das, was du als Badeschwamm da verwertest, ist das aus Hornfasern gebildete Gerippe eines Tier-Stockes, dessen Personen insofern noch viel inniger als die Bienen zusammen halten, als sie nämlich Zeit ihres Lebens körperlich aneinander gewachsen bleiben und als Ganzes eine Art Tier-Baum bilden, der jetzt „Schwamm“ genannt wird so, wie dort vom „Bien“ die Rede war. Die Sache ist in diesem Falle so verwickelt, daß sich seit langen Zeiten die Naturkundigen darüber in den Haaren liegen, wo die Person im einzelnen aufhört und der Stock anfängt, maßen dessen auch hier der Stock eben schließlich wieder zum Verwechseln genau wie eine Person aussieht und

ſich auch genau ſo benimmt. Daß ſie ſich in den Haaren liegen, iſt eben bloß Waſſer auf die Mühle unſerer Betrachtungsart.

Ein anderes Beiſpiel trägt deine Liebſte im Ohr. Die roſenrote Kugel ihres Korallenohrringes iſt aus einer Kalkmaſſe herausgeſchliffen, die urſprünglich ähnlich wie dein Badeſchwamm das Gerüſt oder Gerippe eines echten Tierſtocks bildete: des Korallenſtocks. Der gangbare Name hat auch hier ſchon das Wort Stock als das nächſtliegende vorweggenommen. Das zierliche Korallenzweiglein, das den Stoff hergab, ſtellte in lebendigem Zuſtande im blauen Mittelmeer eine Kolonie geſellig hauſender Korallentiere (alſo einer Art Polypen) dar. Auch dieſe Korallen ſind, obwohl jede eine echte Perſon iſt wie du, unter ſich verwachſen. Ihre Kalkgerippe, die ſie ſich bilden, hängen als geſchloſſene Maſſe zuſammen und durch dieſe gemeinſame Knochenmaſſe fließt in Kanälen auch der Nahrungsſaft aller wie eine gemeinſame Suppe durch die ganze Kolonie. Ungeheuerlich ſind die Mengen ſolcher Korallenperſönchen in einzelnen großen Stöcken. Millionen einzelner Perſönchen drängen ſich gelegentlich auf ein paar Kubikfuß Raum. Dabei ſinkt die Einzelgröße natürlich oft bis ins „Unſichtbare", ins Mikroſkopiſche hinab. Um ſo rieſiger aber dehnen ſich wieder in ihrer Geſamtmaſſe die Stöcke aus. Indem beſtändig neue Kolonien ſich auf den Kalkgerippen älterer, abſterbender aufthun, entſtehen in den warmen Meeren jene koloſſalen Korallenriffe, deren größtes an der Nordküſte Auſtraliens zweihundert Meilen an Länge mißt. Von jenem hübſchen Prinzip der Arbeitsteilung iſt in dieſen Korallenſtöcken allerdings durchweg nur wenig entwickelt. Höchſtens einmal kommen beſondere „Trink-Perſonen" vor, alſo beſtimmte Einzelkorallchen im Stock, die keine Nahrung mehr fangen und geſchlechtslos ſind, dafür aber für die ganze Kolonie mit beſtändig Waſſer einpumpen. Die Kolonie ſteht noch jenſeits vom Alkohol, — alſo bloß ſtaatlich angeſtellte Waſſertrinker von Profeſſion.

Das tollſte Exempel endlich, das zugleich die Arbeits-

teilung auf die Spitze treibt, bieten jene Siphonophorenquallen, von denen wir schon einmal sehr ausführlich geredet haben. Es sind schwimmende Quallenstöcke, in denen auch hunderte und mehr von Einzelquallen zusammengewachsen sind. Genau wie in deiner Person die Zellen, so haben hier die Quallen-Personen nochmals wieder sich zu regelrechten Organen im Gesamtstock gegliedert: diese fressen nur noch, jene rudern, jene pflanzen sich fort — alle aber für alle anderen in der Genossenschaft mit.

Du siehst: diese Neigung zur Stockbildung über die liebe Einzelperson hinaus ist durch die ganze Lebewelt, Pflanzen wie Tiere, von früh an verbreitet. Es hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn der Mensch, dieser Sprößling des Tierreichs, nicht auch eine Tendenz dazu mitbekommen hätte. Und kein Zweifel, er hat sie wirklich in sich, so lange er besteht und desto mehr, je länger er besteht.

Allerdings: von einem „Menschenstock" zu reden, fällt für gewöhnlich niemand ein, das Wort erscheint fremdartig. Es ist aber nur eben das Wort. Alle die andern Worte, die wir vorhin so gelegentlich dem Begriff als gleichbedeutend untergeschoben haben, — Genossenschaft, Kolonie, Stamm, sozialer Verband — sie sind ja streng alle gerade dem bewußten Menschentier entnommen, dir und deinesgleichen, nicht Quallen, Korallen oder Kieferbäumen.

Gleich dein oberstes Wort ist eine solche Stockbezeichnung: Menschheit. Das Wort ist in diesem Falle, wie so vieles, mit dem du alle Tage heute schon hitzig operierst, eigentlich ein Idealbegriff. Es ist wenigstens im klar bewußten Sinn noch nicht so, sondern es soll sich erst erfüllen, daß alle Menschen auf Erden eine einzige Hilfsgenossenschaft, einen Stock, ein höheres Individuum wirklich bilden. Wir hoffen es, haben es aber noch nicht. Immerhin kann die allgemeine Tendenz nach einer Universal-Stockbildung des Menschentiers auf Erden nicht schärfer bezeichnet werden, als gerade mit diesem äußersten Idealwort. Was die Quallen und Korallen sich wahrlich noch nicht

träumen ließen, darauf steuern wir in all unseren besten Momenten bereits bewußt hin: auf den Versuch, sämtliche fünfzehnhundert Millionen Menschen zu einem Stock, einem Baum, einem unermeßlichen erdumspannenden Riff zusammenzukeilen, — zu dem einen wahren Überindividuum, — dem Übermenschen „Menschheit". Christus ist gewissermaßen der große Markstein, auf dem diese oberste Stockbildung zum ersten Mal als Wegweisung bewußt angeschrieben stand. Das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" war die allgewaltige Stockparole gegenüber der alten Personenweisheit.

Aber lassen wir diese äußerste, immerhin ja doch auch jetzt noch ideale und so zu sagen hypothetische Sache. Auch ganz abgesehen von dem Menschheits-Begriff ist die gesamte engere Geschichtsüberlieferung des Menschentiers eine einzige große Folge von äußerst anschaulichen Stockbildungen. Alle unsere Begriffe von Dörfern, Städten, Gemeinden, Innungen, Kasten und Ständen, von Gesellschaft und Gesellschaftsschichten, von Staaten, Geschlechtern, Völkern, Nationen im modernsten Sinne, von sozialen Genossenschaften und so weiter und weiter, — sie fallen sämtlich hierher.

Dabei mußt du allerdings gewisse charakteristische Unterschiede gegen jene Pflanzen-, Korallen- und Siphonophoren-Stöcke nicht außer Acht lassen.

Du bist eben beim Menschen turmhoch über diesen niederen Lebewesen. Der Zug zum Individualisieren, zur Individuen-Bildung, der aus geheimnisvoller Ur-Wurzel durch die ganze Natur heraufkommt, hat aus dir schon auf der Stufe der einzelnen Menschen-Person etwas so Eigenartiges geschaffen, daß darüber hinaus auch nur sehr eigenartige Wege offen bleiben. Schließlich ist es ja der Individualisierungstrieb der Natur selbst, der überall und so also auch bei dir wieder auf noch höheren Zusammenschluß drängt und die Personen mit Gewalt wieder genau so zu höheren Stock-Individuen vereinheitlichen will, wie er tiefer unten die Zellen zu Personen

geeint hat. Aber es fragt ſich im Einzelfall ſtets, wie weit nun die Individualiſierung der betreffenden Teile an ſich ſchon vorgeſchritten war. Und da liegt die Sache bei dem Menſchentier total anders als etwa bei einem Pflanzenſproß oder einer Qualle. Jener ganze Weg des Werdens zum Menſchen, den dir dein eigener Leib vorhin erzählt hat, iſt ja im Grunde nur eine fortgeſetzte Arbeit zur Befreiung, zur Verſtärkung auch des Menſchen-Individuums. Wie du dich in Urtagen von der unmittelbaren mineraliſchen Ernährung der Pflanzenſtufe losgerungen haſt. Wie du als Wurm dich dahingeſchlängelt haſt, dir Augen und Ohren ausbildend, um deinesgleichen zu ſehen und zu hören. Wie du aus dem immer noch trägeren Element, dem Waſſer, aufgeſtiegen biſt ans Land, ins Luftreich hinauf, und dir dort frei bewegliche tragende Gliedmaßen gebildet haſt, gleichzeitig deine Sinne wunderbar ſchärfend und deine Kehle zur Lautäußerung einübend. Wie du dich vom Klima emanzipiert haſt durch die Bewegung und die innere Körperheizung. Wie du endlich Hand und Fuß dir geformt haſt, dieſe wundervolle Doppelmöglichkeit, — den Fuß, der dich trug, und die Hand, die dein Werkzeug faßte . . . Immer in all dieſen Stufen iſt ein Steigen, Wachſen, Sichfeſtigen auch deiner Individualität, deines Einzelſeins als Perſon mitgegangen . . . Die wurzelnde Pflanze war noch ans Erdreich an beſtimmtem Fleck gebunden; der Fiſch an ſeinen Waſſertümpel; die Eidechſe an Sommer und Winter; der Affe an den Baumaſt, den ſeine vier Hände umklammerten; du erſt biſt bis zu gewiſſen Grenzen ganz frei, ganz auf dich geſtellt. Denke dich als Robinſon mit der Summe aller Menſchenweisheit auf eine einſame Inſel und du biſt doch Herr der Inſel. Du bauſt dir Werkzeuge und erzeugſt in ihnen ein ſonſt totes, aber in deiner Hand wie von Gotteskraft belebtes Hilfsheer, wunderbarer als jene Eiſenſtreiter, die dem Sagenhelden aus ſeinen Drachenzähnen erwuchſen. Es iſt der höchſte Triumph der Individualiſierung,

daß wir uns ſagen müſſen, daß wenigſtens in einem idealen Sinne ein Einzelmenſch, der alle Weisheit der ganzen Menſchheit in ſeinem Gehirn vereinigte, auch das ganze Werk dieſer Menſchheit aus ſich allein wieder hervorgehen laſſen könnte. Je größer uns in der Geſchichte ein Menſch erſcheint, deſto näher ahnen wir ihn dieſem Ideal. Von den ganz großen Genien, die den Wendepunkt für Jahrtauſende bezeichnen, meinen wir, daß ſie ihr Neues nicht hätten geben können, ohne das Alte wenigſtens in ſeinem Kerngehalt vollſtändig zu beſitzen.

Ja, in dieſem Sinne kann man gar nicht hoch genug davon denken, was die Individualiſierung in den Menſchenperſonen erreicht hat. Wandern wir doch vergebens durch Milchſtraßen und Nebelflecke, um für unſere Erkenntnis einen gigantiſcheren Volltypus von geſchloſſener Individualität zu finden als etwa Goethe! Solche Goethe-Perſonen kannſt du aber nicht aneinanderreihen zu nochmals höherer Individuenbildung wie Kiefernſproſſen oder Korallen und Siphonophoren.

Aber deswegen bleibt ebenſo wahr, daß das tiefe heilige Naturprinzip der immer entwickelteren Individualiſierung durch immer neues Einſchmieden niederer Individuen in höhere auch bei dieſen Goethe-Perſonen als ſolches nicht Halt machen kann. Die Sache läuft bloß etwas anders, ſie läuft eben ſo, wie es Goethe-Perſonen zukommt. Menſchen-Individuen konnten beiſpielsweiſe unmöglich wieder körperlich aneinander wachſen wie Quallen. Dafür ergaben ſich aber gerade aus den großen Freiheiten und Beweglichkeiten ihrer Einzel-Individualität Mittel des genoſſenſchaftlichen Zuſammentretens, die wieder die Quallen niemals beſaßen.

Nimm ein einfaches Beispiel. Hier sind zwei Quallen von jenem Siphonophoren-Schlage. Zwei Personen, jede an sich dir gleichwertig. Sie gehen aber eine höhere Genossenschaft ein, versuchen ein neues höheres Individuum aus sich zu machen. Jede soll in dieser Genossenschaft nur ein Organ gleichsam wieder vertreten. Sagen wir: die eine soll Nahrung beschaffen und verdauen. Und die andere soll ihre Augen und Ohren anspannen, soll auf Gefahr achten, den Weg weisen und so weiter. Was sollen die beiden machen, um in ordentlichen Austausch ihrer Fähigkeiten zu kommen? Sie wachsen mit derbem Stiel aneinander. Durch diesen Stiel fließt die Nährsuppe, die Qualle Nr. Eins gebraut hat, in Qualle Nr. Zwei über. Und gleichzeitig zieht die Seh- und Hör-Qualle Nr. Zwei die Suppen-Qualle Nr. Eins an dem Stiel dahin und dorthin, von der Gefahr fort, auf gute Orte zu wie ein Sehender einen Blinden an der Hand führt. Genau so ist es bei den lebenden Siphonophoren-Quallen wirklich geworden.

Nun nimm zwei Kultur-Menschen im zwanzigsten Jahrhundert. Auch sie wollen in eine höhere Interessen-Gemeinschaft eintreten, ihre beiden Personen-Individualitäten zur Stock-Individualität vereinigen. Der eine soll Nahrung beschaffen, die den andern mit ernährt. Der andere soll gleichsam Auge und Ohr für beide sein. Sagen wir etwa: der eine ist der Besitzer einer großen Zeitung in Amerika. Und der andere ist Reporter dieser Zeitung. Zu sehen und zu hören soll etwas für die Zeitung besonders Wichtiges in Europa sein, während der Brodherr, der Zeitungsbesitzer, absolut notwendig seinen Sitz in Amerika wahren muß. Nun überdenke rasch, wie die Sache sich für diese Menschenpersonen vollzieht.

Von körperlichem Aneinanderwachsen nach der Methode der Quallen, also Verwachsen der realen Zellen-Leiber miteinander, kein Gedanke! Gewisse stoffliche Verbindungen werden allerdings auch hier hergestellt, aber unendlich viel feinere und

— vor allem — immer nur momentane, die jeden nächſten Augenblick beliebig wieder abgeſtellt werden können.

Zunächſt verſtändigen ſich die beiden Perſonen über einen feſten Plan ihrer gemeinſamen Arbeit auf Gegenſeitigkeit. Der eine ſoll für den andern etwas mit ſehen, und der wird ihn ſo lange mit füttern. Dieſe Verſtändigung erfolgt entweder ſo, daß der eine beſtimmte Luftwellen erzeugt, die das Ohr des anderen erreichen; und umgekehrt. Oder ſo, daß der eine mit der Hand auf Papier beſtimmte Figuren malt, die beſtimmte Lichtreflexe ergeben und dieſe reflektierten Lichtwellen treffen das Auge des zweiten; und umgekehrt. Nötig iſt dazu ein längſt vereinbartes Zeichenſyſtem ſowohl für die Schallwellen wie für die Lichtwellen. Dieſes Syſtem giebt die Sprache, eine ſchon alt überkommene Genoſſenſchafts-Einrichtung der Menſchheit, die unſeren beiden Perſonen ſchon von Kindheit auf durch eine Art ſozialer Vererbung übermittelt worden iſt. Je nach Bedarf äußert dieſe Sprache ſich in geſprochenem Wort (durch Schallwellen) oder als geſchriebenes Wort (durch Lichtwellen). Mindeſtens das geſchriebene Wort hat dabei heute ſchon in vollem Maße die gute Eigenſchaft, daß es bei ihm auf die Länge der räumlichen Entfernung zwiſchen den beiden Perſonen überhaupt nicht mehr ankommt. Der eine Menſch kann ſchon während Abſchluß des Vertrages in Chicago ſitzen und der andere in Berlin: Briefe kreuzen glatt hin und her, wenn auch mit etwas Zeitaufwand. Selbſt dieſer Zeitaufwand kann aber auf ein Minimum verkürzt werden durch Einſchaltung elektriſcher Wellen: der Genoſſenſchaftsvertrag kann telegraphiert werden. Für dieſen Fall liegt allerdings zwiſchen Amerika und Europa ein Ding, das einige Ähnlichkeit mit einem ungeheuren Siphonophorenſtiel hat: das transatlantiſche Telegraphenkabel. Aber unſere beiden Menſchenperſonen müſſen keineswegs zeitlebens mit ihrem Zellkörper an dieſes Kabel angewachſen bleiben, um es benutzen zu können. Ein ſolcher real feſtgewachſener Siphonophorenſtiel zwiſchen

Verleger und Reporter von der guten Länge des transatlantiſchen Kabels dürfte eine etwas ungemütliche und nicht gerade erleichternde Lebenszugabe ſein! Jeder der Intereſſenten benützt alſo das bewußte Kabel nur als ideales Leibesende gerade ſo lange, als er dem andern etwas zu ſagen hat, genau ſo wie er Feder und Papier nur ſo lange benutzt. Nach ihm mögen andere Menſchenperſonen zu ihren beſonderen Genoſſenſchafts-Zwecken den langen Stiel verwerten oder er mag auch zeitweiſe wieder ganz tot, ohne jede Vermenſchlichung durch durchtelegraphierte Sprachzeichen in der Abgrundſchwärze ſeines Ozeans liegen, wo die Tiefſee-Leuchtfiſche über ihn hinhuſchen und die Seelilien um ihn wogen.

Doch welches Mittel nun gewählt werde: der Vertrag iſt fertig und die eigentliche ergänzende Genoſſenſchaftsleiſtung der beiden beginnt. Jetzt erſt recht kein Zuſammenwachſen nach Quallenart. Der Brodherr, der Verleger, bleibt in Amerika ruhig ſitzen. Der Reporter aber eilt, als ſein Mit-Auge und Mit-Ohr, in Europa an den vereinbarten Fleck. Nachdem er mit den klaren Sinnen ſeines individuellen Zellleibes genug geſehen und gehört, ohne ſo lange durch irgend einen Stiel von ſo und ſo viel Meilen Ausdehnung und horrendem Metallgewicht in ſeiner freien einzel-individuellen Beweglichkeit gehemmt zu ſein, — geht er dann abermals aufs Telegraphenamt. Er ſetzt das Geſehene und das Gehörte wiederum in jene allgemein vereinbarten Menſchheits-Zeichen, die Schriftbuchſtaben, um und läßt dieſe Schrift Wort für Wort durch den ungeheuren Kabelſtiel als elektriſche Wellen nach Amerika „telegraphieren“. Dort erhält ſie der andere annähernd ſo gut, wie wenn das Kabel ein echter Nervenſtrang in einem einheitlichen Individuum wäre, der vom Ohr und Auge des einen unmittelbar zum Gehirn des andern leitete. Es iſt zwar für den Leſer drüben noch ein gewiſſer Phantaſieakt nötig, der das Wort wieder in innere Bilder umſetzt, aber darauf iſt das Menſchengehirn eben ſchon geſchult und die Methoden werden

überdies alle Tage beſſer. Die Hör- und Seh-Perſon in Europa hat jedenfalls innerhalb der Möglichkeit ihre Schuldigkeit gethan. Nun kommt umgekehrt die Magen-Perſon in Amerika an die Reihe.

Das Kabel, das eben Nervenſtrang war, muß jetzt Magenſchlauch werden. Natürlich auch das jetzt bei Leibe nicht auf die unappetitliche Art, daß es ſich als eine transatlantiſche Nabelſchnur von weit mehr als tauſend Kilometer Länge zwiſchen dem Verdauungsdarm des Verlegers und dem Darm des hungrigen Schriftſtellers aufthäte, worauf ſchon verarbeiteter Nährſaft etwa von einer Auſternmahlzeit des einen in den andern, der wie ein Bandwurm ſaugte, zum Überſtrömen käme. Der Amerikaner berechnet vielmehr einfach den Wert, den das Hör- und Seh-Telegramm in Worten für ihn hat. Und er giebt den entſprechenden Nahrungswert zunächſt ebenfalls in Worten zurück. Er telegraphiert auf demſelben Kabelwege an ein Bankhaus in Berlin und weiſt dem Reporter eine entſprechende Summe Geldes an. Dieſes Geld bedeutet aber eine neue Sorte ſchon althergebrachter Sozialeinrichtung der Kulturmenſchheit, abermals eine gewiſſe Zeichen-Vereinbarung gleich der Sprache. Indem der Reporter bei der Bank ſeine Geldſcheine erhebt, bekommt er eine ganz beſtimmte Marke in die Hand, die ihm jeder europäiſche Reſtaurateur ſo und ſo oft in ein gutes Diner umwechſelt, — er iſt „gefüttert“.

Betrachteſt du dir die Menſchheit um dich her im Lichte dieſes Exempels, das erſt das eigentlich Menſchliche gegenüber dem Pflanzlichen und Siphonophoriſchen feſtlegt, ſo kann dir wohl vollends kein Zweifel bleiben, daß du allenthalben in einer Welt höherer Individuenbildung auch bei deinen Menſchen lebſt. Nicht bloß der Verleger und ſein Reporter im Exempel bilden ein ſolches höheres Individuum mit Arbeitsteilung. Du und ich, wie wir uns hier unterhalten, wir bilden eins. Wie ich hier mit dir rede, habe ich den geheimnisvollen Siphonophorenſtiel zwiſchen uns errichtet: Luftwellen, Licht-

wellen, die von mir zu dir fließen. Gleich gehen wir aber jeder für ſich nach Hauſe und der Stiel iſt wieder abgebrochen. Das iſt das große Wunder auch hier wieder, das der Menſch vollbracht hat: die ewige Abbreche- und Neubau-Möglichkeit der Brücke von Individuum zu Individuum. Es iſt dasſelbe heilige Prinzip, das in Wahrheit unſer helfender Prometheus auf Erden geweſen iſt: angewachſene Organe überhaupt zu erſetzen durch Werkzeuge. Du mußt dir eben bloß unter ſolchem Werkzeug nicht nur Meſſer und Hebel vorſtellen. Auch die Schallwellen der Luft, auf beſtimmte vereinbarte Zeichen geordnet, ſind eines, auch die Lichtwellen eines, die vom reflektierten weißen Blatt des Buches dein Auge berühren und in deren Maſſe die anders oder gar nicht reflektierenden Stellen, wo die Buchſtaben ſtehen, einen beſtimmten Einſchnitt oder ſchwarzen Fleck bilden, der deinem Hirn ein ebenſo vereinbartes Zeichen giebt.

Erſt durch dieſe Werkzeugs-Einſchaltung bei der höheren Individualbildung, der „Stockbildung“ des Menſchen, iſt jene Perſonen-Freiheit, die ein ſo hohes Entwickelungsgut des Menſchen war, recht eigentlich gekrönt und vollendet worden. Eins bleibt ja natürlich auch hier „vorbehaltlich“. Wir haben allenthalben heute da, wo wir ſoziale Einigungen der Menſchen wahrnehmen, immerzu noch Vergewaltigungen, Unterdrückungen dieſer Perſonenfreiheit auch bei uns in Hülle und Fülle. Wenn du jene Rubriken, die ich vorhin erwähnte, anſiehſt: Staat, Geſellſchaftsſtände, Kaſten und Gewerbezünfte, Parteien, — und ſo weiter und ſo weiter — ja du lieber Gott! Da ſiehſt du allenthalben ſo himmelſchreiende Vergewaltigungen des einzelnen Menſchen-Individuums, daß das bischen Bewegungsunfreiheit bei den ſtielverwachſenen Siphonophoren oft recht wie ein Kinderſpiel dagegen erſcheint. Denn im ganzen iſt der Siphonophoren-Überleib darin wenigſtens ein Abbild deines eigenen geſunden Zell-Leibes, daß unter normalen Verhältniſſen niemand gröblich darin übervorteilt

wird. Bei uns aber ...! Und doch darfst du dich dadurch nicht beirren lassen. Ob uns das historische Wirrsal noch so sehr umstricke, dieses Wirrsal der Pfuschereien, Versuche und Opfer: — keinem Vernünftigen heute kann sich als Ideal doch mehr verschleiern, daß der Weg der Menschheit trotz alledem losgehe auf immer mehr soziale Hilfsverbände, also stockartige Individuen höheren Grades über die Person hinaus, — zugleich aber in diesen Hilfsverbänden auf immer größere Personenfreiheit nicht bloß in dem so zu sagen schon siphonophorisch selbstverständlichen Sinne, daß jede Vergewaltigung und Übervorteilung ausbleibe, sondern auch im Sinne höchster Aktionsfreiheit des einzelnen, unendlich weit über das Siphonophoren-Prinzip hinaus. Ja es bleibt jenes Robinson-Ideal, das ich dir vorhin erwähnte, immer als ideale Grundlage: daß nämlich, bei noch so viel Einschachtelung in höhere Sozialverbände, höhere soziale Individualitäten mit weitester Arbeitsteilung, jeder Einzelmensch auf einsamer Insel doch die ganze Kulturmaschine wieder aufbauen könnte, anstatt bloß als verlassenes loses Rädchen oder Stiftchen elendiglich liegen zu bleiben. Jeder Einzelmensch in diesem idealen Sinne würde in dem Riesenindividuum der Menschheit jene Kraft besitzen, die in seinem eigenen Zellen-Leibe die Samenzelle oder Eizelle besitzt: die Kraft aller Kräfte, die aus einem mikroskopisch winzigen Teilchen des Leibes den ganzen herrlichen Menschenleib wieder zu erzeugen vermag.

Geheimnisvoll wie ferne Duftinseln erheben sich über dem Blau dieser Menschheitsdinge noch weitere Probleme. Ob Insel, ob Fata Morgana.

Die Zellen deines Leibes haben Seelen und diese Zellseelchen schließen sich zusammen auch zu dem höheren seelischen Individuum in dir, wie die Zellleiblein sich einen zu deinem Leib. Nun trittst du aber wieder in höhere Individuen-

bildungen ein, bildeſt wieder eine Perſon im Stock, eine Zelle in der Menſchheit und ſo und ſo viel engeren Verbänden innerhalb dieſer Menſchheit. Entwickeln ſich da über deine Perſon weg auch neue Genoſſenſchaftsſeelen, höhere pſychiſche Zuſammenſchlüſſe, die den körperlichen Hand in Hand laufen? Würde jede gemeinſame Handlung von Menſchen-Perſonen der Keim ſein auch zur Entſtehung einer Seele, die ſich über dieſen Perſonen aufthäte, wie deine eigene Seele ſich über den gemeinſam arbeitenden Zellſeelchen deines Leibes aufgethan hat?

Die ſchlichte Phantaſie des Volkes hat vor Jahrtauſenden ſchon dem Baum, der auch ein ſolcher Stock, eine ſolche höhere Genoſſenſchaft aus ſo und ſo viel Einzelperſonen iſt, eine Dryas, eine Baumſeele beigelegt, — und der materialiſtiſche Naturforſcher von heute ſieht, von einer ganz verſchiedenen Ecke aus, doch auch in dem Stock jener Siphonophoren-Quallen, der als ſolcher abſolut einheitliche Handlungen vollführt, wieder eine einheitliche Seele thätig, eine echte Stock- oder Genoſſenſchaftsſeele. Bei uns Menſchen ſelber aber reden wir ſeit Alters von Menſchheitsſeele, von Volksgeiſt, ja wir gebrauchen wie in geheimem Zwang im Tagesleben dieſe ſeeliſchen Bezeichnungen geradezu öfter, wenn von unſeren höheren Zuſammenſchlüſſen die Rede iſt, als die entſprechenden körperlichen.

Wenn wir uns beſinnen, pflegen wir allerdings hinzu zu ſetzen, daß das alles nur „ſymboliſch“ gemeint ſei. Ich meine aber, es ließe ſich immerhin einmal darüber diskutieren, ob die Sache nicht auch einmal eben nicht ſymboliſch gefaßt werden könnte. Der ganze neuere Individualbegriff, der uns jetzt ſo oft in unſerer Debatte beſchäftigt hat, ſcheint mir durchaus auf einen Punkt zuzuſteuern, wo etwas derart mindeſtens möglich würde. Es ließe ſich freilich der Ideengang kaum auf dieſem Rocken weiterſpinnen, es ſei denn, daß die ganze Seelentheorie erſt eine neue Grundlage erhielte auf dem Fleck, wo man bisher Lebend und Tot, Organiſch und Unorganiſch, Mechaniſtiſch und Pſychiſch, Bewußt und Unbewußt, „lebendes“ Körperorgan

und „totes Werkzeug“ im Sinne von Weltentrennungen auseinander geſchnitten hat. Auch das liebe Wörtchen „Symboliſch“ müßte eine ordentliche Reviſion dabei erleben, da es heute etwas ſehr in unſeren Leichtſinn hineingeraten iſt. Wir thun mit ihm ſo gern alles mögliche ab, als ſei es nun erledigt — und überſehen total, wie verflucht einheitlich die Welt iſt, wie unſer ſcheinbar ſpielendes Vergleichen immer und immer wieder auf wirkliche Gleichheiten ſtößt, und wie wir echte Gleichniſſe gerade für die tiefſten Dinge wie Ich, Seele, Individuum gar nicht beſitzen, ſondern allemal dabei wieder auf ein gewiſſes Urphänomen hinauslaufen, das uns aus tauſend Verkleidungen der Welt mit denſelben glühenden Augen anblitzt.

Doch nicht in dieſes Zauberreich wollte ich dich weiter und weiter verführen. Meinem Zweck zunächſt genügt, daß du höhere Individuenbildung auch beim Menſchen zugiebſt einfach im Grundſinne jenes ſchlichten Exempels vom Verleger und Reporter. Individuenbildung, die mehrere individuelle Menſchen-Perſonen durch einen neuen, höheren Ring wieder zu einer neuen Einheit aneinanderfügt.

Im Rahmen einfach einer ſolchen Bildung bewegt ſich dann auch der Menſch, der liebt.

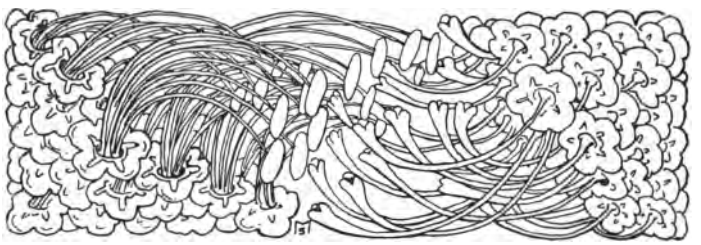
Darum das große Wunder, daß bei der Liebe immer zwei Menſchen-Perſonen in Betracht kommen. Daß du hier im Graſe, obwohl ein ganzer „Menſch“ und frei, einſam, auf dich geſtellt als ſolcher, doch im Liebesſinne nur eine Hälfte biſt.

Über dir hier und deiner ergänzenden zweiten Liebeshälfte erhebt ſich als höhere Einheit, die ihr erſt beide zuſammen verkörpert, das menſchliche Liebes-Individuum.

Wir wollen das Wort feſthalten, da es ein ſehr brauchbares iſt. Denke dir am beſten immer ein feſtes Bild dabei: etwa eines der alten meiſterhaften Adam- und Evabilder, —

oder die antike Amor- und Psychegruppe. Diese beiden nackten Gestalten von verschiedenem Geschlecht bilden zusammen das typische menschliche „Liebes-Individuum“ und sie sind stets beide gemeint, wenn das Wort erklingt.

Dieses Liebes-Individuum ist aber nun nicht bloß merkwürdig als höheres, überpersönliches Menschen-Individuum überhaupt, — sondern es ist auch von all diesen Überindividuen noch wieder im engern das allermerkwürdigste. Auf der einen Seite unterliegt es nämlich allem Wichtigsten, was wir eben als das Charakteristisch-Menschliche bei diesen Zusammenschlüssen nach oben festgestellt haben im Gegensatz zu den anderen Tierstöcken. Auf der anderen aber geht es doch auch noch seinen Sonderweg und verwickelt alles noch einmal wieder für sich.



Du brauchſt bloß jenes Beiſpiel vom Verleger und Reporter auf eine Liebesvereinigung hin durchzudenken und der ſpringende Punkt drängt augenblicklich heraus. Ein Liebespaar, von dem der eine Teil in Amerika und der andere in Europa ſitzt, iſt nur gerade bis zu einem gewiſſen Punkte möglich, dann weicht es aber augenſcheinlich vom Exempel ab. Es äußert ſich auch hier ja zunächſt ganz deutlich, daß die Liebenden Kulturmenſchen mit allen Mitteln der Kultur ſind. Sie ſind jedes für ſich vollſtändig auf eigenen Füßen ſtehendes Lebensindividuum. Kein Gedanke an irgend welchen zeitlebens verknüpfenden Siphonophorenſtiel. Der eine Partner kann ganz ruhig bis dahin in Amerika aufgewachſen ſein und gewohnt haben und der andere in Europa. Ja es mögen die ganzen Prämiſſen der Liebe ſelbſt ſich noch genau auf dem Wege vollziehen, wie zwiſchen unſerm Verleger und Reporter. Durch Schallwellen, Lichtwellen und elektriſche Wellen. Durch überſandte Photographien, durch Geſpräche in Form von Briefen, durch letzte Entſcheidungen in Telegrammen. Du mußt dieſe Prämiſſen, da es ſich um Menſchen von höchſter Kultur handelt, nicht unterſchätzen. Du mußt dich erinnern, wie ſehr wir es heute ſchon in der Hand haben, unſere tiefſte Seele in geſchriebenes Wort zu ergießen. Denke dir unſere photographiſche Technik noch etwas erweitert — und unſer Bild könnte weithin verſchickt, vielleicht gar telegraphiert werden in einer Form, die dem unmittelbaren Anblick mindeſtens eine ſehr ernſte Konkurrenz machen, ja ihn durch eine Reihenfolge bewegter

Momentbilder schließlich geradezu ersetzen könnte. Das steht, wenn nicht in der Erfüllung, so doch bereits in der Linie unserer Technik. Und doch begreifst du, daß das alles ein Ende hat in einem ganz bestimmten Moment. Die Liebesindividualität bedarf zu ihrer vollen Gründung mindestens eines einzigen Augenblicks, da es sich faktisch nicht mehr um Kilometernähen handeln darf, sondern nicht einmal mehr um Centimeter. Der äußerste Liebesakt fällt plötzlich auch beim höchsten Kulturmenschen heraus aus der ganzen Welt der zwischen gelegten Werkzeuge, der Buchstaben, Posten, Telephone, Kabel, — er lenkt für eine einzige Handlung in der Kette doch noch wieder zurück auf jenes alte Siphonophoren-Prinzip. Allerdings nur für einen Moment. In diesem Moment aber siegt das Prinzip des Aneinanderwachsens noch einmal wie in einer äußersten posthumen Vision, einem Aufleben eines Stückes Urnatur, Urwelt, Kinderzeit vor einer Sekunde tiefsten Sichversenkens in das größte Mysterium des dunkeln Natur-Urgrundes, der keine Zeit, kein Alt und Neu kennt, sondern ewig wieder in uns mit seiner Dämonenkraft aufersteht: der Zeugung. In diesem Moment muß auch das Liebesindividuum heim, ans Herz der Urmutter, da hilft kein Sträuben. Es muß schöpfen aus dem innerlichsten Jugendbrunnen, — muß gleichsam hinabsteigen zu den Nornen wie Odhin, zu den Müttern wie Faust, — und da versinkt alle Kultur, da muß Zell-Leib zum Zell-Leibe, um in heißer Umarmung seinen Abstand auf das Mindestmaß zu reduzieren, das überhaupt so großen Körpern gegeben ist.

Ja, der Akt geht in Wirklichkeit, jenseits dieser Mindestnähe, noch tiefer. Gehen doch die losgelassene Samenzelle und die entgegenwandernde Eizelle im Schoße des einen Liebespartners eine letztliche wahre Mischung Leibes und der Seele ein, gegen die gehalten, selbst die engste Aneinanderfügung der großen Hälften des Liebesindividuums das Ineinanderschieben zweier Attrappen bleibt. Erst der Inhalt vollzieht das Endgültige, indem Samenzelle mit Eizelle verschmilzt.

Gieb dich selbst den kühnsten Phantasiebildern hin und male dir Vorgänge als möglich aus, wie sie bei der heute so bewährten künstlichen Fischzucht angewandt werden. Da bemächtigt sich der Mensch der austretenden Samenzellen (Milch) und Eizellen (Rogen) von zeugungsreifen Fischen, füllt beide Produkte in Flaschen, die sich mehrere Tage bequem aufbewahren lassen, und vollzieht selber durch Zugießen des einen Stoffs zum andern je nach Bedarf die Zeugung, — schließt also gewissermaßen nachträglich und künstlich noch den Ring des Liebesindividuums. Denke dir kühnster Weise selbst so etwas beim Menschen möglich und denke dir, daß auch diese Produkte noch versandt werden könnten. Selbst in dieser äußersten Phantasie-Möglichkeit bleibt die endliche Vermischung der Eizelle und Samenzelle einzige, aber absolute Notwendigkeit. Der Vorgang wäre so zu sagen bis ins Mikroskopische getrieben, hier unter dem Mikroskop aber vollzöge sich doch noch die letzte Distance-Aufhebung, die Mischung Leib in Leib.

Das menschliche Liebesindividuum ist also schlechterdings ein ganz bestimmter, mit nichts vergleichbarer Sonderfall innerhalb der allgemeinen Bildung menschlicher Überindividuen. Es hat eine einzige Stelle, wo es nicht denkbar scheint, daß der Raum von der einen Person zur andern im genossenschaftlichen Individuum jemals durch künstliche Werkzeuge überbrückt werden könnte, die den Distance-Unterschied gleichgültig machten. Du kannst dir denken, daß du bei vervollkommneter Technik mit dem Mars durch Lichtsignale sprechen könntest . . . aber nicht, daß du eine echte Zeugung vollziehen könntest, bei der zwischen der Samenzelle und der Eizelle auch nur die Distance eines winzigen Millimeterbruchteils bliebe. Aus dieser Thatsache ergeben sich nun weitere Folgerungen sofort. Auf das Liebesindividuum findet jenes Robinson-Ideal von vornherein keine Anwendung. Jener ideale Robinson auf Salas y Gomez könnte, mit dem gesamten Wissen der Menschheit im Kopf, wie eine Samenzelle die ganze Kultur aus sich allein wiedererzeugen.

Aber er allein könnte niemals einen zweiten lebendigen Menſchen erzeugen und im Augenblik ſeines Todes ſtürbe mit ihm beides, Menſchheit und Kultur, jammervoll aus. Die Arbeitsteilung in den beiden Hälften Mann und Weib iſt für dieſen Punkt auch im Ideal nicht bloß eine freie Vereinbarung auf Kündigung, ſondern ſie iſt eine abſolute mit vollem Zwang. Ohne Einheit von Mann und Weib iſt jede Partei in der That nur ein loſes Rad, das augenblicklich und für immer ſtehen bleibt, ſo lange die Maſchine auseinander genommen iſt.

Die ganze eigentliche Verwickelung der Dinge erſcheint dir aber nun in dem Moment, da du dir ſagſt: dieſe gleichen Liebeshälften, die hinſichtlich des einen äußerſten Aktes noch ſo ganz ſiphonophoriſch aufs „Verwachſen“ gebaut ſind, — dieſe Liebeshälften laufen eben doch ſonſt und in allen Momenten außerhalb dieſes Aktes als regelrechte Ganz-Individuen herum im Sinne anderer freier Perſonen in höheren menſchlichen Verbänden. Sie beſitzen in allem übrigen die volle Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit eben des Menſchen. Alles, worin ſich ihre ideale Einheit, ihre höhere Individualität als Liebesindividuum, abgeſehen von dem ſpeziellen körperlichen Miſchakt, ſonſt noch bethätigt, geht entſprechend genau ſo vor ſich, wie es bei Verbänden nach Art jenes Exempels Verleger und Reporter ſonſt Brauch bei uns iſt. Lichtwellen vermitteln auch hier den Anblick der gegenſeitigen Perſönlichkeit. Schallwellen, auf beſtimmte vereinbarte Zeichen hin geordnet, gewähren das ſchöne Menſchenmittel auch hier der Sprache, die Gedanken von Gehirn zu Gehirn wie auf Elfenflügeln herüber und hinüber treibt. Wir haben das eben ſchon beſprochen bei der Frage, wie weit die Vorbereitungen zu dem Miſchakt per

Distance gingen. Das gemeinsame Leben innerhalb eines Liebes-Individuums ist aber keineswegs so eingeschränkt, daß es bloß die mehr oder minder grobe und deutliche Vorbereitung zu jenem Mischakt umschlösse und weiter nichts.

Erinnere dich an die unendliche Goldwelle, die sich zwischen Liebenden über jede Handlung, jede Seelenregung ausgießt. Denke bloß an das Aufblühen der Kunst, vor allem der Dichtung, unter diesem Sonnenschein. Denke an die Fülle der ganz feinen Regungen, die im edelsten Sinne als keusch zu bezeichnen sind, also mit jenem Mischakt nach unserem hergebrachten Wortsinn unmittelbar überhaupt nicht mehr zusammenhängen, dennoch aber ihre wahre Pflanzstätte auf Erden, ihr unschuldig reines Paradies nirgendwo anders haben als innerhalb des Ringes von Liebesindividualitäten. Und denke an den ungeheuren Reichtum ganz allgemein, den jede höhere Individualität für beide umschlossenen Teile überhaupt bietet, die enormen Schutzfolgen und die moralischen Kräftigungen. Nicht umsonst ist unser höchstes Moralwort „Menschenliebe" selbst im Wortlaut aus diesem Liebesring hervorgegangen. Alle und alle diese anderen Werte jenseits jenes einen Aktes unterscheiden sich aber gerade darin grundlegend von ihm, daß sie eben nicht auf Mischung hinauslaufen, sondern daß bei noch so viel selig süßer Geistes- und Leibeseinheit die Zweiheit der beiden Partner ihre Distance wahrt.

Mag diese Distance groß oder gering sein, — sie bleibt stets so groß, daß jeder siphonophorische Verwachsungszug schlechterdings aus dem Spiele bleibt genau so, wie er es in jenem Exempel bei dem Verleger und Reporter blieb. Und der ganze riesenhafte Reigen der Erscheinungen im Liebes-Individuum, — vom ersten rein lyrischen Morgenrot-Stadium, das jenen Mischakt noch gar nicht bewußt ahnt, bis auf jenes weiteste Feld hinaus, wo die bewußte Liebe als höchstes Geistesgut mit eigenen Adlerflügeln sich hoch ins Blau über jenen Akt hinaus erhebt, so hoch, daß auch sie ihn ganz wieder

aus ihrer Adler- und Sonnen-Perspektive verliert — dieser ganze Reigen arbeitet mit solcher Distance.

Die verwickelte Sachlage im menschlichen Liebes-Individuum ist aber selbst damit noch nicht erschöpft. Aus jenem Mischakt erwächst eine neue Komplikation des Liebes-Individuums: das Kind. Das Kind gehört seiner Entstehung nach durchaus nur dem Mischakt an und würde niemals durch irgend einen — und sei es der großartigste — jener Distanceakte zu stande kommen können. Es erwächst aus der verschmolzenen Samen- und Eizelle. Entsprechend dieser seltsamen Herkunft unterscheidet sich das Kind denn auch wesentlich im weiteren Bunde mit dem Liebesindividuum von beliebigen gewöhnlichen Ergebnissen eines menschlichen Über-Individuums.

Nimm noch einmal unser Ur-Beispiel. Jene schlichte, flüchtige Individuenbildung zwischen Verleger und Reporter. Obwohl hier alles per Distance und sogar durch eine ungeheuer große Distance sich abwickelte, können oder müssen doch auch dort gewisse dritte Ergebnisse herausgekommen sein, die sich sehr wohl äußerlich dem Kinde vergleichen lassen. Sagen wir zunächst: der Zeitungsbericht, der fortan gedruckt vorliegt. Das Wort „geistiges Kind" für ein solches Ergebnis ist uns ja täglich geläufig. Sagen wir meinetwegen auch eine Geldsumme, ein Reingewinn, der für eine der beiden Parteien schließlich übrig geblieben ist, auf Zinsen gelegt wird und vielleicht für alle absehbare Zeit so fort und fort eine bestimmte Art dauernden „Lebens" für sich weiter führt selbst über den Tod des eigenen Erzeugers hinaus. Als Distancewerte geschaffen, bleiben aber Zeitungsblatt wie Kapital auch in ihrem weiteren Dasein unabänderlich Distancewerte für das höhere Individuum, aus dessen Gemeinschaft sie hervorgingen.

Ganz anders das Liebeskind. Es bleibt zunächst neun lange Monate echt siphonophorisch verwachsen mit dem einen Partner des Liebes-Individuums, der Mutter. Wenn du einer Geburt beiwohnst und den gewaltigen regelrechten Stiel siehst, dessen eines Ende am Nabel des Kindes festhängt, während das andere eben noch an der Mutter saß, so bist du hier genau auf dem, was wir oben bei dem Telegraphenkabel, durch das der Verleger in Amerika seinen Reporter in Europa „nährte", als geradezu lächerliches Bild verworfen haben, — und zwar nicht lächerlich, sondern ernsthaft. Durch dieses dicke Kabel der Nabelschnur ist wirklich Monate lang das Nährblut der Mutter übergeflossen in ihr Kind und das Kind hat mit dem Bauche daran gesogen wie ein Bandwurm. Ja noch nach der Geburt trinkt das Kind aus den Brüsten der Mutter buchstäblich mit dem Munde seine Nahrung ab.

Diese letztere Handlung steht allerdings schon, wie sehr gut zu merken ist, auf der Grenze zu einem Distanceakt. Schon sind wir Kulturmenschen massenhaft dazu übergegangen, aus dem Mischakt hier einen regelrechten Distanceakt künstlich zu machen. An die Stelle der eigenen Mutter haben wir bald die fremde gesetzt, bald ein milchendes Säugetier ganz anderer Art eingeschoben; die Milch dieses Tieres haben wir kondensiert, sterilisiert, auf Flaschen gezogen und mit der Post über Land versendbar gemacht. Daß das aber möglich war, verdanken wir eben bloß dem Umstande, daß mit dem Austritt des Kindes aus dem Mutterleibe überhaupt die Grenze zwischen Mischakt und Distanceakt für diesen Fall zu verschwimmen beginnt. Wenig später: und Mutter und Kind sind ohnehin nur noch in einem Distanceverhältnis. Sie sehen sich durch Lichtwellen, verständigen sich nach und nach immer besser durch Schallwellen, kurz sie treten trotz aller intensivsten, unabänderlich fortbestehenden Liebesgenossenschaft miteinander dauernd in jenes einfache Genossenschaftswesen ein, das mit jeglicher siphonophorischen Mischung schlechterdings gar nichts mehr zu thun hat.

Dieſes weitere Verhalten des einen Partners im Liebes-Individuum, der Mutter, zum Erzeugnis, zum Kinde, macht aber dann nur dasſelbe, was der andere Partner, der Vater, vom Zeitpunkt unmittelbar nach dem großen begründenden Miſchakt an überhaupt nur gemacht hat. Dieſer Vater wartet ja nicht einmal die wahre Vermiſchung von Samenzelle und Eizelle ab. Im Moment, wo die Samenzelle ihn durch einen letztlich rein automatiſchen Akt ſeiner Körperweisheit verlaſſen hat und er ſich nur mehr als leere Attrappe fühlt, aus der der eigentliche Vermiſchungskernteil endgültig einmal wieder ausgeſchieden iſt, — in demſelben Moment iſt auch ſeine ganze Miſchrolle dem Kinde gegenüber ſchon ausgeſpielt. Weibes-Miſchakt und Kindes-Miſchakt fällt für ihn in eins zuſammen. Der geſamte Reſt all ſeiner Beziehungen zum Kinde aber iſt fortan Diſtanceakt! Auch hier mögen die Vaterliebe und Kindesliebe als ſolche ſo ſtark bleiben wie ſie wollen, ja ſich ſogar noch wachſend mit den Jahren vertiefen und verſtärken: das Verhältnis bleibt Diſtanceverhältnis. Bleibt doch ſogar jenes auf uralter Naturweisheit beruhende Widerſtreben des Vaters übrig, mit der eigenen Tochter (und der Mutter mit dem eigenen Sohne) nachträglich noch einmal eine echte neue Liebesindividualität im Sinne von Mann und Weib einzugehen, da hier abermals dann echte Vermiſchung zum Muß würde.

Auf alle Fälle ſiehſt du, daß in dieſem Verhältnis des Liebes-Individuums zu ſeinen Kindern Miſchakte und Diſtanceakte im ſeltſamſten Durcheinander auftreten. Und wenn wir ein charakteriſtiſches Unterſcheidungsmerkmal gegen jene erſte reine Miſchrubrik und jene zweite reine Diſtancerubrik für dieſes dritte Verhältnis finden wollen, ſo müſſen wir noch einen anderen Umſtand dabei ins Auge faſſen.

Miſchung wie Diſtance bedeuten räumliche Verhältniſſe. Für das Kind aber kommt in ganz beſonders aufdringlicher Weiſe die Dauer in Betracht, alſo ein zeitliches Verhältnis.

Erinnere dich auf einen Moment an das, was wir ehemals über Unsterblichkeit geredet haben.

Das Kind ist die sichtbarste Stelle, wo das Liebes-Individuum die Möglichkeit einer Unsterblichkeit zeigt. Mag das Liebes-Individuum sich seelisch und körperlich noch so fest begründen. Mögen die Distancehandlungen den ganzen Rest des Lebens bei beiden Partnern erfüllen. Mag die körperliche Mischung, die ja an sich immer nur einen Moment dauert, sich in einer Kette von immer neuen Momenten wenigstens so lange fortsetzen, wie durch gewisse Altersgrenzen gewährt ist. Eines Tages läutet beiden Partnern dennoch unabänderlich das Sterbeglöckchen. Darüber hinaus existieren für den äußeren Anblick nur mehr bestimmte, nachgelassene Wirkungen, die nach einem großen Erhaltungsgesetz allerdings unabänderlich weiter rollen. Ich lasse hier ununtersucht, in wiefern du dir auch den Ring dieser weiter und weiter strahlenden Wirkungen immer noch philosophisch als weiterbestehende Individualität definieren könntest. Sicher jedenfalls, ja eine der sichersten Weltthatsachen überhaupt ist: daß eine der großartigsten und handgreiflichsten Wirkungen über den Tod hinaus das Kind ist. Im Kinde steckt die anschaulichste Zukunftswirkung, ja in der Kette der Kinder und Kindeskinder die sichtbarste Unsterblichkeitsthat des Liebes-Individuums.

Das Kind und alles, was mit ihm im Liebes-Individuum an besonderen Handlungen über den erzeugenden Mischakt noch hinaus zusammenhängt: Elternliebe, Kindespflege und so weiter bis in das große hier anspinnende soziale Netz hinein, — es könnte also mit einem scharfen zeitlichen Wort als Gegenstand einer „Dauerliebe“ bezeichnet werden, im Gegensatz zu der Mischliebe und Distanceliebe der Eltern untereinander.

Mit diesen drei Worten glaube ich dir eine gewisse grobe, aber praktische Terminologie an die Hand zu geben, die uns im Labyrinth des menschlichen Liebeszaubergartens unbedingt gute Dienste thun wird.

Grob ist sie, ganz gewiß.

Aber das schadet, hoffe ich, durchaus nichts. Du wirst mit ihr ein ganzes Stück vorwärts kommen, wenn du dir nur von Beginn an klar darüber bleibst, daß solche Trennungen an sich nur menschliche Hilfsbegriffe sind, während die wirklichen Dinge natürlich überall im Fluß sind und tausend Übergänge zeigen. Die Übergänge liegen bei unseren drei Kraftwörtlein ja auf der Hand.

Die Dauerliebe beispielsweise ist in ihrem äußersten, allerersten Akt, der Erzeugung des Kindes, identisch mit der echten Mischliebe. Die ganze weitere Vaterliebe innerhalb der Dauerliebe, ist, wie wir gesehen haben, im engeren Sinne wieder eine Art der Distanceliebe. Die ganze echte Mischliebe mit ihrem siphonophorischen Akt der Körperverwachsung im Zeugungsmoment wäre im allgemeinen bei uns frei beweglichen und sonst so völlig körperlich getrennten Wesen fast ein Ding der Unmöglichkeit, wenn die Möglichkeit der Liebeserregungen per Distance, durch den Anblick (also durch Lichtwellen), durch die gedankenvermittelnde Sprache (Schallwellen) und so weiter und weiter nicht bestände; die Distanceliebe ist eben für uns Menschen einfach die so gut wie unumgänglich nötige Voraussetzung der Mischliebe. Zwischen Mischliebe und Distanceliebe existieren aber auch noch unmittelbare Übergänge. Ihr Hauptspielplatz sind alle die Vorgänge, die nicht die eigentlichen Distanzsinne, Ohr, Auge, Nase, und die Distancegedankenwelt des Gehirns betreffen, sondern den Haut-Tastsinn. Eine der merkwürdigsten Übergangsformen ist hier zum Beispiel der Kuß.

In seinem ursprünglichsten Wesen gehört er offenbar dicht an die Schwelle der Mischliebe. Im Moment der körperlichen Kußberührung ist die Distance zwischen den Personen des

Liebesindividuums zweifellos dicht an der Minimalgrenze, — die Distanceliebe steht also auf dem Punkte, Mischliebe zu werden. Andererseits ist der Kuß aber thatsächlich noch keine Mischliebe. Die Organe der Mischliebe sind bei ihm noch gar nicht in Thätigkeit. Die Berührung ist noch eine reine Tast-Berührung und zwar eine solche vom Kopf aus, also der am meisten auf Distanceliebe eingestellten Gegend des Gesamtmenschen. Auf dieser Messerschneide können die beiden Lieben noch scharf getrennt werden, wenn auch dicht vor Thorschluß. Und so hat sich um diesen Kußakt ein wahrer Rattenkönig der allerverschiedensten Wertungen und Deutungen herumgeknäuelt.

Auf diesen Schlußwert hat sich gleichsam der ganze Vergeistigungsprozeß der Distanceliebe wie mit äußerster Kraft konzentriert, — bis nahezu zum völligen Verlorengehen und Vergessenwerden seiner alten eigentlichen Rolle als Umschlag zur Mischliebe. Aus einer Introduktion der Mischliebe ist er zuerst zu einem Surrogat geworden da, wo die letzte Minimaldistance nicht mehr beseitigt werden konnte, als Grenzwert gleichsam des Kampfes und der Sehnsucht um die völlige Mischliebe.

Dann ist aber aus dem Surrogat ein Symbol geworden, also schon eine rein geistige Sache: das denkende Gehirn war nicht umsonst so nahe. Und dieses Symbols hat sich jetzt gerade die ausgesprochenste Distanceliebe bemächtigt. In ihren Händen ist der Kuß zum Symbol der Liebe geworden, die ausgesucht niemals körperliche Mischliebe werden soll oder es überhaupt nicht werden kann.

Die Dauerliebe, die jede spätere körperliche Neumischung von Eltern und Kindern als die wahre Sünde wider den heiligen Geist perhorresziert, hat sich gerade des Kusses als Ausdruck der Eltern- und Kindesliebe in umfassendem Maß bemächtigt.

Die „keuscheste", also vergeistigtste Unschuldsliebe per

Distance, die den Mischakt eventuell gar nicht als möglich ahnt, mindestens ihn ignoriert als ihren Gegenpol, küßt unentwegt.

Ja im erhabensten Moment der Kulturgeschichte, bei der bewußten Einsetzung der Menschenliebe als des fortan obersten Gesetzes im werdenden Menschheitsindividuum, wird der Kuß das Vertragszeichen! In dieser höchsten Neugeburt des alten Thürstehers am körperlichen Mischakt ist nunmehr völlig evident, daß er nur noch ein Symbol des höchsten geistigen Einigungsaktes der menschlichen Distanceliebe ist! Wunderbare Pilgerfahrt. An diesem Kusse ließe sich die ganze Geschichte der menschlichen Liebe allein aufreihen, er ist wie ein kolossaler Knoten darin, der, wenn er allein gelöst würde, alle Fäden zugleich wiese.

Die Erschwerung der scharfen Trennung bei diesen reinen Tastdingen wie dem Kusse ist im Grunde aber noch bis tief in den Mischakt selbst hinein gegeben. Und zwar aus dem einfachen Grunde (den sich allerdings nicht jeder stets gegenwärtig hält): weil ja dieser Mischakt für die beiden Beteiligten als bewußte Wesen bis in seinen tiefsten Verlauf hinein immer noch in gewissem Sinne Taktakt mit Distance ist und erst jenseits jeglichen Bewußtseins, ja jenseits des Körperzusammenhanges der beiden großen Partner echter Mischakt wird.

Dazu mußt du dir immer wieder folgendes haarscharf klar machen. Es mischen sich: die Samenzelle und die Eizelle. Wo? In oder wenigstens mehr oder minder nahe der weiblichen Gebärmutterhöhle. Wie? Die weibliche Eizelle rollt durch einen der Eileiter entgegen. Und die männlichen Samentierchen klettern von der Scheide her aufwärts. Den Vorgang der Begegnung habe ich dir seiner Zeit wohl so weit anschaulich dargelegt. Er ist selber noch wieder eine engere Begattung zweier Zellindividuen — und dieser intimste Begattungsakt erst führt zur eigentlichen wahren Mischung: die beiden Zellen „fressen" sich gewissermaßen gegenseitig derart,

daß jede lebendig in der anderen aufgeht, — nach dem Prinzip, wie zwei Tropfen bei einer bestimmten Höhe der Annäherung blitzschnell ineinander fließen und fortan einen einheitlichen neuen Tropfen bilden. Die ganze Begattung der beiden *großen* Liebespersonen Mann und Weib ist aber auch bei höchster und reinster Vollendung noch *nicht* im stande, die letzte Distance zwischen der Samenzelle und Eizelle zu überwinden, sie verringert sie nur auf das ihr erreichbare Mindestmaß; das allerletzte Distanceteilchen im Inneren des Weibes haben dann Eizelle und Samenzelle noch für sich zu nehmen.

Aus diesem äußersten Sachverhalt erhellt also sonnenklar, daß auf der feinsten Goldwage selbst das, was wir Menschen seit Jahrtausenden für die absolute Geschlechtsmischung halten: der für unser seelisches und körperliches Erkennen vollendete Geschlechtsakt zwischen Manneskörper und Weibeskörper, als solcher noch immer innerhalb der Distanceliebe ist.

Es ergiebt sich das ja noch besonders gut aus den zahllosen Fällen, wo gerade jene Restdistance zwischen Samenzelle und Eizelle *trotz* sonst vollendeten Aktes *doch* nicht mehr genommen wird, also dieses letzte Spannlein Distance die ganze Mischung wirklich noch vereitelt. Es tritt das ein, wenn die Samenzellen absterben, ehe sie eine Eizelle erreicht haben, — sei es nun, daß sie sie nicht früh genug finden konnten oder daß gerade gar keine reife Eizelle vom Eierstock her ihnen entgegen gewandert war. Und es ist ebenso mit der größten Leichtigkeit absichtlich hervorzurufen durch irgend eine beim Akt künstlich gezogene Trennungsschranke, die gerade auf jenem äußersten Gebiet noch die Samentierchen an ihrer wirklichen Wanderung zur Eizelle hindert. Die dünne Scheidewand einer Fischblase genügt bekanntlich vollkommen, um noch während des Geschlechtsaktes diese haarscharfe Schranke vollgültig aufzurichten. Und du begreifst: besonders in diesem letzteren Falle bleibt der ganze Akt also genau so Distanceliebe, wie wenn der Mann in Amerika und das Weib in Europa säße.

Ich gebrauche dabei mit Absicht doch das Wörtchen „Liebe". Denn der Akt bleibt für die beiden beteiligten großen Menschenpersonen in jedem Zuge ja doch ihr äußerster, intimster, seelisch wie körperlich bedeutsamster Liebesakt. Es ist bloß halt trotz aller Intimität typisch echte Distanceliebe und noch ganz und gar keine Mischliebe.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß diese extremen Fälle nicht die eigentlich im großen Natursinne vorgesehenen sind. Im höchsten und allseitig harmonischsten Sinne bleibt der Gattungsakt zwischen Mann und Frau, obwohl auch er noch ein letztes winzigstes Distanceteilchen offen läßt, eben doch der endgültige Schritt zur Mischliebe. Unter dieser und keiner anderen Voraussetzung ist er von der Natur inszeniert worden als ein fester Liebesbrauch. Und alle jene weiteren Möglichkeiten, zumal die letztgenannte einer künstlichen Schranke noch innerhalb des Aktes, sind erst Sachen zweiten Grades, die den Anblick verwickeln, aber doch nicht die Grunddefinition aufheben können.

Schließlich: magst du dir die Übergänge so bunt ausmalen wie du willst, — einen brauchbaren Sinn behalten unsere drei Liebesrubriken auf jeden Fall für unsere weitere Betrachtung.

Wenn du nur immer grob im Auge behalten willst: die Mischliebe duldet kein winzigstes Bruchteilchen mehr eines Millimeters zwischen ihren Parteien; die Distanceliebe kann ihren einen Partner in Amerika haben und ihren anderen in Europa; und die Dauerliebe geht auf etwas, was zeitlich über beide Parteien hinausläuft in die Millionenfolge der Jahre hinein.

Zur Mischliebe rechnen wir (trotz jener feinen Nebenpunkte) summarisch alles, was mit Samenzelle und Eizelle und mit dem Bestreben, zwischen diesen jeden Raum aufzuheben, zusammenhängt, also Geschlechtsstoffe, Geschlechtsteile und damit ausgeführte Geschlechtshandlungen. Zur Distanceliebe werfen

wir alle Liebesdinge, die bloß durch den Geist, durch vergeistigte Werkzeuge, durch Schallwellen, Lichtwellen, Sprache, Schrift, ästhetisches Empfinden und so weiter das Liebes-Individuum bauen und zusammenhalten. Und mit der Dauerliebe verknüpfen wir alles, was die Linie Eltern und Kinder berührt.

In demselben Moment, wo du diese schlichte Dreiheit in der Liebe des Menschen erfaßt, diese große Dreieinigkeit, aus denen das Mysterium all unseres Liebens sich baut, — da ist es aber, als reiße gleich ein weiterer Schleier auseinander. Eine schwere graue Wolke zieht ab. Und vor dir liegen wieder Gefilde der Urwelt. Ein neues Stück des großen Plans, auf dem der Mensch heransteigt.

In jener Dreiheit steckt etwas Geschichtliches. Stufen des Werdens.

Die Mischliebe ist eine Urform. Die Distanceliebe und in allen mit ihr verknüpften Teilen auch die Dauerliebe sind jünger, sind neuer. Im Liebes-Individuum liegt es da wie geologische Schichten aufeinander. Wie du im Bergwerk Schicht auf Schicht siehst, — hier Steinkohle, die einen versteinerten Sumpfwald aus menschenferner Urwelt darstellt; hier wie eine Brodschnitte darüber einen Sandstein, der sich in jüngerer Zeit aus dem Wasser als Schlammgrund abgelagert hat; und vielleicht auf dem wieder eine Basaltdecke, die in nochmals sehr viel jüngeren Tagen aus einem Vulkan hier darauf geflossen ist, und endlich ganz oben eine Deckschicht Lehm und lose Gesteinsbrocken, die jetzt auch noch ein Gletscher hierher geschlittert hat und zwischen denen schon Steinwerkzeuge des Menschen liegen, — so hast du eine Schichtenfolge auch in dir als Mann und Weib, als Liebes-Individuum.

Du kannst schon etwas derart vermuten, wenn du dich an eine uns allen geläufige Erscheinung unseres menschlichen Liebeslebens erinnerst.

Bei uns Kulturmenschen sind die verschiedenen Lieben vielfach in eine Art Zwist miteinander geraten. Besonders die Distanceliebe ist es, die immer wieder den Versuch gemacht hat, sich als die einzig echte, heilige, menschenwürdige Liebe aufzuspielen und die Mischliebe für eine niedrige, häßliche, verbergenswerte Liebesabart oder -unart, gleichsam für das Enfant terrible der Liebe, zu erklären. Alle jenen lieben Wörtlein, die der bewußte sogenannte Geist im Menschen gegen seinen eigenen Leib erfunden hat, sind auch hier zur Anwendung gebracht worden. Tierisch, fleischlich, sinnlich waren noch die harmloseren. In zweiter noch verbesserter Instanz kamen dann unsittlich, ekelhaft, menschenunwürdig, satanisch. Obwohl man zugab, daß diese schauderöse Mischliebe doch zum Zweck überhaupt der Fortsetzung des sonst gottlob so veredelten und vergeistigten Menschenvolkes nicht gänzlich aufgehoben werden könne, so haben sich doch Jahrtausende der Sittengeschichte eine immer größere Mühe gegeben, die Mischliebe wenigstens in der Achtung so weit herunterzuarbeiten gegenüber der Distanceliebe, wie nur möglich. Auf gewissen Höhepunkten dieses ungemein merkwürdigen kulturgeschichtlichen Zwistes der „zwei Seelen, ach", in unserem Liebes-Individuum ist ja gar versucht worden, auch noch die Dauerliebe von jedem Mischrest zu entkleiden und zu erlösen. Wie der Heilige nicht mehr in den Armen eines Weibes gedacht werden konnte, so sollte er schließlich auch nicht mehr aus einem Mischakt stammen. Du weißt, wie Buddha sowohl wie Christus von der Legende aus mystischen Distanceakten ohne „Befleckung" hergeleitet wurden.

Auch in all diesen Dingen stecken ja nun große und verwickelte Wallfahrten des suchenden Menschengeistes, dieses neu geborenen Bewußtseinskindes, das auf seiner Suche nach Fortentwickelung durch höhere Ideale tausend Wege probiert

und letztlich aus allen, auch den wunderlichſten, etwas gelernt hat. Unſer Geſpräch kehrt zu dieſen beſonderen Wertungen der Diſtance- und Miſchliebe noch ausführlich zurück. Was uns hier nur intereſſieren ſoll, iſt die einfache Thatſache eines ſolchen Zwiſtes überhaupt.

Wo immer du in der Welt Rangzwiſte dieſer Art auftauchen ſiehſt, da muß der Gedanke als erſter nahe liegen: es handle ſich wohl um einen Zwiſt zwiſchen Älter und Neuer.

Verſchiedene Altersſchichten laſten wie in jenem Bergwerk da aufeinander. Und zwiſchen ihnen ſchwanken die Wertungen. So haſt du es in unſerem Völkerleben, im ſozialen Klaſſenkampf, in den Meinungen der Religion wie der Naturforſchung über die Dinge Himmels und der Erden. Du haſt es aber noch in einem uns hier viel näheren Beiſpiel. Jene liebenswürdigen Wörtchen von „fleiſchlich, ſinnlich, tieriſch", die die ganz lilienweiß gewordene Diſtanceliebe der blutroten Miſchliebe angehängt hat, weiſen dir den rechten Weg. Es ſind ja, wie geſagt, die gleichen herzlichen Adjektiva, die von der Geiſtesſeite gelegentlich immer wieder überhaupt dem Leibe beigelegt wurden.

Zwiſchen dem Teil deiner Individualität, den du für gewöhnlich Geiſt betitelſt und dem anderen, den du Leib nennſt, beſteht aber, das habe ich dir wohl genügend oben bewieſen — ein ausgeſprochenes Verhältnis von Alt und Neu. Dein „Leib" iſt die ältere Weisheit in dir, — der engere Fleck dagegen, auf dem du deinen „Geiſt" regſam fühlſt, die jüngere. Dein Leib beſitzt die Schrift von Äonen, dein Geiſt iſt deine paar Jahre alt. Obwohl beide in deiner Individualität als einem Höheren, Univerſaleren einbeſchloſſen, zeigen dieſe beiden Stücke deswegen doch eine gewiſſe Gegenſätzlichkeit. Der Leib hat gegen den Geiſt etwas Plumpes, Rieſiges, Erdrückendes. Zugleich hat er aber etwas Automatiſches, etwas von einem eingedrillten Rieſen, der Jahrmillionen auf dem Buckel ſchleppt, durch dieſe Laſt aber auch in der Beweglichkeit und Freiheit

ſeiner Handlungen ſtark eingeengt und gleichſam abgeſtumpft iſt. Der Geiſt erſcheint daneben wie ein unruhiges Zwerglein, das auf einem kleinen weißen Felde, das ihm der brave Handlangerrieſe Leib gewährt und ſchützt, unabläſſig Zukunftswerte, Neuwerte in größter Haſt aufzubauen ſucht. Dieſem Zwerglein leuchten keine Millionen von Jahren unmittelbar voran in ſeinem Thun. Was es erfährt von der Welt, ja vom eigenen Leibe, das muß es in ein paar Jahren ins reine unbeſchriebene Feld ſich erſt haſtig hineinraffen. Aber mit dieſen paar gerafften Stücken vollführt es nun ein ſolches freies Jongleurſpiel in tauſend neue Möglichkeiten hinein, ſie zwingt es in einen ſolchen neuen Tanz über alle Körperweisheit hinaus, daß ſchließlich wirklich der ganze Fortſchritt der Entwickelung auf dieſem Erdplaneten durch die nervöſe Neuarbeit dieſer Geiſteszwerglein läuft. Und da das Zwerglein mit ſeiner bengaliſch hellen Bewußtſeinsfackel das ſelber ſehr genau ſieht, ſo iſts im Grunde kein allzu großes Wunder, daß es ſich für das eigentlich Wichtige und den Leib etwa bloß für einen wirklichen ganz kreuzdummen Handlanger, eine Art notwendigen Übels, hält. Und ſo entſteht ein Konflikt im Innern des Individuums ſelbſt, ein Konflikt in ſeinen Teilen, von denen der eine den anderen mit Injurien bewirft. Der Geiſt macht ſich luſtig über den dummen Leib.

In Wahrheit iſt's ja bloß eine Dummheit. Dein Individuum braucht den Leib ſowohl wie den Geiſt. Dein Leib iſt die ungeheure Quaderfolge deiner Äonen-Vergangenheit. Dein Geiſt iſt dagegen gleichſam die von allem Druck dieſer Quaderlaſt frei gegebene Stelle, auf der ſich neues entwickeln, neues anſetzen ſoll, — die ideale Oberfläche. Gewiß: dein „Leib" iſt das Tieriſche, denn er umfaßt eben noch das ganze Tier, das einmal „Du" war. Dein „Geiſt" dagegen iſt der nackte Sonnenjüngling da oben, der immerfort nach Zukunftswerten ausſchaut und in deſſen Geſichtsfeld allerdings nicht mehr das überſtandene Beuteltier oder der überſtandene Affe ſteht, ſondern

ein Ideal-Menſch, auf den dein Individuum im Ganzen als Menſchheitsglied hinſtrebt. Du mußt aber nicht vergeſſen, daß dieſer Ideal-Menſch dort eben nicht ſtände, wenn nicht der Leib den Affen und das Beuteltier ſchon in ſich hätte.

Trotzdem aber: dieſer Gegenſatz gerade von alt und neu, von dem man ahnt, daß er eigentlich nur ein geniales praktiſches Hilfsmittel der großen umfaſſenden Individualität jedes Einzelmenſchen iſt, um überhaupt immer wieder vorwärts zu kommen, — dieſer ſcheinbare „Gegenſatz" hat eben den Zwiſtpunkt auch hier hineingebracht wenigſtens als vorübergehende Erſcheinung der Menſchheits-Entwickelung.

Und wenn nun die Diſtanceliebe die Miſchliebe gerade mit denſelben freundlichen Invektiven beehrt, wie der Geiſt den Leib, ſo dürfte alſo wohl auch dort ſo etwas wie ein Gegenſatz von alt und jung zu Grunde liegen. Und er liegt.

Ja er hat ſogar unmittelbare Beziehungen zu dem Gegenſatz in Geiſt und Leib. Setzt ſich ja doch das höhere, das doppelmenſchliche Liebes-Individuum aus zwei echten Menſchenindividuen zuſammen, deren jedes ſeinen Leib und ſeinen Geiſt hat, — die Sache liegt alſo nahe genug. Thatſache iſt, daß die Miſchliebe ein engeres Verhältnis zum Körper hat, die Diſtanceliebe ein engeres zum Geiſt, — dieſe Wörtchen Körper und Geiſt natürlich immer wohlverſtanden als keinerlei abſolute Gegenſätze gefaßt. Die Miſchliebe iſt ſo zu ſagen der Leib des Liebesindividuums. Der Zeugungsakt mit wirklicher nachfolgender Zellmiſchung iſt der einzige wahre Moment, wo dieſer Leib ernſtlich hergeſtellt iſt. Die Diſtanceliebe dagegen kann recht gut als der Geiſt des Liebes-Individuums angeſehen werden.

Blättern wir ein paar Seiten zurück im großen Ur- und Hauptbuch der Liebe. Da haſt du am Anfang des ganzen rieſigen Stammbaumes der Pflanzen und Tiere auf der alten dicken Erde jene winzigen Rumpelſtilzchen, die Moneren, Amöben, Bazillen. Ihr ganzer Leib beſteht nur aus einer einzigen Zelle und ihre ganze Liebe iſt urſprünglich Selbſtteilung dieſer Zelle in zwei oder mehrere Stücke. Auf einer unbedeutend höheren Stufe bei ihnen verſchmelzen zwei ſolcher Teilſtücke von zwei verſchiedenen Individuen dann bei gelegentlicher Begegnung nochmals miteinander und erſt das ſo gebildete Neuweſen teilt ſich jetzt wieder. Hier denn haſt du eine Art neutralen Urbodens der ganzen Liebe, die wahre Mutterlauge, aus der alles werden mag.

In der Trennung der Zellenteile haſt du den Uranfang aller Diſtance, in der Verſchmelzung den Uranfang aller Miſchung. Beides, ſcheint es, kommt hier gleichermaßen ſchon aus der Urwurzel herauf. Ja da iſt wirklich in der Zellen-Verſchmelzung ſchon der ganze Fundamentalakt der Miſchliebe gegeben. Zugleich aber iſt in der Nötigung, daß die beiden Miſchzellen ſich erſt begegnen, erſt finden müſſen, daß ſie von zwei Richtungen, zwei verſchiedenen älteren Individuen herkommen, auch eine Fundamentalthatſache der Diſtanceliebe gegeben. Und in der Spaltung ſelbſt, der Löſung eines Zellbruchſtückes vom anderen haſt du endlich auch noch eine Fundamentalſache der Dauerliebe, wenn ſchon in verſchleiertſter Form: die Losſpaltung eines jüngeren, kleineren Individuums von einem älteren, großen durch einen neuen Schnitt, eine neue Diſtance. Vor dieſem Akt als Ganzem ließe ſich alſo von irgend welchem geſchichtlichen Nacheinander der drei Liebes-Arten kaum reden.

Aber wenn du genauer hinſchauſt, hellt ſich dir doch folgendes Lichtſtreifchen weiter auf. Dieſer ganze Akt der Urliebe da wird heute noch von dir, dem hochgelobten weiſen Menſchenkinde im zwanzigſten Jahrhundert, ganz genau ſo in

denſelben uralten Bräuchen vollzogen, gleich als hätte ſich da überhaupt nichts verändert in den Jahrmillionen ſeit dem erſten Tage, da im Urmeer eine erſte Liebe jener Rumpelſtilzchen ſich nach jenem Rezept abwickelte. Aber der ganze Akt erſcheint bei dir gleichſam zuſammengerückt doch bloß in eine Liebe recht eigentlich hinein: nämlich in die Miſchliebe.

Das, was in dieſem Akt als Diſtanceliebe erſcheint, das umfaßt jetzt nur jenes erwähnte, kleine Wegreſtchen zwiſchen Samenzelle und Eizelle, — das winzige Diſtanceteilchen innerhalb des Weibes zwiſchen deiner eingeſpritzten Samenzelle und der entgegen wandernden Eizelle deiner Liebſten. Und ebenſo umfaßt das, was in dem Urakt als Dauerliebe erſcheint, nur mehr das kleine Wegreſtchen umgekehrt, das ein Menſchenkindlein im Moment der Geburt von der Gebärmutter bis an die Scheideöffnung zurücklegt. Jenes ganze Ur-Meer von Jahrmillionen, in dem die erſten lebendigen Zellen ſich ſuchten, miſchten und wieder zerſpalteten, iſt in Wahrheit eingegangen und aufgenommen in den purpurnen Grund des Schoßes beim Menſchenweibe. Damit aber tritt in Kraft, was wir eben uns ſelber begrenzt haben.

Der ganze Urakt, von uns Menſchen immer noch ſo treu bis heute bewahrt, fällt weſentlich doch bei uns ganz in die Miſchliebe. Alle unſere echte menſchliche Diſtanceliebe aber, die bei der Pforte des liebenden Weibes aufhört, und ebenſo alle unſere echte menſchliche Dauerliebe, die bei derſelben Pforte der gebärenden Mutter nach außen zu anfängt: ſie berühren gar nicht jenen alten und im Weibesleibe immer noch fortbeſtehenden Urakt der Liebe. Sie müſſen jünger ſein, müſſen Ergebnis ſein einer erſt nachfolgenden geſchichtlichen Weiterentwickelung in der Liebe.

Und das ſind ſie allerdings. Denn ihre geſamten Vorausſetzungen liegen eingequadert in jüngere Entwickelungsdinge der Lebeweſen überhaupt.

Da ſind ja beim Zeugungsakt ſelber bei euch beiden Menſchen ſchon nicht bloß die Eizelle und Samenzelle, die ſich

ſuchen, ſich miſchen, ein Kind machen. Über deinen Samenzellen ragt vielmehr ein ungeheurer Zellendom: dein männliches Begattungsglied. Hinter dieſem Gliede aber wächſt in noch viel gigantiſcheren Maſſen der Milliarden-Zellen-Komplex deines geſamten Mannesleibes auf. Und entſprechend über der winzigen Eizelle der Herkules des Weibeskörpers. Jeder der beiden großen Liebespartner iſt in Wahrheit ein Zellenſtaat, und erſt durch Wunſch und im Schutz dieſer Staaten wird der alte Monerenozean der Urwelt für kurze Zeit da im innerſten Weibesleibe noch einmal hergeſtellt. Hinterher aber gehen dieſe Staaten auseinander, weit fort, ſoweit mindeſtens, daß ſie nur durch Schallwellen oder Lichtwellen für gewöhnlich noch miteinander verkehren können. Und auch das Kind, das ſchließlich geboren wird, iſt ein ſolcher Zellenſtaat ſchon, ein ganzes Reich mit Miniſterien und Werkſtätten aller Art. Und es reißt ſich ebenfalls los von dem Mutterſchoße, von dem alten Ozean, wächſt groß wie Vater und Mutter und verkehrt mit beiden ebenfalls meiſt nur mehr durch Schallwellen und Lichtwellen, höchſtens ab und zu noch durch einen Händedruck oder durch jenes wunderliche Symbol, den Kuß.

Nun denn: dieſe ganze Vielzelligkeit, dieſe Staatenbildung bei den Zellen iſt ja ſelber der erſte große Fortſchritt über jene Urweſen hinaus geſchichtlich geweſen. Die Einzelzellen ſchloſſen ſich ſchon in ſehr alten Tagen zu Zellklumpen zuſammen. In dieſen erſten rohen Zellgenoſſenſchaften trat beſonders gegen das Tierreich hin eine immer feinere Arbeitsteilung ein, es entwickelten ſich die einzelnen Organe . . . und ſo fort, — das weißt du. Unter dieſen Organen waren aber mehrere, die der ganzen Lebenslage und Lebensmöglichkeit der Tiere nach und nach völlig neue Bahnen öffneten.

Die Sinnesorgane Auge und Ohr riſſen die große Diſtancewelt der Lichtwellen und Schallwellen auf. Mit der Lunge kam das Organ der eigenen Erzeugung von Schallwellen hinzu. Dieſe Diſtanceorgane wurden aber doppelt wichtig, da

gleichzeitig die Bewegungsorgane, Flossen, Füße, Flügel, Hände, das Einzelindividuum, die „Person", mehr und mehr vom „Haften an der Scholle" befreiten und wirklich auf Distancen einschulten. Nun zu allem das rapide Wachsen des Überlegens, des Denkens, des Schließens im Gehirn: die Schallwellen werden zur Verständigungssprache benutzt, die Hand formt Werkzeuge . . . aus dem Nebel taucht gerade auf diesem Wege das Tier der Tiere: der Mensch. Das äußerste, höchste Distanceweſen der uns bekannten Welt ist ausgesucht dieser Mensch. Denke an sein Auge, das, im Werkzeug zum Fernrohr vervollkommnet, die Monde des Jupiter zählt, im Spektroskop die Chemie von Fixsternen analysiert, die hundert Billionen Meilen von uns entfernt sind, und den Durchmesser unserer Erdbahn um die Sonne, vierzig Millionen Meilen, als Basis eines Dreiecks benutzt, um die Parallaxen und damit die Entfernungen solcher Billionenmeilensterne zu errechnen.

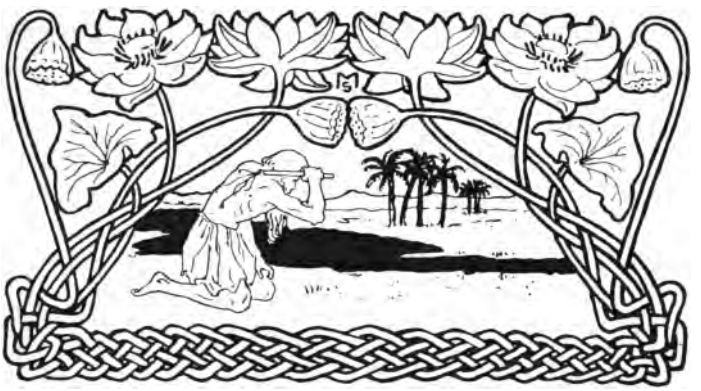
Du siehst aber in derselben Entwickelungsbahn noch anderes hervortreten. Diese Tiere, die Zellstaaten geworden sind und alle Sorten von Distancegaben räumlich entwickelt haben, legen sich auch mehr und mehr aufs Zeitliche. Das Erinnerungsvermögen wächst, und zugleich der Zukunftsblick. Alte Traditionen geben einen geheimnisvollen Zusammenschluß. Die Generationen kommen sich geistig immer näher. Die nächste wird schon geschaut, die letztvergangene noch erinnert. Jene höheren sozialen Zusammenschlüsse, die über die Person hinausgehen, dehnen sich nicht bloß räumlich, sondern auch zeitlich aus. Der Mensch endlich hat eine Geschichte, die über Jahrmillionen reicht, aber er denkt zugleich Kinder und Enkel greifbar in eben solche Millionen hinein.

Du begreifst: das erst ist der goldene Boden, auf dem die wahre Distance- und Dauerliebe allmählich blühen konnten. Blühen Hand in Hand mit dieser ganzen ansteigenden Entwickelungslinie der höheren Tierwelt, — als eine parallele Entwickelung in der Liebe!

Ganz langsam so erst, Stück für Stück, ist das Liebes-Individuum, wie es heute in zwei liebenden Menschen vor dir steht, von der Natur zugesponnen worden.

Ich sagte dir, du solltest dich von deinem Geschlechtsteil belehren lassen. Gleich der erste Schritt aber, der uns zum Liebes-Individuum mit seinen drei Liebesarten geführt hat, giebt dem ganzen Satze noch einen höheren Sinn. Dein eigentliches Geschlechtsorgan hier ist nur das der Mischliebe. Aber dein Leib ist noch voll anderer, gleichsam geheimer Geschlechtsorgane. Alle die, die zur Distanceliebe und Dauerliebe dienen. Ein Geschlechtsglied in diesem höheren Sinne ist deine Zunge, die Worte aussendet von einem Teil des Liebes-Individuums zum anderen. In ihrer Art ist sie ein aktives, ein männliches Organ der Distanceliebe. Eine Art weiblichen empfangenden Schoßes umgekehrt ist dazu dein Ohr, das diese Worte in sich aufnimmt. Ein Geschlechtsteil nicht minder ist dein Auge, und jede Lichtwelle, die von Mann zu Weib und Weib zu Mann strömt, ist in ihrer Art eine strömende Welle zeugenden Samens, den die Netzhaut in tiefem Schoße einsaugt. Ein denkender Forscher, der den Bau des Weibes ernst durchdacht hatte, hat einmal den Spruch gethan: an des Weibes ganzem Leibe sei eigentlich kein Fäserchen, das nicht seine Abhängigkeit darthäte von der Geschlechtsbestimmung als Weib. Das trifft zu, — trifft aber genau so auch zu auf den Mann. Wenn je ein Glaube wahr war, so ist es der alte naive: daß, wer liebt, mit Leib und Seele bis in jedes Haar seines Hauptes und jedes Sonnenstäubchen seines Geistes liebt. Kein Titelchen weder von dir noch von deiner Liebsten kannst du fortdenken, ohne auch in das Liebes-Individuum, das ihr bildet, einen tiefen Riß zu reißen.

Gerade weil das so ist, läßt sich aber aus der geschichtlichen Betrachtung deines „Menschwerdens“ überhaupt nun im engeren auch so unendlich viel gleich mitbegreifen von den heutigen Thatsachen deiner Liebe. Eine ganze Kette der seltsamsten, der quälendsten Erscheinungen werden da fast augenblicklich klar.



Credo, — quia absurdum!

Ich glaube es, weil es ſinnlos iſt!

Du kennſt den alten Glaubensſatz, in dem die Menſchheit ſolange ihre uralte Wiegeninſchrift geſehen hat: der Menſch iſt von Gott geſchaffen worden ſo, wie er iſt. Da ſtand er eines Tages, nackt auf grünem Plan, — mit all ſeinen Vorzügen und Fehlern in der nackten Seele und dem nackten Leib. So lieblich gerade ob ihrer Schlichtheit dieſe Legende klingt, — für mich hat ſie immer etwas Dämoniſches gehabt.

Wenn ich heute noch an ſie buchſtäblich glaubte, mit dem naiven Sinn des Kindes, ſo läge für mich jetzt, als reifen Mann im vierzigſten Lebensjahr, ein Zug, eine Stimmung darin, die mich mahnen könnten, in die Wüſte zu ziehen. Als Anachoret in die Sandöde und Steinöde. Wo die Sonne glüht und glüht, ohne Schatten, ohne Quell. Und wo der Einſiedler alles hinter ſich auslöſcht wie einen irren Traum. Tauſende haben es ſo gemacht, als dieſer und verwandter Glaube einſt wirklich lebendig die Menſchenherzen durchſchauerte und nicht bloß von Glaubenspapageien nachgeplappert wurde. Sie glaubten — und reſignierten. Und zogen in die Wüſte. Und ließen die unerbittliche Scheitelſonne ihr Gehirn dörren. Sie hatten den Glauben, ſie wußten was die Welt war. Aber ſie

ſuchten als Symbol die Zelle des verſchmachtenden Einſiedlers in der Wüſte. Als Symbol der Gedankenwüſte. Und der verdorrte Mund betete mechaniſch: credo, credo, — credo quia absurdum . . . . .

Wenn ich mir ſagen ſollte, daß dieſer Menſch auch in ſeiner Liebe alſo gleich ſo geſchaffen wurde. Als Mann und Weib, mit all den uns gegebenen Notwendigkeiten. Und daß dieſer Menſch die Krone der Schöpfung ſein ſollte, als er geſchaffen wurde. Mich ergriffe eine dumpfe, lähmende Verzweiflung über die vollkommene, bleiſchwere Unbegreiflichkeit dieſer Dinge. Ein Kind kann das nicht fühlen und darum mag es von jenem Glauben nur das Liebliche empfinden. Aber ein Mann von vierzig Jahren, der dieſes Menſchenleben auch nur an der Küſte befahren hat, — er muß es fühlen. Welche ungeheuerlichen Thatſachen der Liebe aus allen drei Liebesgebieten werden ihm zugemutet, die er alſo ſchweigend hinnehmen ſoll ohne eine andere Erklärung, als daß es ſo die Abſicht Gottes war bei Erſchaffung ſeiner Krone alles Weltenſeins!

Sagen wir, die Fortpflanzung des Menſchen ſei an ſich etwas von Beginn an Eingeſetztes. Es ſoll die Menſchheit nach Gottes Wille nur ſo beſtehen können, daß immer wieder dieſe kleine männliche Samenzelle ſich miſcht mit der weiblichen Eizelle und daß aus dieſer Miſchung das neue Menſchenkind aufſproßt. Streng genommen hat ſelbſt das ſchon keine noch ſo ſcharfſinnige Theodicee der Jahrtauſende logiſch erklären können. Aber es mochte wenigſtens etwas Tröſtliches darin ſein, das einer dunkeln Ahnung von Logik nahe kam. Der einzelne Menſch, verantwortlich für ſeine Erdenthaten von Gott gemacht, hatte genug Mühe mit ſeinem Gang auf der Schärfe eines Meſſers zwiſchen Sünde und Heil in den Jahren ſeines Lebens. Es war ihm zu gönnen, daß dieſe Jahre eng umgrenzt waren, daß dieſes Pilgerleben hier nicht ewig dauerte, ſondern daß ſehr ſchnell der Vorhang wieder darüber fiel und

eine neue Generation zum Experiment an die Reihe kam. Wir zeugten diese Generation, — aber sie duldete dann für sich und ging über unsern Gräbern ihren Weg mit nackten Füßen auf dem Rasiermesser weiter. Mochte man sich dabei beruhigen.

Aber du schaust um dich und du siehst, daß dieser einfache Akt noch wieder umwickelt ist mit einem ganzen Gewebe von Absurditäten.

Da ist zunächst die ungeheure Verschwendung, die ihn umgiebt. Ein Vergeuden der Zeugungsstoffe ohnegleichen.

Ein neuer Mensch soll stets nur entstehen durch die Mischung einer Eizelle mit einer Samenzelle, und damit diese Mischung zu stande komme, ist ein Geschlechtsakt zwischen Mann und Weib nötig. Gut. Das sei die Grundlage. Die Menschheit soll erhalten bleiben. In den fünfzehnhundert Millionen Menschen auf Erden soll jeder Sterbefall stets wieder ersetzt werden durch einen Geburtsakt. Zu dem Zweck sind ganz folgerichtig von diesen fünfzehnhundert Millionen Menschen die Hälfte Weiber und die andere Männer. Die genaue Verteilungsziffer schwankt im einzelnen etwas, so weit sie bekannt ist. Aber doch nicht so, daß man nicht im ganzen rund halbieren könnte. Diese Männlein und Weiblein einigen sich und aus der Einigung erwachsen Kinder. Zwei gesunde, weiter lebende Kinder, die Vater und Mutter bei deren Sterbefall ersetzen, — und das Problem der Menschheitserhaltung wäre gelöst. So überaus einfach.

Zu diesen beiden Kindern wären aber ausgespart beim Weibe gerade zwei Eizellen und beim Manne zwei Samenzellen nötig. Jede Eizelle hat die Größe des Pünktchens, das du mit einem sehr hart zugespitzten Bleistift auf dem Papier senkrecht eben noch erzeugen kannst. Ein Fünftel eines Millimeters in Länge wie Breite. Die beiden zusammen ergeben aneinander gelegt also einen etwas dickeren Punkt von noch nicht ganz einem halben Millimeter Breite. Jedes männliche Samentierchen ist aber sogar nur ein Zwanzigstel eines solchen

Millimeters lang, also mit bloßem Auge überhaupt nicht mehr sichtbar. Zwei geben ein Zehntel Millimeter, also auch noch für das bloße Auge ein Nichts. Diese vier Stäubchen nun in Summa wären die ganze nötige Stoffmasse zur Erhaltung der Menschheit.

Jetzt liegen die Dinge freilich so, daß nicht alle Menschenpaare sich finden. Auch sterben kleine Kinder schon wieder in Masse. Und so weiter. Es könnte ja auch vorgesehen sein, daß die Menschheit nicht bloß sich erhalten, sondern allmählich noch zunehmen soll. Also ist es logisch gut begreiflich, daß jedem Weibe und Manne die Möglichkeit anerschaffen wurde, eventuell auch noch mehr als zwei Kinder zu erzeugen.

Aber auch das findet in gewissen Umständen wieder seine gegebene Schranke. Jedes Kind entwickelt sich neun Monate lang im Mutterleibe. Für diese ganze Zeit sperrt es von selbst den Weg für eine neue Befruchtung. Da das Befruchtungsvermögen auch nach der Geburt meist wenigstens noch eine kürzere oder längere Frist unter gesunden Verhältnissen pausiert so läßt sich rund jedenfalls ein Jahr Pause auf jedes Kind rechnen. Nun ist die gesamte Lebensdauer auch des gesundesten Weibes aber in ihren Jahren bereits eine beschränkte. Mehr wie neunzig bis hundert hat kein Weib zu vergeben. Selbst von diesen Jahren aber fällt mehr als die Hälfte ganz fort auf die noch geschlechtsunreife Jugend und das nicht mehr geschlechtsreife Alter. Die Zeugungszeit schränkt sich in runder Ziffer, die schon sehr hoch gegriffen ist, auf etwa dreißig Jahre ein. Das gäbe also nur mehr Raum für dreißig Kinder.

Wir wissen aber alle, daß selbst das noch eine Patriarchenziffer ist, die nicht einmal ideal gelten darf. Sagen wir zwanzig, und sagen wir, daß es also einen logischen Sinn hätte, wenn jedem Weibe die Fähigkeit wenigstens für den eventuellen Fall gegeben wäre, zwanzig Kinder in die Welt zu setzen. Zwanzig Eizellen pro Person wären dazu nötig. Und auch für den Mann wäre damit eine Maximalgrenze gegeben: zwanzig Samenzellen. Zwanzig Eizellen würden ein Stückchen

lebendigen Stoffes darstellen immer erst von der Größe eines bescheidensten Tintenklexchens, — zur Schnur gereiht überträfen sie nur unbedeutend die Länge dieses Gedankenstriches. Zwanzig Samenzellen so der Länge nach aneinandergelegt erschienen daneben erst gar wie ein feinstes Spritzchen, ein Komma von gerade einem Millimeter Ausdehnung.

Mit diesen Mitteln also ließ sich alles erreichen. Es brauchte bloß noch der Geschlechtsakt so festgestellt zu werden, daß er unter allen Umständen, wenn er überhaupt zu stande kam, auch wirklich eine Samenzelle mit einer Eizelle zusammenbrachte. Vom Boden einer zweckmäßigen „Erschaffung" hätte das wohl am wenigsten Mühe machen sollen. Wir Menschen selber, die wir doch überall erst in den Kinderschuhen des eigenen bewußten Könnens stehen, wir vollziehen ja schon bei den verschiedensten Gelegenheiten den Akt der Übertragung von Körperzellen eines lebenden Wesens auf andere mit einer fast unfehlbaren Sicherheit. Wir okulieren und pfropfen als Gärtner ein Edelreis auf einen Wildling, zwingen also den Sproß einer besseren, feineren Obstpflanze zu einer Verwachsung, einer Art äußerlicher und nachträglicher Zeugung mit einer geringeren Sorte. Wir verpflanzen am Menschenkörper als Arzt, der die Kunst der Transplantation übt, lebende Hautstücke, um Wunden zu decken oder gar eine neue künstliche Nase zu bilden. Und bei unseren Schützlingen aus Tier- und Pflanzenreich nehmen wir mehrfach sogar geradezu den geschlechtlichen Befruchtungsakt in die Hand: wir befruchten künstlich Fischeier unserer Züchtereien mit Fischsamen, und seit uralten Tagen wird die Dattelpalme von Menschenhand ganz gewohnheitsmäßig begattet, indem der Samen von dem männlichen Blütenkolben in die offene weibliche Blüte der Palme gestopft wird; Jahre lang kann dieser Palmsamen sogar aufbewahrt werden wie Schnupftabak und genügt immer noch, wenn der Gärtner ihn braucht. Wie viel mehr sollte der Schöpfer es verstanden haben, den Menschen so zu bauen,

daß dem ſchlichten großen Zweck die größte Schlichtheit und Sicherheit des Mittels entſprach.

Nun aber gegen alles das, welcher Kontraſt der Thatſachen.

Du betrachteſt die Eierſtöcke eines jungen, reifenden Mädchens. Es ging erſt auf das Morgenrot ſeiner Liebe zu, und ſo erwarteſt du die noch unberührte Anlage zu jenen ganzen zwanzig Eiern, etwa zehn am rechten Eierſtock und zehn am linken.

Und du findeſt ſtatt der zehn jederſeits ſechsunddreißigtauſend, — alſo im ganzen zweiundſiebzigtauſend vorbereitete Eier.

Selbſt bei einem Weibe, das zwanzig lebendige Kinder in die Welt ſetzt, immer einundſiebzigtauſendneunhundertundachtzig Eier zu viel! Das Loos dieſer Überzähligen kann ſelbſt in dieſem günſtigſten Falle kein anderes ſein als Vernichtung noch im Mutterleibe. Und wir ſehen deutlich genug die Wege dieſer Vernichtung. Weitaus die größte Maſſe verkümmert und zergeht ſchon am Eierſtocke ſelbſt wie taube Beeren. Ein Teil aber ſtirbt, obwohl ausgereift, noch gerade vor dem Hauptpunkt durch jenen ſeltſamen Prozeß ab, der ſich äußerlich in der Menſtruation des unbefruchteten Weibes vor Augen ſtellt. Ganz unbekümmert darum, ob nun wirklich männliche Samenzellen von der Geſchlechtspforte her eingeführt werden oder nicht, vollführt nämlich der Weibesleib jene oben ſchon einmal berührte automatiſche Handlung, daß er mindeſtens jeden Monat einmal ein Ei am Eierſtock voll ausreifen und ſich loslöſen läßt. Es geſchieht gleichſam auf den möglichen Fall einer Befruchtung hin. Kommt jetzt gerade eine Samenzelle, ſo iſt die Sache geglückt. Aber in unzähligen Fällen glückt ſie eben nicht. Es tritt ſtatt einer Befruchtung und beginnenden Schwangerſchaft das ein, was wir Menſtruation nennen. Und das reife, losgelöſte Ei ſtirbt dabei ebenſo unbefriedigt ab, wie jene anderen verkümmernden am Eierſtock ſelbſt. Die Menſtruation

tritt bekanntlich unter gesunden Verhältnissen alle vier Wochen ein und setzt erst aus, wenn eine Schwangerschaft begonnen hat. Selbst bei zwanzig Schwangerschaften in dreißig Reifejahren eines Weibes würde ein ziemlicher Spielraum bleiben für Eiverluste dieser Art vorher, dazwischen und nachher. Aber nun der ja unendlich häufigere Fall von weniger Schwangerschaften bis zu gar keinen! Denke an jene zwei Kinder, die streng genommen allein nötig wären. Hier blieben achtundzwanzig Jahre frei, jedes zu zwölf Monaten. Und jeder dieser Monate bedeutete mindestens ein reifes, losgelöstes, im weiblichen Organ reifendes, wanderndes — und untergehendes Ei. Es wären dreihundertsechsunddreißig Eizellen, die auch so in ihrer Blüte noch elendiglich abstürben, ohne zum Ziel zu kommen. Bei einer alten Jungfer blieben gar dreihundertundsechzig als Opfer.

Du kannst dir ein hübsches Anschauungsbild der zweiundsiebzigtausend Beeren an der weiblichen Traube machen, wenn du dir einmal jedes Ei dabei zu der reifen Größe von einem fünftel Millimeter Durchmesser entwickelt denkst und dir dann diese Eier hintereinander reihst wie eine Perlenschnur oder auch wie eine jener Eierschnüre, die von den Kröten dort in ihrem Tümpel zur Frühlingszeit abgelegt werden. Du erhälst eine Schnur von rund vierzehn Meter Länge. Wenn sie die nötige Solidität hätte, könntest du dich daran aus den Fenstern des dritten Stocks einer turmhohen Berliner Mietskaserne herablassen. Und diese vierzehn Meter jetzt stehen gegen jenen Gedankenstrich von vier Millimetern, der für zwanzig Kinder genügte . . . . .

An und für sich will ja solche Anhäufung von Zellen im großen Zellenstaate des menschlichen Leibes nicht viel bedeuten. In diesem unermeßlichen Gewimmel der Zellen verschwimmen diese zweiundsiebzigtausend noch mit wie eine Bagatelle. Die wenigsten Menschen machen sich ja einen Begriff davon, welche Längen herauskämen, wenn man sich überhaupt das gesamte

Zellmaterial unſeres Körpers glatt nebeneinander aufgereiht dächte. Die roten Blutkörperchen, die deinem Blute die rote Farbe geben und von denen jedes wenigſtens eine verkümmerte Zelle darſtellt, ſind noch viel kleiner als die einzelnen Eizellen, und mit bloßem Auge gewahrſt du bloß die rote Farbe am Blut, erkennſt aber keines der Einzelkörperchen. Aber ihre Zahl geht in dir allein bis auf fünfundzwanzig Milliarden. Und denkſt du dir dieſe fünfundzwanzig Milliarden roter Blutkörperchen ebenſo als Perlenſchnur aneinander gereiht, ſo kommt die ungeheuerliche Strecke jetzt heraus von rund zweihundert Kilometern, alſo mehr als die Kilometerlänge etwa der direkten Eiſenbahnlinie zwiſchen Berlin und Dresden.

Aber dieſe Maſſe der Blutkörperchen hat einen tiefen Sinn. Ihre enorme Fläche in den Menſchenleib hinein aufgewickelt und langſam immerzu wie an einer Walze durch die Lunge gezogen, giebt das rieſige Saugfeld ab, das den dir nötigen Sauerſtoff aus der Luft in ſich nimmt und damit dein ganzes Leben nährt und erhält. Bei jenen zahllos verpulverten Eiern iſt dagegen ein Zweck in dieſem Sinne nicht zu entdecken. Wohl aber ſtellt ſich gerade hier der Gedanke ein, welch köſtliches Gut an ſich gerade da verpulvert werde. In jeder dieſer Eizellen ſteckt nicht nur ein Individuum, ein Zellſeelchen, — es ſteckt darin jene konzentrierteſte Kraft des ganzen Elterndaſeins und aller Ahnenvergangenheit, — jene myſteriöſe Kraft, die gerade ſolche Eizelle befähigt, im günſtigen Falle (nach ihrer Vermählung mit der Samenzelle) einen ganzen neuen Menſchen wieder auf den Plan zu ſtellen. Körper wie Seele der Mutter, alles, was das Kind von der Mutter unmittelbar mitbekommt, liegen in dieſem Zellchen ſchon wie der Halm im Weizenkörnlein eingegraben. Ein winzigſtes Kryſtallſpiegelchen iſt dieſes lebendige Stäubchen Stoff, aber in dieſem Spiegel ſteht noch einmal das ganze rieſige Körperbild, — als wahrer Mikrokosmos enthält jedes dieſer Eiſtäubchen den ganzen Makrokosmos der Mutter und all ihrer Ahnen noch einmal

neu. Und so viel tausende und tausende gerade dieser köstlichen Zellen unentrinnbar dem Verderben geweiht!

Nimm die andere Seite, den männlichen Samen, und die graufige Phantasmagorie wächst.

Jene Maximalziffer von zwanzig Samentierchen pro Mann wirkt in Wahrheit wie ein schlechter Scherz gegenüber selbst der bescheidensten Leistungsfähigkeit eines gesunden Menschen. Laß deinen Geist noch einmal wandern. Zu jenem Bilde des lebendigen Samentröpfleins unter dem Mikroskop. In dem einen Tröpfchen zieht eine Milchstraße zuckender, wimmelnder Samenzellchen dir vorüber. Das drängt sich und wirbelt und stößt, — was sind deine angesetzten zwanzig in diesem kleinen Hexenkessel der Homunkuli.] Und nun: das Vergrößerungsfeld deines Mikroskops faßt vom Tropfen, den du mit bloßem Auge deutlich als solchen siehst, blos erst einen Ausschnitt, — giebt gleichsam eine Stichprobe. Durch den ganzen großen Tropfen zittert das gleiche Leben. Dieser Tropfen aber ist selbst nur wieder ein geringer Teil der ganzen lebendigen Welle, die bei einem einzigen Geschlechtsakt einem reifen Manne entströmt. Diese Welle durchwimmeln die Samenzellen in entsprechender Fülle, viel enger gedrängt, als die jungen Fischlein im grünen Krystall dieser wohligen Bucht, auf der die Frühlingssonne brennt. Solcher Geschlechtsakte aber ist dieser Mann einer schier endlosen Kette fähig. Ja er ist nicht bloß dazu fähig. Sondern seine innerste Natur treibt ihn, zwingt ihn dazu. Ein winzigster Bruchteil jenes einen Tröpfleins würde genügen, um die angenommene Riesenzahl von zwanzig Kindern zu erzeugen. In ihm aber hebt und hebt sich diese ganze Welle immer wieder neu. Gieb ihm nur dreißig Jahre der vollkommenen, der hochblühenden Reife meinetwegen wie dem Weibe. Aber in diesen dreißig Jahren regt sich in ihm die Kraft nicht bloß dreißigmal, sie regt sich allermindestens wöchentlich einmal darin. Das giebt zweiundfünfzig Wochen in jedem Jahr, — im ganzen also fünfzehnhundertundsechzigmal. Für ihn giebt es keine

Pauſen, auch wenn der Akt der wahren Zellmiſchung einmal ſtattgefunden hat, denn die Dauerliebe berührt ihn in dieſem Punkte nicht mehr. Er wandert fort von dem einen Weibe, wo der heilige Naturzweck ſich erfüllt hat, und die Kraft iſt faſt augenblicklich von neuem da, mit ihrer ganzen Siegergewalt, ihrem allfortreißenden Zwang und ihrer Gewißheit neuer Siege, ſobald nur die rechte Gelegenheit vom Weibe her gegeben iſt.

In dieſem Falle iſt das Mißverhältnis zwiſchen Zwang und Zweck ſo ungeheuerlich, daß es den Menſchen zum Denken genötigt hat, ſo lange er überhaupt denken kann. Lange, ehe man von dem Verſchwendungs-Myſterium beim Weibe auch nur eine Ahnung beſaß. Beim Weibe vollzieht ſich das alles ja geheimnisvoll innerlich. Man kannte weder die Eierſtöcke, noch das Ei ſelbſt. Und man ahnte nicht, was die Menſtruation bedeutete. Aber in ſchlichteſter Praxis hatte man der Weisheit des Leibes abgelernt, daß der Mannesſamen unbedingt nötig ſei, um ein Kind zu erzeugen. Jahrtauſende lang glaubte man ſogar, das Weib ſei bloß das ſchwarze nährende Erdreich, in das der Mann durch ſeine Kraft erſt die wahre göttliche Blume pflanze. Im Samentierchen hat man noch vor zweihundert Jahren ein ganzes Menſchlein, einen wahren Homunkulus gegeſucht, der im Mutterleibe ſich nur auswickeln und wachſen ſollte. Aber je höher man ſich dieſe Ahnung nun treiben mochte und bis in was immer für Mißverſtändniſſe hinein: um ſo furchtbarer mußte die Vergeudung jetzt gerade dieſes koſtbaren Samens vor Augen treten.

Du kennſt das herrliche Bild aus dem indiſchen Evangelium: wie Buddha der Königsſohn in der Fülle ſeines Lebensmaies ſich aus den heißen braunen Armen ſeines ſchönen jungen Weibes ringt und in ſeliger Läſſigkeit auf goldenem Wagen durch den Blütenmorgen dahinfährt. Da ſitzt am heiligen Strom, in dem die Sonne wie eine nackte Königin mit ſchimmerndem Goldhaar badet und die roten Lotosblumen ſchwanken, ein blinder Greis mit kahlem Schädel und gekrümmten Gliedern und bejammert ſein Alter. Und im kühlen Märchenſchatten des rieſigen Banyanenbaumes, von dem die Luftwurzeln wie ſchwarze Tempelſäulen niederſteigen, liegt ein Todkranker und ſtöhnt und ein Peſthauch geht von den Schwären ſeines Leibes aus. Und wie der Wagenlenker die Roſſe eilig wegpeitſcht von dieſem Ort des Grauens, da hemmt draußen im vollen Blütenzauber und Himmelsglanz ein ſchweigender Zug den Königswagen: ſie tragen einen Toten zum Begräbnisplatz. Da ſteigt Buddha herab von ſeinem goldenen Wagen und wirft ſich in den Staub, denn er hat das Elend der Welt erkannt. Und er verläßt Krone, Weib und Kind und zieht in die Wüſte, um nachzuſinnen . . . . . Aber dieſer Königsſohn der Menſchheit hätte das Lager ſeines jungen Weibes gar nicht zu verlaſſen brauchen. An den Hekatomben ſeiner eigenen verſchwendeten Samenzellen hätte er den furchtbaren Ernſt der Weltenfrage ebenſo ſchon lernen können.

Tauſende von Akten mit dem Weibe, — und die ganze Welle mit ihrer unendlichen Lebensfracht, in der jedes Stäubchen die Bilder und Traditionen von Jahrmillionen trägt, tauſendmal ins Nichts verſchäumt, mit ihren tauſend uralten Seelchen jede am unfruchtbaren Strande zerfloſſen gleich einem Wellenſtoß der wirklichen Meeresflut, die ihre Muſcheltiere und Quallen und Seeſterne hilflos auf dem Sande läßt, bis die glühende Sonne ſie auftrocknet oder der herbe Seewind ſie zum bleichen Gerippchen dörrt. Verſchmachtende, erblindende Greiſennot, unerbittliche Todeskrankheit und ein nicht enden-

der Leichenzug jeder einzelne treue, heiße, vom Licht und Blütenduft eines Königslagers umſchmeichelte Liebesakt . . . . . Und wenn von den tauſend und tauſend Wellen ſelbſt eine die wahre Lotosblüte trifft, die heilige Blüte mit dem Lebensei, — noch in dieſer höchſten Welle ſelber nur ein Stäubchen, das die Blüte faßt, — ſelbſt hier noch eine letzte Hekatombe anderer, die auf dem Berge ſtehen und die Stadt des Lichtes blinken ſehen mit ihren Golddächern — und doch noch der Ritter des Märchens werden, der hundert Drachen erſchlug und doch noch vom hundertundeinten gefreſſen wurde, weil ſeine Urahne im zwanzigſten Gliede nicht Roſamunde hieß.

Buddah der Grübler müßte aber noch mehr denken.

Welch „großer Aufwand, ſchmählich! iſt verthan", mit Mephiſtos Wort, um alle dieſe ſcheinbar ſinnloſen Verſchwendungen dem Menſchen auch noch geradezu abzulocken und abzutrotzen!

Mit dem Geſchlechtsakt verbindet ſich, dir wohlbekannt, eine ungeheure, geheimnisvolle Süße. Das Nervengewitter der Wolluſt. Eine wilde, man möchte ſagen, faſt barbariſch wilde Luſtempfindung ſchlägt in ſtürmiſcher Welle über dir zuſammen. Wie ein hilfloſes Schiff, das der Strudel packt, ſchlingt dich dieſes Gefühl in ſeinen Abgrund hinab. Du brauchſt bloß daran zu denken und dich faßt es ſchon leiſe vibrierend wie der lockende Schwindel ſolchen willenloſen Verſinkens. Die Welt zerflattert wie Wolkenrauch da oben. Und all dein Sein ſtürzt in trunkener Hingabe in die heilige Purpurtiefe ab.

Eine reine Naturempfindung. Fern deinem bewußten Denken. Ein plötzliches Aufleben deines phyſiſchen Untergrundes, den du bisher nur merkteſt, wenn er dir Schmerzen wie Kraken und Seeungeheuer auf deinen Geiſtesſtrand hinauftrieb, der aber jetzt auf einmal dich in einer lavaheißen Luſtwelle gegen die Sterne drückt. Dieſes ganze Dunkelgebiet der „Natur" tief unter deinem Bewußtſein jäh heraufſtoßend. Und der Stoß iſt Luſt. Du hängſt machtlos und beſeligt zu-

gleich darin wie ein Baumblatt, das nicht wandern und nicht reden kann, zu dem ſich aber die goldene Sonne in tiefem Weltverhängnis von ſelber hingefunden hat. Und das nun glühend aufſchauert unter dem niederſtürzenden Regen von Licht, Wärme, Himmelsblau.

Doch der Sturm verrauſcht. Du ſitzt wieder auf dem dürren Strand. Dem Strande deines Denkens. Und du denkſt. Buddah ſtützt die Stirn auf die Hand. Seltſamkeit der Seltſamkeiten!

Dieſe glutheiße, blutrote Nervenprämie da unten zahlt wohl der Geſchlechtsakt. Aber nicht, wohlverſtanden, der wahre Zeugungsakt.

Es wäre in der Logik wieder ſo abſolut ſelbſtverſtändlich, daß die Dinge umgekehrt lägen. Die Zeugung war nötig. Sagen wir: nach göttlichem Gebot. Damit der Baum der Menſchheit wachſe, nachdem ſein Samenkorn einmal in die Zeit geworfen war. Jetzt als Prämie dieſer Zeugung wurde die Wolluſt erſchaffen. Als Prämie, die mit Siegergewalt die Geſchlechter zu einander zwang, — ſtärker als all ihr Denken. Wie einfach: der Moment der wahrhaft vollzogenen Zeugung mußte auch die Wolluſtempfindungen bei Mann wie Weib auslöſen. Alſo der Moment, da die Samenzelle ſich mit der Eizelle miſchte, oder in jener Sprache, die wir uns vorhin gebildet: die Wolluſt mußte regelmäßig zuſammenfallen mit der echten Miſchliebe.

Seltſamkeit der Seltſamkeiten! Es fällt der Wolluſt gar nicht ein, ſich dieſer Logik zu fügen. Mit der tief verborgenen, nachträglichen Miſchung von Eizelle und Samenzelle hat ſie überhaupt nichts zu thun. Gerade ſie macht nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen einem Geſchlechtsakt, der wirklich Miſchliebe wird, und einem, der hoffnungslos in der Diſtanceliebe ſtecken bleibt. Und ſie eben hat am meiſten dazu beigetragen, daß die feine aber ſcharfe Grenzlinie zwiſchen Miſchakt und Diſtanceakt unſerem Erkennen ſich immer wieder verwiſcht hat. Genau

ſo gut iſt vor ihr ein Geſchlechtsakt, bei dem die letzte Diſtance zwiſchen Eizelle und Samenzelle nie und nimmermehr genommen werden kann, — wie einer, aus dem wirklich ein neues Menſchlein entſprießt.

Der Königsſohn am Lotosufer eint ſich ſeiner jungen Geliebten. Über die beiden rinnt der Schauer jenes tiefſten Seligkeitsempfindens. Als ſei das Individuum tot. Und dieſer Tod ſei neues Leben. Leben in einer höheren Sonne, einem neuen Licht.

Aber die Natur zahlt dieſe Prämie beim Manne auf die körperliche Trennung einfach von ſeinen Samenzellen, — auf die kleine Menſchenmilchſtraße, die ſich in wilder Strömung von ihm reißt, als wolle ſie hinausſtürzen ins freie All. Ja mag ſie hinausſtürzen! Wohin ſie kommt, iſt dem Gefühl ſelber ganz gleichgültig. Beim Weibe ſteht die Prämie, ſagen wir immerhin einmal: auf dem Moment der erſten, gröbſten Aufnahme dieſer Lebenswelle, — auf dem Moment, da die fremde Milchſtraße mit ihren tauſend winzigen Sternpünktlein das große Sternbild ſeiner Weibes-Individualität überhaupt irgendwie ſchneidet. Streng genommen iſt ſelbſt das nicht ſcharf zu behaupten. So dunkel liegen die Dinge hier. Der Zwiſt der Meinungen bleibt möglich in noch viel loſerem Sinne. Aber einerlei.

Sicher iſt: es kann gut und gern in dem gleichen Momente hier ſo ſein, daß der geſamte Eierſtock des Weibes mit ſeiner Rieſenzahl von Eiern überhaupt keine einzige befruchtungsfähige Eizelle der Samenwelle von innen her entgegengeſandt hat. Es kann ebenſogut ſein, daß in der Gebärmutter dieſes Weibes zu derſelben Zeit längſt ein junges Menſchlein wie eine liebe Lotosknoſpe auf den Waſſern ſchwimmt und mit dem behaglichen Recht des Beſitzes alle Straßen zu einer Neuzeugung ſperrt. Und was der Gründe mehr ſein mögen, die allen eindringenden Samentierchen den Todesbrief mitgeben können, ob auch der Mann ſie noch ſo ſorglos als heitere Wanderer entlaſſe und

das Weib sie ebenso sorglos bei sich aufnehme zu trostloser Kerkerhaft und elendem Hungertod. Bis auf jene künstliche Wand einer Fischblase. Und doch die Prämie ausgezahlt in tausend und tausend Fällen, mit voller Kraft, der Blitz des Gefühls losstürmend auf seiner Bahn, der Rausch triumphierend, allgewaltig, Herr über zwei ganze Menschen, daß ihr Denken zerbricht und ihre Seelen hinströmen als seien sie plötzlich Sonne geworden, Licht, Naturkraft, Sphärenharmonie, das All selber, das sich in einem Höheren genießt, als bloß Seele und Leib in Zeit und Raum . . . . .

Credo, quia absurdum.

Und dann Buddha auf seinem Königslager, dann mag er träumen, was an diesen Dingen noch wieder hängt. Einmal die Wollust ins Blaue hinaus befreit von dem echten Zeugungsakt, setzt die ganze pedantische Folgerichtigkeit der Natur ja auch hier ein, — die Logik, die, wenn schon einmal Berge eine Maus gebären sollen, jetzt auch einen Gaurisankar in Mäusen auszahlt. Ein unermeßliches Sehnen nach Wollust rauscht durch den großen grünen Blätterwald der Menschheit, durch jeden Frühlingswald einer neuen Generation neu, durch die Jahrtausende so und die Jahrtausende. Aber diese Wollust peitscht auch nun wirklich Milliarden und aber Milliarden von Liebespaaren zu einander, bei denen jeder Gedanke an wahre Zeugung Absurdität ist. Unfruchtbare, Schwangere, durch Zufall der Stunde Versagende bei den Weibern, über alle rauscht doch der Sturm. Sie alle reißt der Taumel der Sehnsucht allein nach jenem anderen hin, das auch ohne Zeugung zu gewinnen ist, nach der Wollust. Und in diesen Wirbel hinein entlädt sich jetzt jene wahnsinnige Überproduktion der

Samenzellen des Mannes, von der wir geredet haben. Hier stürzen die Hekatomben hinab, die alle ohne jeden vagsten Streifen von Hoffnungsrot dem sicheren Verderben geweiht sind. Milliarden und Milliarden Akte, deren Sinn die Wollust ist und überhaupt nicht mehr die Zeugung. An diesem neuen Sinn aber sterbend Milchstraßen um Milchstraßen sehnenden Lebens, — in jedem verschmachtenden Samentierchen eine Welt.

Und ein dumpfes Ahnen durchbebt die Menschheit, daß wirklich in diesem neuen Sinn ein Unsinn sei. Alle Schranken verschieben sich. Nachdem die Wollust sich im Akte selbst von der Mischliebe losgesagt und der Distanceliebe als einer gleichberechtigten verschworen hat, erhebt sich diese Distanceliebe über sie zur Despotin in den wunderlichsten Akten eigenster Erfindung, die nicht einmal mehr das äußere Bild wahren. Auf einsam verschlagener Lebensplanke entdecken arme Seelen, daß die Wollust sich sogar finden läßt ohne ein zweites Wesen. Ganz allein. Oder es wird ein wahrer Mummenschanz erfunden eines karikierten Mischaktes mit einem zweiten Wesen gleichen Geschlechts. Zwischen Mann und Mann. Weib und Weib. Es ist im Grunde nur zu selbstverständlich, daß es bis dahin kommt. Wehe, wenn sie losgelassen, — eine Zauberin von solcher Kraft, wie die Wollust. Losgelassen vom goldenen Anker eines Sinnes im Zeugungsleben. Du hast gut verdammen in dieser Linie. Das eine sei die tiefste moralische Schande. Und das andere laufe gar gegen das Strafgesetzbuch im modernen Staate an. Mit solchen Reden kommst du aber in der Philosophie nicht einen Schritt weiter. Du sollst begreifen. Aus solchem Begreifen rinnt unendliches Mitleid. Aber selbst dieses Mitleid giebt noch nicht die rechte Stellung. Du sollst die Tragödie begreifen in ihrer ganzen Wucht, die selbst mit dem weichen Mitleid nicht mehr zu fassen ist. Den Prometheus sollst du sehen, den armen, nackten, blutenden Prometheus Mensch, der hier angeschmiedet liegt auf dem messerscharfen Felsen eines Widerspruchs. Nicht der Mensch hat

das Absurde geschaffen, sondern die Absurdität hat ihn zwischen ihre Gespensterschenkel gepreßt wie der Währwolf der Sage und den Keuchenden zu Schanden geritten. O, er hat gekämpft dagegen, dieser Mensch, — genug gekämpft für sein Teil.

Schlage das ungeheure Buch auf, die wahre Bibel: die Kulturgeschichte. Da siehst du grell genug den Moment, da in dem Menschen dunkel etwas aufschauerte. Ein dumpfes Ahnen von einem Zweierlei. Dem wahren heiligen Zeugungsakt. Und der wilden Jagd nach einem noch besonders vorhandenen Seligkeitsrausch, der in Millionen Fällen die Lebenswelle ins Blaue, ins Nichts verthat. Das kam wie ein furchtbares Erschrecken. Sicher wohl ist es zuerst vor jenen ganz sinnlosen Akten der Onanie und Päderastie aufgeblitzt. Dann aber wühlte es weiter. Umspann mit seiner Frage auch Mann und Weib. Hier geht die Schrift in blutigen Lettern weiter.

Der Mensch im Meer des Widerspruchs griff nach einer Planke. Er schuf sich einen Sinn. Die Wollust war ihm auf einmal Satanswerk, eine Zuthat des Teufels, die Gottes Lebenswerk umlagerte. Wollust hieß Sünde. Wo sie ohne den Zeugungsakt aufwallte, da reckte Satanas vor allem sichtbar die Klaue vor. Und wer ihr nachgab, wer sie nur nannte als etwas Seliges, — der stürzte in schwarzer Sünde von Fall zu Fall, durch alle Stockwerke moralischer, sozialer Verachtung. Die rote Hölle brannte in der roten Sinnenglut. Von hier ist es gekommen, daß der Leib, der nackte Leib als Gefäß der Wollust schon zur Sünde, zum Sündenleibe wurde. Und schließlich kam dann doch auch von hier der tiefste Zweifel: wenn die Wollust Sünde war überall da, wo sie von der Zeugung getrennt auftrat: war sie dann nicht auch Sünde im Zeugungsakte selbst, — und war dieser Akt nicht in sich verderbt, von der Sünde angefressen bis ins Mark, weil er nicht ohne sie bestehen konnte? Immer blutigere Schrift. Die Geißel des Asketen knattert, der sein Fleisch kasteit. Arme

Menſchheit. Dieſe Moral mit ihrer Sündenlehre war erſt recht der Geier, der dem Prometheus jetzt die Leber fraß.

Und was half das alles.

Buddha hat ſich kaſteit, daß das rote Blut zu den Wänden aufgeſpritzt iſt. Fort mit dieſem heißen Blute! Der klare bewußte Geiſt verwirft die Wolluſt. Er will ſich nicht mehr verſchlingen laſſen von der Welle ſeines rohen Naturgrundes. Mag die Menſchheit lieber im ganzen inne halten, mag ſie wieder fortgefegt werden von der Weltentafel wie ein Phantom. Ein hoher Frieden naht. Die Sehnſucht nach Wolluſt iſt erſtorben. Und damit iſt alles hin, was an ſcheußlichen Konſequenzen kam. Ein welkes Blatt liegt der gequälte Körper zu Füßen dem Sieger, dem Geiſt . . . .

Aber auch durch dieſen Geiſt zittert Müdigkeit. Mag er den Lohn einheimſen. Nach ſo viel Arbeit jetzt ſelber ruhen. Es iſt ja der Schlaf des Siegers, der überwunden hat. Und Buddha ſinkt auf ſein Büßerlager und ſchläft. Armer Thor! Der Schlaf iſt ja ſelber nichts anderes als ein Einſinken in jenen großen Untergrund des Individuums, dem auch die Wolluſt entſtammt. Buddha ſchläft. Die Außenſinne ſchweigen, wie mit ſchwarzen Tüchern verhängt. Aber jetzt wird's von innen hell. Der Traum tritt auf die verſchloſſene Bühne. Und er zündet mit kühler Geiſterhand die Lampen an und bringt alles zurück. Ein Zauberer, der alle Siegel löſt, Schlöſſer ſprengt, Ketten bricht. Da kommen die Befreiten. Der Leib. Der nackte Leib. Das Weib. Liebend. Geliebt. Schließlich vielleicht ſogar die äußerſten Geſpenſter; der verwegene Troſt des Einſamen; das andere Weſen gleichen Geſchlechts. Und die Halluzination greift durch den Körper einfach hindurch, —. mit einer Einheitsgewalt, die der wache Geiſt nie erreichen könnte. Sie fragt nicht, ſie philoſophiert nicht und moraliſiert nicht, — ſie handelt. Mit ſtrengem, geradem, zielſicheren Geiſterſchritt holt ſie den Körper. Eins, zwei, drei, hat ſie ihn da, wo ſie ihn haben will. Die

männliche Lebenswelle fiedet auf — und entſtrömt. Und zugleich ſtürzt das ganze Individuum in die volle Rotglut der ſtärkſten Wolluſtempfindung. Armer Asket, der mit einem Dämon ringen wollte, der Orionſterne zu Kränzen windet. Und er ſollte dir nicht ein paar Samenzellen abnehmen können, die er vergeuden will . . . . . .

Ja, will. Und wenn wir die Wolluſt mit Stumpf und Stiel ausgerottet, unter Mühlſteinen begraben und wie einen Vampyr noch im Grabe gepfählt hätten: die Natur in uns verſchwendete doch mit triumphierender Gewalt. Und Buddhas letzter Gedanke müßte ſein, daß wir ſogar gar nicht in dieſer Weiſe auf das Luſtgefühl losſchlagen dürfen, wenn uns an der Zeugung ſelber liegt.

Denn ob das Gefühl auch von der unabhängig ſeine Rolle noch ſo üppig ſpiele, in die wildeſten Irrgärten hinein: es fragt ſich, ob *überhaupt* noch ein Geſchlechtsakt und damit alſo auch die einfachſte Vorausſetzung irgend welcher echten Zeugung irgendwo zu ſtande käme *ohne* die Wolluſt? Vor des Denkers Blick ſteigt in letzter, banger Viſion auf, was dieſen Akt an Widerſtrebendem alles ſonſt umgiebt, an Dingen, die nicht lockend, ſondern als wahre Schreckniſſe erſcheinen.

Der höchſte, heiligſte Akt im Fortleben der Menſchheit, dieſer Geſchlechtsakt. Alles Köſtlichſte, was der Menſch zu bieten hat, ſollte von Rechtes wegen auf ihn gehäuft ſein. Die Dichtung, die Kunſt hat es wohl ſo geträumt. In einer Goldwelle, die wie Sonnenglaſt verklärend vom Himmel her ihr ganzes Sein durchdringt, ſinkt Zeus in die Jungfrau. Warum konnte es nicht ſein, daß der bannende Strahl des liebenden Auges die Kraftwelle vom Manne zum Weibe trug, vom Auge ins Auge, — die Welle, die den letzten Energieeinſchlag gab zur Entwickelung eines neuen Menſchen? Warum, wenn denn zwei Zellen dazu ſich körperlich miſchen ſollten, löſte ſich nicht im Drucke der Hand ein einzelnes Manneszellchen und wanderte über in den Zellverband des Weibes?

Ein Blick in echter Liebe, ein Händedruck in ſtarker Empfindung, daß wir „zwei“ ſein wollten und doch eins, ein Liebes-Individuum, — und die Uhr wäre aufgezogen und arbeitete leiſe tickend das Kind dieſer Liebe aus bis zum Stundenſchlage der Geburt . . . . . Und dieſes Liebeskind, warum ſollte es nicht reifen inmitten der reinſten Leibesſchöne der Mutter? Warum ſollte es nicht blühen aus ihr wie eine liebliche bunte Blume, eine Roſe, die etwa zwiſchen ihren weißen Brüſten keimte und ſich rötete? Oder ſich von ihrer brennenden Lippe löſen wie ein großes Segenswort, ein Heilſpruch der Menſchheit, den ja ein ſolches neues Kindlein wirklich darſtellt? Immer, wenn der Menſch ſich eine kindlich reine Inſel der Seligen ausgemalt hat, hat er geträumt, daß auch die Schaffung, das Werden des neuen Menſchen irgendwie dort ſo ſein müſſe. In einem blauen See lagen die Kleinen und ein luſtiger Vogel trug ſie den Eltern zu. Oder eine rote Lotosblüte öffnete ſich zu einem Kindergeſicht. Oder eine jungfräulich ſchöne Göttin ſtieg an einem Jubelmorgen in nackter Reine aus dem Schaum der See. Oder aus dem zerſpaltenen Denkerhaupte eines weltgebietenden Mannes ſprang wie ein Geiſteskind Pallas Athene hervor.

Nun der wirkliche Hergang.

Credo, quia absurdum!

Giebt es eine abſurdere, unglaublichere Thatſache, als daß der höchſte, heiligſte Liebesakt des Menſchen gebunden iſt an die Organe der Harnabſcheidung? Organe, durch die alltäglich eine der häßlichen Kloaken des Leibes abfließt. Der feinſte, höchſte, edelſte Extrakt alles Menſchentums der Jahrtauſende ſtrömt ein und aus durch dieſelbe Pforte, die einen übelriechenden Abfallsſtoff der Nahrung, den die Individualität des Einzelmenſchen entrüſtet zurückgewieſen hat, gewohnheitsmäßig wieder hinausbefördert. Der Abgeſandte des fortſchaffenden Weltprinzips, der wahre große Dichter des ewigen Epos „Menſchheit“, der Atlas, der uns alle auf ſeiner ſtolzen Schulter

trägt: — ein- und auskriechend in der Menschheitsstadt durch den widerlichen Kanal einer Latrine in ein paar Zwischenmomenten, da die ekle Strömung, die gewohnheitsmäßig hierher gehört, knapp einmal pausiert . . . . . Groteskes Spiel!

Was mit diesen Ausfuhrstoffen zusammenhängt, das hat schon das höhere Tier als verhüllenswert erkannt. Der Hund verscharrt seinen Abfall. Im Menschen entwickelt sich hier ein besonderer Moralkodex, dessen natürliche Grundlagen so durchsichtig sind. Jeder weiß diese Dinge als notwendig. Aber sie sind das extremste Gegenteil von Gemeinschaftlichem. Wenn etwas, so hat jeder das möglichst mit sich allein abzumachen. Und nun die Forderung. Der höchste Liebesakt soll zu zweien gerade durch diese Harnwege gehen. Das Liebes-Individuum soll sich siphonophorisch schließen gerade an dieser scheußlichsten Stelle. Wer hat in seiner Jugend, als er naiv auch in diese Dinge hineinwuchs, nicht einmal den wirklich abscheulichen Moment gehabt, da ihm das zum erstenmal aufging: die ganze Sonnenherrlichkeit der Liebe soll sich hindurchwürgen durch diesen Akt zwischen zwei Harnorganen! Ausgespart gerade diesen von allen des Leibes. Die Seelen wollten verschmelzen im höchsten, heiligsten Akt, dem Akt, da die große Sehnsucht des Individuums endlich, endlich das All erreicht, das Höhere, die Menschheit, die Folge der Generationen, den wahren Übermenschen, der in Kind und Enkel und Urenkel über Millionen Jahre lebt und lebt, — und dieses Verschmelzen soll den Weg des Urins gehen. In der unbegreiflichsten, dem freien Göttergange des Menschen widersprechendsten Stellung. Unter allen möglichen mißlichen bis zum Lächerlichsten gesteigerten Begleitumständen.

Dann die Geburt! Die Schwangerschaft schon eine Entstellung des Weibes zu monströsester Unform. Das auftauchende Kind muß durch die gleiche häßliche Harnpforte wieder hinaus. Aber diese Pforte ist winzig zu seiner Größe. Schon das Losreißen im Innern erzeugt wilde Blutungen. In einem wahren Todeskampf, zwischen Blut und Wunden, ringt sich das

Kind dann endlich durch den ſchmalſten Spalt vor. Die Mutter liegt dabei wie eine Sterbende. Ihr Verzweiflungsſchrei iſt vielleicht der grellſte Laut, den menſchliche Stimme überhaupt hervorbringen kann. Was für ein liebliches Friedensbild iſt dagegen das bunte Ei, das der Vogel in ein warmes Neſtlein legt. Und das der kleine neue Geſelle wie ein Zuckerwerk von innen anknabbert, bis es bricht.

Den ganzen Kontraſt aber fühlſt du in einem jener köſtlichen Citronenhaine der Riviera. An den grünen Zweigen hängen ſüße weiße Blüten mit berauſchendem Duft und zugleich, nach dem Brauch dieſer Wunderkinder, goldene Früchte. In Blüte wie Frucht feiert der Baum den Sieg ſeiner Schönheit. Und dieſer weiße Blütenſtern iſt doch das Geſchlechtsglied, dieſer Goldball doch die reifende Frucht. Du ſtarrſt aus dem ſtillen Thal, durch das ſich Citronengarten um Citronengarten landeinwärts zieht, hinaus auf die hohe, blaue See, die wie ein ſanftes Auge im Ausſchnitt der Thalpforte ſchwimmt. Und dich ergreift die volle verzweifelte Unbegreiflichkeit deines Menſchentums.

Warum hat Gott ſeinen Menſchen nicht geſchaffen wie dieſe Citronenbäume hier? Warum iſt die Wange des Weibes nicht eine ſüße Blüte, auf der ein Kuß Leben zeugt? Und warum reift der König der Erde nicht auch in einem goldenen Heſperidenapfel? Credo, quia absurdum.

Geh in die Wüſte, heiliger Antonius.

„Blüh' auf, gefrorner Chriſt!
Der Mai iſt vor der Thür:
Du bleibeſt ewig tot,
Blühſt du nicht jetzt und hier."
Angelus Sileſius

Aber wir haben nicht die geringſte Luſt, in die Wüſte zu gehen. Wir wollen uns auf den Rücken legen und fröhlich in das goldgrüne Laub hinaufträumen.

Es giebt ja gar nicht jenes Zweierlei: jenen Gott, der den Menſchen ſo und ſo gut erſchaffen wollte; und dieſen armen Jammermenſchen, der nun gleichwohl ſo und ſo miſerabel geworden iſt. Es giebt nur eine Menſchheit, die ein uralter Kämpfer iſt. Was ſie hat, hat ſie aus ſich. Sie war einmal Nebelfleck, Sonne, Urzelle, Wurm und Fiſch. Und jetzt iſt ſie Menſch, nicht weil Gott ſie ſo geſchaffen hat, ſondern weil ihr Rieſenarm immer weiteres umgriffen hat, zum Nebelfleck die Sonne, zur Sonne die Urzelle, zur Urzelle den Wurm und zum Wurm den Fiſch. Und endlich auch den äußerſten Jahresring, den grünſten und letzten, — den du Menſch nennſt.

Alles was da hinſtürmt über dich als wahnſinniger Liebeswiderſpruch, — in allem iſt, wenn du ſie nur zu finden weißt, eine tiefe, ernſte, feierliche Melodie. Eine Friedensmelodie. Sie geht ganz in der Tiefe. Es rauſcht und rauſcht.

Geſchichte iſt es, was da unten rauſcht.

Deine Weltgeſchichte.

Mit dieſer Weltgeſchichte liegſt du auf deinem Liebeslager. Du ſtarrſt deinen nackten Körper als Zweifler an. Starrſt deine Geliebte an. Und du findeſt keine Antwort. Aber du mußt hindurch ſehen durch die beiden. Sieh den weißen Leib deiner Geliebten ſich leiſe, im Takte jener ſtill rauſchenden Melodie, auflöſen zum bläulichen Nebelfleck, ſieh ihn aufflammen als Sonne, abglühen zum roten Stern. Sieh ihn mit tauſend weichen Protoplasmafüßchen ſich hinziehen am Strande des älteſten Ozeans. Als vielgliederigen, braunen Wurm ſich ringeln, als ſilberſchuppigen Fiſch dahinſchießen, als grüne Eidechſe in der Sonne liegen. Und dann ſieh deine Liebe in alle das hinein. Die Teufelsmaske des Abſurden fällt. Du beteſt nicht mehr. Und fluchſt nicht mehr. Du begreifſt.

Jede jener „Abſurditäten“ iſt als Thatſache richtig. Aber jede dieſer Thatſachen iſt zugleich ein Wegweiſer zu einem Stück Geſchichte. Die Geſchichte als ſolche iſt nun niemals und nirgendwo eine Abſurdität. Sie liefert uns als Ganzes den höchſten Wert unſeres Lebens, die Grundlage aller Philoſophie: die große Hauptthatſache nämlich der fortſchreitenden Entwickelung. Ohne dieſe Geſchichtsbaſis wäre unſere Exiſtenz eine Dummheit, eine Seifenblaſe, ein Spuk. Wenn alſo etwas ſich in dieſe Geſchichte einordnet, ſo erſteht es uns ſogleich mit einem ganz anderen, einem verklärten Antlitz. Und zumal wenn es in unſerer eigenſten, engſten Menſchheitsgeſchichte uns auferſteht. Unter den heiligen

Banyanenbaum magſt du dich freilich hundert Jahre lang legen und auf Antwort warten, er wird es dir ſo nicht ſagen. In die ſchwarzen Urwaſſer mußt du dich werfen und durch Jahrmillionen tauchen. Bis Koralleninſeln ragen im blauen Meere Schwabens und der Ichthyoſaurus dich umſchwimmt. Und noch weiter zurück.

In jenen Tagen wurde der Grund gelegt zu dem, was wir Menſchen heute als Miſchliebe noch vor uns, noch in uns und durch uns haben. Und durchaus mit jener frühen Fundamentlegung hängen noch jetzt alle die Dinge zuſammen, die dich weiſen Buddha wie Teufelsfratzen auf deinem Liebeslager umſtarren.

Die erſte Abſurdität, die ſich äußerſt friedlich ſo löſt, iſt die ungeheure Samen- und Eierverſchwendung. Du biſt nicht als fertiges Kunſtwerk aus dem Atelier eines himmliſchen Phidias hervorgegangen. Deine Jugend lag bei den Rumpelſtilzchen. Du erinnerſt dich, was ich dir von denen erzählt habe. Jeder dieſer Ur-Rumpelſtilze, in denen während eines gewiſſen erſten Aktes der Lebensgeſchichte auch der Menſch noch reſtlos ſteckte, beſtand nur aus einer einzigen Zelle, ſtatt der Milliarden, die jetzt deinen Leib bauen. Wollten zwei Rumpelſtilze ein echtes Liebes-Individuum mit Miſchliebe bilden, ſo blieb ihnen keine andere Wahl, als ganz miteinander zu verſchmelzen, Leib mit Leib. Wie wenn du und deine Liebſte zuſammenſchmölzen und das Verſchmelzungsprodukt wäre jetzt das Kind. Die beiden machten einfach, was in deinem Miſchakt Samenzelle und Eizelle vollführen. Denn jedes Rumpel-

ſtilzchen war ja eben nur eine einzige Zelle, das eine gleich einer Samenzelle, das andere gleich einer Eizelle.

Erſt ſpäter kam der Zuſtand als weitere Entwickelungsſtufe auf, daß ſolche einzelligen Rumpelſtilze ſich gewohnheitsmäßig zu dicken Genoſſenſchaften zuſammenthaten. Es bildeten ſich Zellklumpen, die nach und nach zu regelrechten höheren Individuen auswuchſen. Und erſt bei dieſen Zellklumpen jetzt trat der Brauch ein, das Liebes-Individuum nicht mehr ganz durch Miſchung zu bilden, ſondern das Geſchäft der Miſchung gewiſſen gleichſam damit beauftragten Zellen beider Verbände zu überlaſſen. Es hing das wieder mit dem großen Prinzip der Arbeitsteilung zuſammen, das in dieſen Zellgenoſſenſchaften alsbald eine ſo große Rolle zu ſpielen begann. Die einen Zellen der Genoſſenſchaft legten ſich ja bloß aufs Freſſen, die anderen aufs Rudern oder Verteidigen und ſo fort, alle aber ſo, daß die Genoſſenſchaft mit davon profitierte. Auf dieſem Wege iſt auch dein verwickelter Menſchenleib ſchließlich entſtanden mit all ſeinen Organen, — eine rieſige Zellgenoſſenſchaft, in der eine Zellgruppe hauptſächlich atmet (die Lunge), eine verdaut (der Darm), eine den äußerlichen ſchützenden Abſchluß bildet (die Haut), und ſo weiter. Sehr früh, und noch zu einer Zeit, da du als Menſch vorläufig noch in ganz niedrigen Tieren, Zellklumpen anfänglichſter Art, ſteckteſt, iſt im Gefolge ſolcher Arbeitsteilung eine Gruppe von Zellen in jeder Genoſſenſchaft zu beſonderen Miſchliebeszellen gleichſam delegiert worden. Von Zeit zu Zeit wurden ſie einfach aus dem Verbande mehr oder minder grob herausgeworfen, jede einzeln für ſich, und mit dem ausgeſprochenen Sinn, daß ſie ſich ebenſolche Ausgeſandte eines anderen Verbandes zur Miſchliebe ſuchen ſollten. Einmal im Freien allein, unabhängig, fühlte jede dieſer Externzellen ſich wirklich auf den Urzuſtand des einſamen Rumpelſtilzchens zurückverſetzt. Sie wanderte nach deren altem Brauch oder wartete, bis ſo oder ſo eine fremde Genoſſenſchaftsdelegierte ſich zu ihr fand, —

mit der verſchmolz ſie dann, aus dem Schmelzprodukt aber ging nunmehr wieder eine ganze neue, junge Genoſſenſchaft hervor. Der Verſchmelzungsakt zweier Delegierten von verſchiedenen Verbänden muß erſt die eigentliche Kraft gegeben haben zu ſolcher neuen Hervorbringung. Schon die alten Einzelrumpelſtilzchen hatten ſich zu dem Zweck in zwei Sorten getrennt: kleine bewegliche, und größere, trägere, und es hatten beim Miſchakt gerade dieſe Extreme ſich bevorzugt. Das blieb auch jetzt in der Form, daß die großen Zellverbände zweierlei Sorten von Delegierten auszuſchicken pflegten: kleinere, hurtigere und größere, faule. Die einen zogen ſofort nach der Entlaſſung aus auf die Suche. Die anderen nahmen nur ein Stücklein Weges, ſaßen dann feſt und harrten, daß wer von drüben käme. Mit anderen Worten: es wurden ſchwänzelnde Samenzellen und behäbige Eizellen entſandt.

Anfangs produzierte jeder Verband beide Sorten zu freier Wahl. Nachher kam mehr und mehr als bequemer auf, daß man in dieſem Verband bloß noch fechtendes Samenvolk auf die Walze ſchickte und in jenem bloß noch harrende Eiprinzeßlein. Es war rationeller ſo, damit keine Verwechslungen zwiſchen Geſchwiſtern aus demſelben Stammverband einträten. Es miſchten ſich ſtets nur Samenzelle und Eizelle, bei denen aber war es dann gewiß, daß ſie nicht aus derſelben Burg ſtammten, wenn jede Burg konſequent nur entweder Samen oder Eier erzeugte.

Doch das haben wir früher alles ſchon durchgeſprochen und ich rufe dir nur die große Linie ins Gedächtnis, — mit dem hier hauptſächlichen Vermerk, daß es auch beim Menſchen auf einer beſtimmten Vorfahrenſtufe genau ſo angefangen hat.

Nun aber zum wichtigſten weiteren Punkt als Konſequenz. Wenn du dir die Vorfahren des Menſchen auf dieſer Stufe angelangt denkſt, getrennt in männliche Zellverbände, die bloß Samen ausſchickten, und weibliche, die bloß Eier entſandten, — ſo wäre ſtreng genommen ſchon hier die Rechnung richtig ge-

weſen: daß zum Zwecke der Arterhaltung jedes Weib bloß juſt geſpart zwei Eier und jeder Mann zwei Samentierchen auf die Walze zu ſchicken brauchte. Vorausgeſetzt, daß dieſe beiden Samenzellen zwei fremde Eizellen wirklich abfaßten und dieſe beiden Eizellen dito zwei fremde Samenzellen. Dieſe Vorausſetzung aber unterlag hier ebenſo offenbar einer hartnäckigen Schwierigkeit, maßen deſſen nämlich Samenzellen wie Eizellen einfach auf gut Glück ins Blaue geworfen wurden mit der allgemeinen Parole „Suchet und habt Erfolg — oder auch nicht". Von einer „Begattung" zwiſchen männlichem und weiblichem Tier war noch ſchlechterdings keine Rede. Die Eier traten bei der einen Partei einfach automatiſch aus wie, na ſagen wir wenigſtens ungefähr ſo, wie ein Ei heute bei einer unberührten Jungfrau. Auch ohne jede Begattung löſt ſich da zu beſtimmter Zeit ja ein Ei vom Eierſtock und wandert im Leibesinneren ein Stück weit, bei welcher Gelegenheit die Menſtruation erfolgt. Du brauchſt dir bloß auszumalen, daß das Ei dieſes Mädchens vollkommen lebensfähig nicht bloß den Eileiter und die Gebärmutter paſſierte, wie es wirklich der Fall iſt, ſondern auch noch die Scheide und die äußere Scheidenpforte, und daß es ſchließlich ganz für ſich in ſeiner faſt unſichtbaren Punktgeſtalt in die offene Welt hinausſpazierte, — ſo haſt du den völlig ähnlichen Hergang. Bei der anderen Partei aber traten ebenſo die Samen aus wie ſie einen einſamen, vom Weibe fernen Mann heute verlaſſen, ſagen wir, bei einem onaniſtiſchen Akt oder auch etwas naturgemäßer durch eine jener vorhin beſprochenen Pollutionen infolge eines erregten nächtlichen Traumes.

Nun male dir mit dieſen Bildern klar aus. Jene älteren Vorfahren, in denen damals der Menſch von heute noch ſteckte, lebten im Waſſer. Du erinnerſt dich: erſt in der Gegend des Molchfiſches und Amphibiums ſind deine Ahnen zum erſtenmal ans Land geſtiegen. Alles frühere atmete und durchſchwamm oder durchkroch Waſſer, ſchönes helles grünes

Meerwasser. Das Meer ist nun riesig und flutet von Erdteil zu Erdteil. Soweit wollen wir gewiß uns nicht die Männlein und Weiblein des damaligen wurm- oder fischähnlichen Vormenschen voneinander getrennt denken. Mögen sie sich selbst so nahe gewesen sein, wie etwa ein Mann und ein Weib, die mit zwei Armbreiten Spielraum an einer gemeinsamen Badestelle nebeneinander schwimmen. Jetzt denke dir aber, es soll mitten auch bei diesem Schwimmen von dem Weibe sich ein einziges punktgroßes lebendes Eilein und von dem Manne ein einziges, mikroskopisch kleines, nur ein zwanzigstel eines Millimeters langes Samentierchen frei ins rauschende Wasser hinein lösen. Ei wie Samentierchen sollen zwar die gute Eigenschaft vollauf besitzen, daß sie sich im kalten Salzwasser fidel erhalten können. Aber werden sie jemals zusammenkommen? Die Wahrscheinlichkeit ist sicher noch viel geringer als die für zwei Flöhe in einem Heuschober. Viel geringer, denn das unablässig bewegte Wasser wird sie auch noch auseinandertragen.

Die Wahrscheinlichkeit würde indessen beträchtlich wachsen, wenn du dir dächtest, es gingen nicht eins, sondern hundert, oder tausend oder zehntausend Samentierchen ab. Oder es vermehrte sich auch die Zahl der Eier. Je mehr, je besser. Wenn erst die Zahl der beliebig ausgeströmten Geschlechtszellen anfinge, etwa den ganzen trennenden Kubikmeter Wasser zwischen den beiden Schwimmern mehr oder minder in dichter Wolke zu erfüllen, wäre eine Art Gewißheit erreicht, daß nicht nur die nötige einmalige Mischung zweier Zellen stattfände, sondern sehr wahrscheinlich noch eine Masse Überproduktion an Zeugung. Auch diese Überproduktion könnte aber sehr erwünscht sein, im Falle es sich um ein stark verfolgtes Wesen handelt, dessen Sterbeziffer beständig rapid anwächst, so daß die Zeugung auch gleichsam im Quadrat nach muß.

Das jetzt ist die Situation, wo die Natur zuerst angefangen hat mit der „Verschwendung" der Geschlechtsstoffe. Aus der Logik der Situation heraus ist es aber hier gar keine

Verschwendung. Die geschlechtliche Zeugung an sich bestand eben schon. Samenzelle mußte zu Eizelle. Aber die körperliche Begattung war gleichzeitig noch nicht erfunden. Die Geschlechtsstoffe gingen dem Manne wie Weibe jedem einzeln wie Pollutionen oder Menstruationsblut ab. Einziger Ausweg: die Masse dieser Ausscheidungen mußte so vergrößert werden, daß die Ströme draußen doch noch ziemlich sicher zusammenflossen. Oder mit anderen Worten: die uralte Grundthatsache der Mischliebe bestand schon als Gesetz. Aber jener letzte, äußerste, engste Akt der Distanceliebe, die Begattung, fehlte noch. Samentierchen und Ei, ins Freie hinausgeworfen, hatten ein unvergleichlich viel größeres Distancestück noch selbständig zu nehmen. So wurde ihre Zahl ins gewaltige vergrößert, auf daß, wenn tausend Pioniere den Nordpol auf ihrer schweren Expedition nicht erreichten, doch der tausendunderste wenigstens hinkomme.

Es mischten sich zweifellos noch andere Motive ein, die der Zahlvergrößerung ohnehin günstig sein mußten. So jenes schon gestreifte, das eine möglichst große Zahl von wirklichen Befruchtungen erwünscht erscheinen ließ. Die befruchteten Eier, die nicht im Mutterleibe, sondern im freien Wasser vom ersten Tage an reiften, waren den vielfältigsten Gefahren ausgesetzt. Junge Tiere, schutzlos sofort umherirrend ohne Elternpflege, gingen tausend- und tausendfach wieder ein, ehe sie selber zur Fortpflanzung kamen. So mußte jeder Akt möglichst weit für die Zukunft vorsorgen, wenigstens das Ideal auch einer wirklichen Massenzeugung hochhalten. Dieser Gesichtspunkt mußte besonders dazu führen, daß nicht bloß die Samenzahl möglichst üppig vermehrt wurde, sondern auch die der Eier.

Dann mag aber etwas sehr Geheimes noch mitgespielt haben, dessen Geheimfächer wir freilich heute noch so gut wie gar nicht durchschauen. Ist es bloß reiner Zufall, wenn von tausendundeinen Nordpolfahrern grade einer hinkommt? Ist dieser tausendunderste Glücksfahrer nicht am Ende doch das größte Genie von allen, das spezielle Nordpolgenie? Etwa der, der am besten Strapazen bestimmter Art vertragen konnte? Oder eine bestimmte Sorte Geistesgegenwart gerade besaß? Oder am schlauesten voraus rechnete? Wohl, es kann auch Zufall sein. Aber bei Nansen zum Beispiel war der Erfolg ganz gewiß keiner, sondern es waltete eine Art gerechter Auslese. Nansen war schlauer und gesünder zugleich als seine Vorgänger. So etwas kann nun auch für jene Samentierchen zutreffen. Indem eine Masse hingeworfen wird, ist immerhin wenigstens möglich, daß wesentlich die Besten, das heißt die Dauerhaftesten, Zählebigsten, Energischsten zum Ziel kommen. Jedes so offen ausgestreute Sämlingchen ist ja für die Zeit seiner Eisuche auf den Zustand eines freien Einzelwesens zurückversetzt und damit auf den freien Existenzkampfboden als Individuum. In diesem Existenzkampf siegen aber nach Darwin immer nur die Besten und durch diese Auslese wird die Gesamtart unabläßig durchgesiebt zu Gunsten der Stärke und Gesundheit: alles Kränkliche, Schwächliche fällt unter den Tisch, — die Rasse wird emporgezüchtet. Und das brauchte man sich also bloß hier waltend zu denken, schon vor erfolgter Befruchtung bei den Samenzellen. Es könnte wohl sein, daß bei der Masse der Samentierchen auch dem Ei eine Wahl bliebe. Wie ein Ei keineswegs gleichgültig etwa ganz fremden, einer andern Art angehörigen Samen in sich aufzunehmen pflegt, sondern sehr wohl das Zugehörige unterscheidet und wählt (eine Eigenschaft, die schließlich ja schon die Moleküle bei einfachen, chemischen Verbindungen — Wahlverwandschaft! — besitzen), so ließe sich sehr gut auch an eine Wahl noch individuellerer Art denken. Etwa, daß die Eizelle nur ein be-

sonders kräftig sich benehmendes Samentierchen überhaupt annähme und Schwächlinge zunächst abwiese, bis der „Held" kommt. Auch das führte zu einer Auslese in Darwins Sinn.

Daß sozusagen der „klare Verstand" der Eizelle eine wirkliche Rolle bei dem ganzen Aufnahmeakt spielt, zeigen gewisse Experimente, die Oskar Hertwig angestellt hat, als er 1875 in Ajaccio auf Corsika zum erstenmal den ganzen Hergang der Befruchtung bei den Eiern der Seeigeltiere beobachtete. Hertwig chloroformierte im regelrechtesten Sinne eine lebendige Eizelle und sah nun, wie sie, bis zur Bewußtlosigkeit trunken, anders als sonst und zwar sinnlos handelte. Sie nahm mehr als ein Samentierchen in sich auf und brachte damit den ganzen echten Akt in bodenlose Verwirrung.

Nichts ist vielleicht interessanter, als sich zu vergegenwärtigen, daß solche Dinge selbst heute in der Gebärmutter oder den Eileitern unserer Menschenweiber eine Rolle spielen könnten. Wer sagt uns, ob nicht jedesmal das Samentierchen, das die Eizelle wirklich okkupiert, allemal das erste, stärkste, schnellste seiner Mitbrüder wenigstens desselben Mannesergusses ist? Jedes Kind, das aus Eizelle und Samenzelle entspringt, hat seine besondere Eigenart. Also individualisiert sind diese Zellen selber sicherlich auch schon. Bei jeder Individualisierung werden aber Kraftunterschiede, Gesundheitsunterschiede eine Rolle spielen. Daß es geradezu kranke Samenzellen geben muß, ist sogar direkt nachweisbar. Denke an den durch Alkohol, durch Syphilis vergifteten Samen!

Ein denkender Mediziner, Alfred Ploetz, hat gelegentlich in einem geistvollen Buche darauf hingewiesen, daß diese „Zuchtwahl unter den Samentierchen" vielleicht einmal von höchster Bedeutung für die ganze Fortschrittsfrage der Menschheit werden könnte, — wenn wir nämlich mit Bewußtsein uns darauf verlegten, sie auszunutzen und zu begünstigen. In der That ist ja oft von neueren, darwinistisch gefärbten Philosophen erkannt worden, daß vom reinen Boden jener Darwinschen „Auslese

der Passendsten" angeschaut unsere Kulturmenschheit eine anscheinend verhängnisvolle Schwenkung gemacht hat. Indem wir auch schwächliche Kinder mühsam aufpäppeln, Kranke erhalten, alle möglichen degenerierten Elemente aus ethischen Gründen immer wieder in unseren lebendigen Gesellschaftskörper hineinziehen, scheinen wir mit unserer Moral jenem Prinzip der Ausmerzung des Schlechten zu Gunsten des Besten direkt entgegen zu arbeiten. Anderseits steckt aber gerade im allmählichen Eingehen dieser Mitleidsmoral in Fleisch und Blut der Menschheit der höchste Triumph und Fortschritt aller Kultur.

Nun läßt sich ja darüber streiten, ob dieses Dilemma nicht doch einen Fehler in der Logik enthält, so daß es vorläufig bloß Weisheit am grünen Tisch, aber nicht am grünen Baum des Lebens wäre. Es fragt sich, ob das Mitleid nicht in weit rascherem Gange als Grundlage sozialer Besserungen selber ungezählte Möglichkeiten der Degeneration und Krankheit beseitigt und damit ein strahlendes Plus giebt, gegen das jenes Minus doppelt und dreifach verschwindet. Und es fragt sich ferner, wie viel wir denn im ganzen schon wissen von den tiefsten Geheimnissen des Entwickelungsfortschrittes überhaupt, trotz des an sich zweifellos richtigen, aber erst nachträglichen Zuchtwahlprinzips. Nach Darwins Prinzip liest der Daseinskampf oder, allgemeiner, überhaupt die allgemeine Lebenslage auf Erden aus so und so viel aufsteigenden Varietäten einer Tier- oder Pflanzenart beständig die brauchbaren, fortschrittlichen aus und wirft die unbrauchbaren unter den Tisch. Dieses Prinzip ist gewiß ein eisern logisches. Aber bis heute sind wir noch immer in voller Unkenntnis, welche Ursache nun das ursprüngliche Prozentverhältnis der auftauchenden brauchbaren und unbrauchbaren Lösungen unter den Varianten an und für bestimme. Wir wissen nicht, ob es selber wächst oder abnimmt und was in dieser Zu- und Abnahme für ein Entwickelungsurgesetz steckt. Denn eine Ursache müssen diese Varianten, aus denen gewählt wird, ja doch sämtlich für sich

wieder haben, — fragt ſich bloß welche und was für eine in was für einer noch um ein Stockwerk tieferen Kauſalkette der Weltendinge. Das trifft aber nun auch auf den Menſchen zu. Und hier haben wir beiſpielsweiſe, um nur das Gröbſte zu erwähnen, vorläufig nicht die leiſeſte Ahnung, wie und nach welchem Geſetz die köſtlichſte unſerer menſchlichen Varietäten, ja die wahre Fortſchrittsvarietät von Beruf: das Genie, entſtehe. Daß es ſich behauptet, ſehen wir in Darwins Sinne, aufs Geiſtige übertragen, alle Tage, ja wir ſehen ſelbſt, wie es, im kurzen Raum eines Menſchenlebens oft aufs härteſte bedrängt und gar in Märtyrerflammen verbrannt, nach Jahrhunderten, ja Jahrtauſenden noch ſich herausbeißt und ſchließlich die Köpfe doch noch zu ſich herum erzieht. Aber das Geſetz ſeiner Enſtehung iſt vorläufig ganz dunkel. Wir ſehen es weder abhängig von einer beſtimmten Kulturraſſe, noch etwa einem beſonderen ſozialen Milieu, oder beſonderer Muskelſtärke, Bazillenfeſtigkeit oder Langlebigkeit, wir können es weder hervorfüttern noch hervorfaſten und hervorprügeln. Es iſt eben einfach ſo und ſo oft da, und wenn es da iſt, bricht es durch und führt uns ſchließlich alle ein Stück weiter. Seine Kauſalverknüpfung in tiefen Urſachen, die zweifellos im innerſten Gewebe der Weltentwickelung eine ungeheure Rolle ſpielen, wird es ganz gewiß haben. Bloß daß wir ſie vorläufig nicht ſehen.

So ſcheint mir alſo auch jenes Dilemma einſtweilen nicht ſo ſehr wichtig. Deßwegen ließe ſich der Gedanke aber immerhin wohl hören, daß der Fortſchritt der Menſchheit der Zuchtwahl auch noch an einigen Ecken unterliegen könnte, an die ſich unſer Mitleid im allgemeinen noch gar nicht heranwagt. So alſo beiſpielsweiſe bei der Konkurrenz der Samentierchen. Und daß wir vielleicht einmal danach trachten könnten, hier der Natur noch im fortſchrittlichen Sinne nachzuhelfen, — indem wir dafür ſorgten, daß ſtets möglichſt viele kerngeſunde und vollkräftige Samentierchen bei dem Akt zur Stelle wären. Worauf dann der uns unſichtbare Konkurrenzzwiſt da drinnen

im Weibesschoße aus diesen nochmals stets den „allerbesten" Helden auswählen würde und so die Rasse immer prächtiger entfaltete. Das Genie des Arztes müßte uns ersinnen, wann und wie unsere Liebesfracht wohl jedesmal auf ihrer Qualitätshöhe sein könnte. Die Quantität gäbe dann bloß bessere Chancen zu jener letzten Auslese. Doch das mag immerhin der Zukunft anheimgestellt bleiben und soll uns hier nicht weiter von unserem Faden abbringen.

Die Hauptsache ist: jene Geschlechtsverschwendung hatte jedenfalls einmal einen ganz bestimmten, vor dem Richtstuhl der Logik diskutabeln Sinn. Die Nützlichkeit einmal gegeben, ließ die Natur aber nun auch alle Register ihrer Üppigkeit spielen. Hatte sie die Wesen glücklich aus Einzelzellen zu Zellkolossen von Millionen und Milliarden und immer mehr Zellen zusammengeschmiedet, — was lag ihr jetzt daran, aus diesen Kolossen wieder der Einzelzellen statt zwei oder drei gleich tausend, hunderttausend, Millionen abzuspalten zum Geschlechtszweck. Seine wildesten Orgien feierte das bei allem Liebesvolk, das sich eine sitzende, fest haftende oder wurzelnde Lebensart angewöhnt hatte.

Da sind die schier unglaublichsten Vergeuder auf dem Lande die Pflanzen. Eine Unmasse unserer bekanntesten Pflanzen sind einzig und allein darauf angewiesen, daß der Wind ihren männlichen Geschlechtsstoff mitnehme und zu fremden Weibesgliedern verfrachte. Da gilt es aber nun diesem Helfer Wind auch die Schwingen so voll prusten, wie nur irgend möglich. Du stellst dir einen Zweig mit Haselkätzchen zwischen anderm Frühlingszeug daheim ins Wasser und über Nacht ist der ganze Strauß und das ganze Glas und in breitem Kreise auch noch die

Tischdecke darum herum überpulvert mit goldenem Staub, — mit dem Haselsamen. Wo immer du in ihrer Liebeszeit unter den grünen Sonnenkindern wandelst, da umschwebt dich dieser Samengruß, aus Millionen und Millionen Köpfchen, Zäpfchen, Kätzchen auf gut Glück der rauschenden Luftwelle anvertraut. Vom Grasplan und vom Kornfeld schwillt es wie zarter, berauschender Duft. Aus den Kiefernkronen des Waldes wogt es nieder wie aphrodisischer Rauch, jeder Zapfen da oben eine Liebesflamme, von der ungezählte Pfeile strahlen. Ja, ungezählte, unzählbare. Um den Raum von fünf Metern zwischen zwei Nesselstauden zu überbrücken, werden Milliarden von Samenzellen verbraucht. Wo gesellige Pflanzen viele Quadratmeilen des Erdbodens in geringem Abstande voneinander bedecken, da wird jene höchste Steigerung fast wahr gemacht, daß die ganze Luftsäule darüber sich zeitweise mit Samenstaub durchsetze. Zeus, der auf einer befruchtenden Wolke über seine schöne Nymphe kam, wird zur Wirklichkeit. Goldene Wolken erheben sich im Anstoß des Windes vom Kiefernwald und fallen weithin auf Laubgehölz und Wiesen ein. Der Regen greift hindurch: da ballt es sich im Gewitternaß zu goldenen Strömen, die das Volk abergläubisch als Schwefelregen bestaunt. Ja, vor Äonen muß das auf Erden ein noch viel gigantischeres Schauspiel gewesen sein. Über Erdteile weg dehnten sich in der sogenannten Steinkohlenperiode endlose einförmige Urwälder von Farrnkräutern, Schachtelhalmen und Bärlappgewächsen. Du kennst den Bärlappsamen, das Hexenmehl, das weich wie ein Hauch dahinschwillt. Denke dir Erdteile überwuchert mit solchem Bärlappkraut in haushohen Stämmen, und davon zur Sonne empordampfend jetzt den Hexenrauch. Einem fernen Beschauer vom Weltraume her hätte es vielleicht wie ein zarter Goldschimmer über der Erdkugel geschwebt. Und wenn die ungeheuren Platzregen einer feuchten Sumpfzeit durch dieses Liebesnetz brachen, rissen sich schwefelgelbe Schlammströme ihre Bahn und im Flußdelta

färbte sich weithin das Meeresblau gelblich um, — Ströme von Liebessamen, ein Ozean, den Eros geküßt, die Liebe, ihre Kraft hinaufspeiend in die höchsten Luftschichten wie ein Vulkan, eine Erdkugel aufglimmernd unter ihrer Liebesfracht und ihre Farbe, die Farbe vom Mannessamen der Pflanze, hinausstrahlend in den Weltenraum . . . . .

Gegen diese haarsträubende Überproduktion erscheint selbst die ärgste Verschwendung, die von Tieren je getrieben worden ist, als ein Kinderspiel. Schon die höhere Pflanze, die bunte Blüten trägt, hat sich ja etwas eingeschränkt, indem sie die Insekten als Liebesboten benutzen lernte, wobei nicht mehr so wüste Zahlung verlangt wurde wie bei den unkontrollierbaren Windstößen. Beim Tiere aber nahm die ganze Leistung wohl überhaupt nie Hasel- oder Kiefernbimensionen an, wenn schon von eigentlichem Sparen auch hier keine Rede war. Schon früh löst sich ja das Tier an seinen entwickelungsbesten Stellen ziemlich energisch von der Hafterei und Wurzelei los. Die Geschlechter konnten zu einander schwimmen oder kriechen und so die Distance wenigstens vermindern auch damals schon, als Samen und Ei noch einfach ins Wasser geworfen wurden auf Gutglück des Findens. Schließlich aber sind die Ziffern auch des Tieres nicht übel, wenn man sie hört. Der Bandwurm erzeugt, wie du dich erinnerst, fünfzig Millionen Eier und entsprechende Samenmassen rein auf das Lotteriespiel hin, daß ein einziges befruchtetes Eilein davon den unendlich umständlichen Weg durch Menschendarm, Abtritt, Schweinefleisch und abermals Menschendarm wirklich zurücklege und wieder die alte Bandwurmkolonie neu erzeuge. Die Auster produziert wenigstens ihre Million an Eiern. Welche Samenflut dazu gehörte, hat wohl noch nie einer zu berechnen gewagt.

Das Interessanteste aber ist, wie hoch gerade diese Verschwendungs-Methode überhaupt hier beim Tier noch bis in deine menschliche Ahnenverwandtschaft hinaufreicht.

Rufe dir jenes groteske Bild von der Liebesorgie der

Heringe noch einmal vor Augen. Du stehst beim Fisch. Also hoch über dem Wurm, mit beiden Beinen in der engeren Reihe schon der Wirbeltiere. Schon sind Magen und After, Rückenmark und Gehirn aufs schönste vorhanden, schon ist jenes harte Brett, das Rückgrat, stützend in die Körperlänge eingefügt, schon hat die Kapsel um das Gehirn sich zum Schädel gefestigt und an diesem Schädel sich der beißende Kiefernapparat zur Schnauze geformt. Mit den Flossen sind die Gliedmaßen angedeutet und die Schwimmblase enthält gleichsam prophetisch bereits die Möglichkeit einer Lunge. Sicher: wenn du dich aufsuchst in all deinen tierischen Ahnenstufen, so warst du als Fisch dem Menschen schon unvergleichlich viel näher, als etwa die Urzelle es dem Fische gewesen ist. Dein Menschenhaus, dort noch ein einsamer Grundstein, stand hier im Rohbau schon völlig aufgezimmert. Und doch siehst du bei solchen Fischen noch die ganze alte offene Zeugungsmethode in fröhlichem Gange, und du siehst im Gange auch die üppigste Verschwendung der Geschlechtsprodukte.

Sie sind längst nicht mehr angewachsen, diese Heringe unseres Bildes. Kein Wirbeltier ist es mehr. Das letzte Volk von in diesem alten, pflanzenartigen Sinne seßhaften Tieren, das deine Menschenlinie berührt, sind jene kuriosen Ascidien, die gleichsam auf der Brücke zwischen Wurm und Wirbeltier stehen, als junges Tierlein eine erste Anlage zu einem Rückgrat besitzen, später aber wie faule Kartoffeln festhocken und sich so als stehen gebliebener Seitenzweig, als gefallene Engel gleichsam der Menschheitsentwickelung, erweisen. Der Fisch also mag für gewöhnlich frei in seines Elementes weitesten Provinzen hausen, wo er will. Zur Reifezeit seiner Geschlechtsprodukte erst mag er sich dann näher zu seines Gleichen gesellen, und wirklich siehst du jetzt die fidelen Heringlein aus allen Tiefen ansteigen zum heiligen Zeugungsfest. Es ist gewissermaßen der einzige große religiöse Moment ihres Lebens. Denn die Religion stellt diejenige Stimmung ja

jedweden Wesens dar, da es sich am eigentlichsten über sich selbst erhebt in ein Höheres, Umfassenderes hinein, in einen Ring gleichsam einer höheren Individualität, die seine eigene kleine bloß als ein Stäubchen mit umfaßt. Der Hering, wenn er sich in diese Stimmung erheben soll, kann in seinem kleinen Fischgehirn, das bloß erst wie ein paar Knötchen in einem dünnen Strang durch seinen Schädel liegt, noch nicht bewußt sich versenken in die ewige Gottnatur des Meisters Goethe, die Nebelflecke umfaßt wie Menschen und Heringe. Der höchste Überakt seines Individuums ist die Zeugung, der Moment, da sein kleines Dasein eingeht in den großen Ring der Art, in den ewigen Hering gleichsam, der Jahrhunderttausende durch die fortgepflanzten Generationen sich erhält, in die platonische Idee des Herings, die etwas gewaltig viel Höheres, Umfassenderes ist als der Einzelhering in seinem schnellen Lebensstündlein.

Aber nun es zu dem großen Akte wirklich kommt, siehst du auch diese Heringe noch ganz nach der uralten, groben Methode ihr Liebesschifflein steuern. Vom Milchner, dem Mannshering, geht der Samen ab durch eine regelrechte Art Pollution, und vom Rogener, dem Heringsweibe, fallen die Eier einfach wie ein Tropfen Menstruationsblut, auf dem eine jungfräuliche Eizelle selbständig an Tageslicht schwimmt. Indem die Männlein meist unten schwänzeln und eine tiefere Schicht Seewassers mit ihrer Pollutionsmilch erfüllen, während die Weiblein von oben her ihre Eier durch diese Samenwolke hindurchfallen lassen, entsteht auf gut Glück die eigentliche Hochzeit von Samenzelle und Eizelle, — auf gut Glück und dank einer braven Verschwendung von beiden Seiten. Die Masse thut's! Das einzelne Ei eines Herings ist bloß ein Millimeter groß und das einzelne Samentierchen natürlich noch viel kleiner. Aber jeder weibliche Hering erzeugt dafür auch seine dreißig- bis vierzigtausend Eier. Und wenn du dir aus deiner Heringstonne eine leckere Milchmasse herausfischst,

die ja nichts anderes ist als das prall gefüllte Samenreservoir des Bräutigams, — und sie mit der Größe des ganzen Tieres vergleichst — und dir sagst, daß jede Samenzelle einzeln mikroskopisch klein ist, — so mag dir das Entsprechende zu jener Eierhekatombe klar werden.

Ein kurioses Volk im Grunde, — wir Menschen. Beim Hering haben wir uns ganz behaglich daran gewöhnt, als sei es etwas Selbstverständliches: die Samenmasse selbst als feinsten Leckerbissen zu verspeisen. Der Ekel vor irgend einer Kost, hat Oskar Peschel einmal gut gesagt, beruht nur auf Übereinkommen oder Grauen vor dem Unbekannten. Es klingt uns ziemlich grausig, wenn der Araber seinem Allah dankt, weil er ihm ein Gericht Heuschrecken beschert hat; oder die hübschen Samoamädchen mit ihren gesunden Zähnen auf eine fette Bockkäfermade beißen, daß es nur so knackt und der Wurm sich zwischen den Lippen windet wie eine lebendig gewordene Zigarette; oder wenn die ebenfalls recht nette südamerikanische Bakairimaid ihrem Liebsten ein paar besonders wohlgenährte Läuslein ihres schwarzen Straffhaars als Leckerbissen aufhebt. Dabei schwelgen wir Kulturepikureer in sauren Schweinsnieren, obwohl wir ganz gut wissen, daß es die Harnorgane dieses appetitlichsten aller Säugetiere sind, und den thatsächlichen Gipfel aller kulturfeinsten Zungenästhetik bildet, wie unmöglich zu leugnen ist, der Schnepfendreck, dessen eigentliches Kräutlein Nießmitlust die Exkremente und klein zerhackten Bandwürmer des Darminhalts der Schnepfe sind. In dieser Linie hätte es nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn nicht auch jene tolle tierische Samenproduktion irgendwo ins Lichtfeld unserer Tafelfreuden geraten wäre. Was müssen diese kleinen Silberfische aber in dieser Sorte produzieren, wenn man bedenkt, daß ein großer ausgewachsener Mensch, an dem jeder Finger halb so lang ist wie der ganze Fisch, an einer ganz beschränkten Zahl von ein paar solchen Milchnern sich geradenwegens mit eitel Fischsamen satt essen kann.

Das kühle Walpurgisbad hat dich hungrig gemacht und da wir gerade von so leckeren Sachen reden, packst du deine Vorräte aus. Ein Kaviarbrödchen. Da sind wir ja gleich wieder auf einer anderen Ecke bei der kolossalen Eierproduktion der Fische.

Ist dein Kaviar echt, also sind es nicht Sagokörner in Heringsbrühe oder Zander- und Thunfischeier, so stammt er vom Fische Stör, und zwar ist jedes der kleinen schwarzen Perlchen ein einzelnes Ei dieses Stör. Der Stör ist aber ein höchst seltsamer, altertümlicher Fisch. Seine Vorfahren haben jedenfalls deinem menschlichen Stammbaum noch näher gestanden als der Hering. In der Gegend der Störe gerade hat sich vom Fischstamm jene Gruppe der Molchfische abgesondert, die ihre Schwimmblase zur Lunge wirklich umformte und damit den Weg aufs Land und den Weg auf den Menschen zu endgültig eroberte.

Daraus macht sich freilich der fertig entwickelte Mensch heute verzweifelt wenig. Gerade an dieser Fischecke seines Stammbaums fällt er als Leckermaul über alle seine Altvordern her. Der berühmte allerniedrigste Fisch, der Amphioxus, ist zwar meines Wissens bisher nur ein einziges Mal kulinarisch gewürdigt worden, — nämlich bei dem Festessen zu Ehren des sechzigsten Geburtstages des tapferen Stammbaumforschers Ernst Häckel in Jena, wo Verehrer ein Fäßlein Amphioxi aus Neapel bezogen und zu Sardellenbrödchen verarbeitet hatten; der Geschmack soll, wie mir Häckel erzählt hat, die enge Verwandtschaft mit der nächst höheren Fischgruppe, den Neunaugen, bestätigt haben. Diese Neunaugen gelten um so länger. Haifischflosse ist ein Leckerbissen in den südlichen Gegenden. Der Molchfisch Ceratodus in Australien hat rotes Fleisch wie ein Lachs und wurde seinem Erforscher Semon unter der Hand von seinen schwarzen Leuten eifriger weggegessen, als dem Zoologen lieb war. Beim Stör aber ist die ästhetische Verschwendung des Menschen auf einen Gipfel gediehen, daß selbst die großartigste Geschlechtsverschwendung der Fischnatur dagegen zu erlahmen droht.

Nehmen wir an, daß jedes dieser Schwarzperlchen hier auf deiner gerösteten Brotschnitte von der Störart stammt, die am ergiebigsten für die Kaviarausfuhr ist, — vom sogenannten Hausen, der im Schwarzen Meer und seinen Zuflüssen haust. Aus jeglicher dieser Perlen konnte, wenn sie befruchtet wurde, ein wahrhaft dämonisches Fischuntier hervorgehen, beschildet und bebuckelt wie ein dekorierter römischer Legionar, vorne mit einer zahnlosen Mümmelschnauze wie ein Riesensäugling, und hinten in einer ungleichen Schwanzflosse wie einer Pflugschar endend. Wenn nichts dazwischen kam, konnte dieser groteske Herr auswachsen zu einem wahrhaften schwimmenden Baumstamm von acht Metern Länge, also rund dem Fünffachen deiner eigenen werten Leibesspanne.

Rechne nun, daß auf deinem Kaviarbrötchen hier bloß fünfhundert Stör-Eier sind, — die Ziffer ist gewiß sehr klein angesetzt. So giebt das auf fünfhundert Störe, jeder ausgewachsen zu acht Metern, eine ideale Strecke Fischfleisch von vier Kilometern. Und diese vier Kilometer ißt du gewissermaßen auf einem Butterbrot. Wie viele solcher Butterbrote aber außer von dir jährlich gegessen werden, das lehrt dich eine allgemeine Schätzungsziffer, die den Verbrauch an Kaviar auf rund zehn Milliarden Störeier pro Jahr annimmt. Da man zur Gewinnung der Eier den ganzen weiblichen Fisch zu fangen, zu töten und aufzuschneiden pflegt, müßten also zehn Milliarden Störweiblein jährlich den Fischern ins Netz gehen, falls der Stör nur je ein Ei pro Jahr erzeugte. Bei solcher Rechnung müßte das schwarze Meer etwa mit Stören erfüllt sein wie ein austrocknendes Frühlingstümpelchen mit Kaulquappen oder noch ärger. Davon ist aber keine Rede. Denn thatsächlich setzt eben hier die enormste Ziffer der Eierproduktion jedes weiblichen Einzelstörs wieder ein.

Es sind einzelne Hausenweiber gefangen worden, die bei vierzehnhundert Kilogramm Gesamtgewicht eine Eiermasse von vierhundert Kilogramm im Leibe trugen. Das macht mindestens

drei Millionen Eier in einem einzigen Fisch auf einmal, — Stoff genug für sechstausend von deinen Kaviarbrötchen hier. Natürlich sind es nicht immer so viele. Im ganzen aber siehst du doch hier in eine Eierfabrik, die mit Millionen rechnen kann, — Millionen pro Weib. Dagegen sind die dreißig Tausend des Herings ein armer Notbehelf. Die Forelle hat gar nur windige tausend, der Stichling noch nicht hundert. Der Hecht erst bringt es wenigstens auf hunderttausend, der Karpfen nähert sich ernstlich der ersten Million. Der Kabeljau allein geht wohl noch über den Stör hinweg, angeblich bis neun Millionen. Aber der Begriff der Million genügt. Ein Fisch, der eine Million regelrechter Eier in sich erzeugt! Er verdient, daß mit seinen Eiern fernab vom Schwarzem Meer mitten im Sande der Mark noch Butterbrote geschmiert werden. Aber er giebt uns zugleich auch eine tiefe Weisheit dabei mit, uns, die wir nicht bloß essen, sondern auch denken wollen.

In dieser Million schwarzer Kaviarperlchen steckt das ganze Geheimnis deiner zweiundsiebzigtausend Eier am Eierstock des Menschenweibes. In der riesigen Samenwolke, die dazu gehörte, um sie nach Heringsart durch Herumrühren im frei mit Mannespollutionen durchgesetzten Wasser zu befruchten, steckt das ganze Geheimnis deiner Millionen Samenzellen des Menschenmannes. Den Fisch, der er einst war, den uralten Fisch mußt du hineinsehen in den Menschen, — und du begreifst.

Wohl haben sich die Dinge vom Fische an aufwärts hier ganz still mit der Entwickelung verschoben. Noch beim Frosch, also dem Amphibium schon, das vier Beine hat und Luft durch Lungen atmet, hast du eine gewaltige Eiermasse, die wirklich abgelegt wird, und immer noch gießt hier der Mann erst nachträglich auf die schon abgelegten Eier seinen Samen aus. Dann aber ändert sich manches. Allmählich wird die äußerliche Freibefruchtung unmöglich. Schließlich zieht sich die ganze Entwickelung auch des befruchteten Eies in den Mutterleib zurück. Es wird ein Ding der absoluten Undenkbarkeit, Kinder

durch männliche Pollutionen zu erzeugen. Und die lange, enge Verknüpfung von Mutter und Kind, die Größe und Reife, in der das Kind geboren wird, das Aufhören jeglicher weiblichen Eierlegerei beschränken die Zahl der Eier, die überhaupt zur Befruchtung und Reife kommen können, auf jenes Minimum, das wir auch beim Menschen zuletzt gewahren. Immer aber ist es, als wolle die Natur sich einen Schatten des Alten, Ältesten doch wie eine sorgliche Unterschicht bewahren. Als wenn sie jene Fischverhältnisse latent noch hinter dem Menschen halten müsse, für irgend einen nötigen Fall. So wahrt sich der Eierstock wenigstens die Anlage zu einer Stör- oder Karpfenproduktion en gros. So verfügt der Mannessamen über eine Flut, als sollten die Samentierchen immer noch eine freie Wasserfahrt zurücklegen.

Erst so wird auch der Sinn, der historische Sinn gewisser automatischer Handlungen des Leibes klar. Wenn tief im Weibesleibe zu jeder Menstruation ein Ei sich selbsthätig auf die Wanderschaft nach der Gebärmutter begiebt, so ist das eigentlich immer noch ein verstecktes Eierlegen, ein Loslassen und Fallenlassen gleichsam des unbefruchteten Eies ins Offene hinein, auf gut Glück, daß es Samen finde. Allerdings darf das Ei nicht mehr ganz hinaus ans Licht, sonst stirbt es. Aber der Eileiter und die Gebärmutter sind gleichsam in Vertretung das Wasser geworden, in das der Hering sein Ei wirklich hinauswirft. Erfolgt keine Befruchtung, so ist das Ei doch auch hier gleichsam expediert, es ist wegbefördert und für neue Sendung Raum. Die Möglichkeit der Befruchtung selbst, also die Anwesenheit grade von Mannessamen in diesem Geheimraum zur rechten Zeit, gehört freilich in ein anderes, später erworbenes Ressort, das mit der gleich zu besprechenden „Entdeckung" der Begattung zusammenhängt. Aber der automatische Akt thut seine Schuldigkeit im alten Fischsinne für sich, soweit er es eben versteht, — der Fisch im Menschen legt noch jene zweiundsiebzigtausend Eier am Eierstocke brav an und entläßt soviel es geht

davon in periodischer Folge ebenso brav gegen die Gebärmutter hin, — mag dort von einer höheren Instanz aus weiter gesorgt werden.

Und ganz ähnlich so beim Manne. Auch da ein Urstadium, eine Fischheit gleichsam als Grundstock hinter allem. Der Samen sich abspaltend in enormen Massen, als sollte er wie Citronensaft frei über weite Kaviarflächen fließen und nicht bloß tief drinnen im Weibe in engster Klausur eine einzige Eizelle erobern, die wie Kleopatra dem Antonius offenen Armes auf engem Nil entgegenschwimmt. Auch hier liegt die wahre Begattung in der Hand gleichsam eines oberen Stockwerks des Organismus. Sie ist etwas später Erworbenes, das in einem anderen Ressort auch hier verwaltet wird. Aber wenn dieses Ressort nicht eingreift, wenn dauernd überhaupt keine Direktive von da kommt: dann geht der Leib auch hier selbsthandelnd nach altem Fischbrauch vor. In nächtlicher Pollution, während sie da oben im Gehirndepartement schlafen, wirft das Samenorgan seine Zellen einfach auch ohne Weibesnähe aus, nach Heringsmethode. Bloß daß diese hier den sicheren Tod der Zellen bedeutet. Aber das ist einerlei. Wenn das neue, jüngere Gesetz sich nicht erfüllen will, so tritt einfach das ältere in Kraft. Auch diesen Samenzellen ist an und für sich das Weib im Moment des Ausströmens noch ganz nebensächlich, ganz und gar ein Distancewert. Sie streben einfach ins Freie, ins „Wasser" draußen. Ist dieses Freie die Weibesscheide, so mag es zur Befruchtung, zur Mischung im günstigsten Falle kommen. Aber wenn nicht, dann nicht. Ja kommen aus dem oberen Ressort selber die sinnlosesten Direktiven, wie bei onanistischen und päderastischen Akten, so schwillt die Lebenswelle unentwegt auch so vor. Nichts vielleicht ist wunderbarer als sich zu sagen, daß selbst diese Abnormitäten nicht möglich wären, wenn unser Leib nicht ein ungeheures Flötz aus so und so viel zoologischen Entwickelungsschichten wäre. Der Onanist, der seine Samenzellen

ins Blaue verstreut, steigt in seinem eigenen Menschenbau gleichsam noch einmal nachträglich um so und so viel Stockwerke wieder herab und schlägt eine Schicht an, die normaler Weise längst durch dicke Quadermassen der Entwickelung zwischen Fisch und Mensch überdeckt ist.

Die erste ungeheure Quader, die sich da für die Mischliebe darauf gelegt hat, war die Begattung. Die körperliche Begattung zwischen den beiden großen Hälften des Liebes-Individuums. Ich sprach dir von einem oberen Ressort, einer späteren Instanz. Das geht hier herüber.

Die Sache sieht als Fortschritt ja auf den ersten Anblick furchtbar einfach aus. Die Heringe wissen es offenbar schon ganz genau: die Geschichte geht bei aller Offenheit des vagen Samen- und Eier-Ausstreuens doch unmöglich so, daß der Bräutigam an der Küste von Nordamerika seine Samenmilch fahren läßt und die Braut ihren Rogen etwa an der Küste von Norwegen. Das gäbe die Geschichte von den Königskindern, die konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief. Und das edle Volk der Heringe würde dabei aussterben. Die Liebenden kommen also immerhin auf eine gewisse Distance zusammen und produzieren so.

Nun mußte aber bei etwas fortschreitender Logik der Dinge unweigerlich eine Tendenz sich geltend machen, die diese Distance auch dann immer noch verringern wollte. Je näher, desto sicherer. Desto unnötiger die ganz himmelblaue Verschwendung. Bis endlich Leib an Leib rührte, Quelle des Lebensstroms an Quelle.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Urgeschichte dessen, was du Begattung nennst, wirklich in dieser einfachen „Logik" liegt. Aber die Verwirklichung stieß nun doch auf

den seltsamsten Knäuel besonderer Umstände. Und die Folge war abermals, daß sich für dich weises Endmenschenkind Dinge ergaben, die du mit einem freundlichen Wort jetzt als „Absurditäten" brandmarken möchtest. Obwohl es äußerst brave historische Schachzüge sind, ohne die du wieder überhaupt nicht wärst, — sintemalen dich nicht ein Philosoph a posteriori, sondern die liebe Mutter Entwickelung sehr a priori herausgedacht hat. Auch aus allem scheinbar Absurden deines Begattungsaktes singt ein leises Stimmchen hervor. Ein Kinderstimmchen. Das Stimmchen des werdenden Homunkulus. Ja du bist es noch immer: der Homunkulus der Natur. Erst vor dir, in Herkules-Fernen, steht der wahre Homo, — der Mensch. Noch singt es aus dir allerorten etwas gläsern. Aber es ist die Gußform. Und eines Tages wirst du ehern klingen, die Glocke ist fertig, die vielleicht dann schon durch die Planetenräume läutet.

Menschenweib und Menschenmann also stecken in einem Fischrogener und Fischmilchner. Irgendwo in ganz grauen Tagen, noch weit jenseits der Ichthyosaurier in irgend einem verschollenen Meer, auf dessen versteinerten Schlammbänken heute Kegel geschoben werden oder eine Arbeiterversammlung die soziale Frage erörtert oder eine Prozession geht.

Dieser Rogener und Milchner werden mehr und mehr dazu gedrängt, ihre Liebeserzeugnisse möglichst nah bei einander auszulassen, damit die Kleinen sich doch nur ja finden. Wie werden sie es anstellen? Es liegt unendlich nah, daß sie auf eine ganz einfache Praxis kommen, die aber doch einen kolossalen Schritt weiter bedeutet. Sie legen sich Leib an Leib. Eirogen wie Samenmilch ergießen sich ja aus bestimmten Öffnungen dieses Leibes. Also legen sie sich möglichst Öffnung gegen Öffnung. Auf daß Strom alsogleich rinne zu Strom. Die männliche Samenpollution zu den frei auswandernden Weibeseiern gleich im Moment des jederseitigen Austritts. Ich habe dir früher erzählt, was solche körperliche Annäherung für die

Tiere bedeutete, die wilde Räuber waren. Wie da der Konflikt zwischen Liebe und Fressen akut wurde. Erinnere dich an die wundersame Spinnenhistorie. Aber bleiben wir jetzt einmal bei dem mehr mechanischen Problem, das damit auch in der Geschichte der Menschheit zum ersten Mal ordentlich gegeben war. Dem ich möchte fast sagen, rein gymnastischen Kunststück: Leib zu Leib, Geschlechtserguß möglichst dicht zu Geschlechtserguß einzustellen.

Alle möglichen Sorten der lustigen Wasserschwänzler, der Fische, machen dir heute noch die ganze äußere Steigerung aufs hübscheste vor.

Ich gedenke eines köstlichen Wandertages in den Schweizer Alpen. Nach langen heißen Marschstunden eine wilde Paßhöhe. Jenseits der Tannengrenze. Nur noch ein Teppichkranz Alpenrosen und dann ganz wildes, rohes, gelbbraunes Gestein mit harten Silhouetten zum milchig weißen Himmel. Nahe an zweitausend Meter. Ganz hier oben aber noch in den letzten Fleck Alpenrosen und Genzianen eingesenkt wie zwei blaue Äuglein ein paar kleine Seen. Der abströmende Bach fiel wenig darunter in die nächst oberste Thalterrasse mit einem prachtvollen weiß zerschäumten Wasserfall ein und ging dann Stunde um Stunde langsam rauschend, zuletzt durch den großen dunklen Tann, in einen märchenhaft smaragdenen, abgrundtiefen See, in dem riesige Hechte und dämonische schwarze Welse hausten und über dem jenseits eine schroffe Gebirgsmauer mit wahren Ruinenzinnen so senkrecht stand, daß kaum ein Baum oder ein Fleckchen Ziegenmatte hier und da in einer Ritze kleben konnten. Hier oben in diesen Blauäugleinstümpeln jenseits der Baumgrenze aber habe ich einen Fisch in seiner Herrlichkeit kennen gelernt: die Forelle.

Irgendwo wer in den Kantonsgründen da unten, aus denen ab und zu eine bleiern weiße Wolke wie ein Pilz aufdampfte, hatte die Fischerei hier im Olymp gepachtet nnd einen Wächter dazu gesetzt. Er hauste in einer Almhütte, um die das lustige Volk der Murmeltiere pfiff uud zu dem ab und zu die Gemsen äugten, die echten, nicht bloß die gefütterten aus dem Tartarin. Der Alte ein Original, halb noch Mensch und halb schon Murmeltier. Er schnauzte auf die

Weiber, wie Busch's alter Kräkel, er hatte, ich weiß nicht wie viele in der Reihenfolge der Zeit unten im Thal gehabt und geheiratet und ich glaube, eine lebte sogar da unten noch. Im übrigen aber war sein Herz mitfühlend mit den Sünden und Begehrlichkeiten der Welt. Es gab keinerlei Restaurant hier oben und die Forellen waren für Geld nicht feil. Aber wer eindrücklich zu machen wußte, daß er fünf Stunden geklettert sei und den elenden Hungertod gewärtige, vor dem regte sich in dem alten Murmeltier das Gebot christlicher Nächstenliebe, das da lehrt, es solle der Nackende gekleidet und der Hungernde getröstet werden um höheren Lohn als Goldeswert. Brot und Käse hatte er nicht und sein Enzianschnaps fiel in den hungernden Magen wie feurige Kohlen. So bat er denn endlich, mit einer Forelle vorlieb zu nehmen, wie sie Robinson dem Schiffbrüchigen giebt. Er nahm die Zappelnde aus dem Fischkasten und in prähistorisch primitiver Kaffeekasserolle wurde sie gekocht. Als Teller diente mir ein Zeitungsblatt, ein Berner „Bund" mit einem Aufsatz Widmanns, als Gabel ein treuer Pfropfenzieher. Und der ehrwürdige Greis erzählte, derweil ich aß, wie er den Finger des unmittelbaren Schicksals allemal über die bloß traditionelle Lehre setze. So schieße er niemals Gemsen, da das durchaus verboten sei. Aber zum unschuldigen Spiel, dem kein Mensch wehren dürfe, stelle er auf fernen Steinzacken, die gerade sein ungetrübtes Adlerauge noch erreiche, eine friedliche Selterswasserflasche auf und übe die Kraft seines Alters mit Schüssen nach diesem Ziel. Geschehe es nun allerdings, daß eine Gemse grade im Moment solchen Tellschusses zwischen ihn und die Flasche trete, so achte er das als den höheren Finger, dem der Weise sich zu beugen habe. Wenn ich wieder heraufkäme, meinte er, so wollten wir wohl einen guten Gemsenbraten zusammen schmausen. Denn so wunderbar es scheine: in diesen weltfremden Ureinsamkeiten walte das Schicksal gar eigenartig und gewaltsam zur Erprobung der Philosophen.

In diesem romantischen Milieu also lernte ich zunächst die

Forelle kennen, wie sie der Feinschmecker träumt, aber meist in seinem engen Erdenthal da unten nicht kennt. Mandelsüß das Fleisch, mit einer Blume der Hummerschere, und goldig ziegelrot von Farbe. Es war die Bergforelle in ihrer kühnsten Entfaltung, der Fisch, der aus dem großen unsichtbaren See tief da unten, von dem die Wolkenpilze durch den Thalschrund zu mir dampften, sich verstiegen hatte in Adlers- und Lämmergeierhöhen, zu Teichen, in deren Blau die Alpenrose rote Reflexe zeugt und aus denen die Gemse trinkt. Vor meinen Gedanken tauchte dann an diesem Ort zum Träumen aber das ganze Wundervolk dieser forellen- und lachsartigen Fische auf, das dem Zoologen unzählige Rätsel aufgiebt, zu deren Lösung er den Erdenglobus wälzen möchte wie ein Buch . . . . .

Diese Forellen selbst haben noch eine gleichsam simple Liebesgeschichte. Nah verwandt jener alten Stichlingshistoria, wenn schon nicht ganz so epigrammatisch. Aber gerade in ihrer Nähe rührt es sich schon zu jener Wende, die ich meine.

Im kleinen Silberbächlein oder im blauen Bergsee, wo die Forellen hausen, braucht es keine wüste Liebeskirmeß wie in der Heringsbucht. Alles vollzieht sich feiner, intimer hier. Jedes einzelne Forellenbräutchen sondert sich von den anderen, wenn ihm der Rogen im zierlichen Leiblein schwillt. Wohl folgen ihm meist mehrere männliche Werber. Aber es begünstigt nur einen, den ältesten wohl und ernsthaftesten, dessen echte Absichten ihm eine gewisse lebhaftere Körperfarbe andeutet, — gleichsam den Liebhaber mit den liebesrotesten Backen. Viele Köche, zumal junge, weiß es, verderben den Brei. Herrscht

doch hier wie vielfach bei Fischen, der böse Brauch, daß noch unreife Männchen mit Liebhaberei die abgelegten Eier verspeisen, anstatt sie zu besamen. Fressen contra Liebe — das alte Lied! Ist sich die Forellenmaid aber eines Gewissenhaften im Gefolge sicher, der zugleich stark genug ist, das faule Volk fortzutreiben, wenn der kritische Punkt kommt, so geht sie flugs ans Werk zum Zweck. Mit dem netten gefleckten Schwänzchen fächelt sie im weichen Grundsande eine kleine Vertiefung aus. Da hinein läßt sie Eier fallen und räumt, so bald es geschehen, wieder den Platz. Alsbald nimmt ihn der Bräutigam ein und wirft seine Samenpollutionen auf die Eier. Dann schwänzeln beide noch so lange daran herum, bis der Sand die kleine Liebesfracht lose wieder bedeckt hat, — und das Werk ist für diesmal vollendet. Weitere Elternsorge um die Jungen findet nicht statt, die Kleinen kommen schon, wenn ihre Zeit da ist, von selbst aus dem Sande hoch. Ganz schlicht alles noch. Noch ist das äußere Wasser das Feld der Mischliebe. Freilich nicht mehr schrankenlos.

Jene kleine Grube im Sandboden, die das Weiblein herstellt, ist ja eine Art äußerlicher Gebärmutter. Wie der Eileiter im Menschenleibe die Weibeseier in die echte Gebärmutter entläßt, so die Forelle ihren Rogen in die äußere Grube. Und wie der Menschenmann seinen Samen in der Richtung auf diese Gebärmutter an ergießt, so der Forellenmann in jene Grube. Selbst darin wird die Grube zur Gebärmutter, daß sich in ihr, wie dort das Menschenkind, wohlumhegt hier die Jungen entwickeln. Ein einziger Schritt weiter: und die Grube im Teichsande wird nicht mehr äußerlich hergestellt, sondern legt sich als körperliches Organ an. Sie wird zu einer Grube im Leibe des Weibchens. Zu dieser Grube steigen vom Eierstock innerlich die Eier herab. Und in diese Grube wirft das Männchen von außen seinen Samen. Und das Kind reift weiterhin in ihr. Du hast monatliche Ei-Wanderung, echte Begattung, eine in der Gebärmutter reifende Frucht. Das wäre: aus dem Fisch der

Mensch. Aber wie viel Stationen lagen da noch dazwischen. Wie viel Ringen des Tieres, das Mensch werden wollte. Von der Grube im Teichsand zu der Grube im Weibesinnern, — das war der Weg. Aber wie?

Recke die liebe kleine Forelle aus zur Länge eines Meters. Laß sie schwer werden bis zu sechzehn Kilo. Und du hast den Lachs. Unsere Dichter wissen wenig von Zoologie. Sonst wäre nicht zu begreifen, daß nicht längst einer das Epos vom Lachs gedichtet hat. Eine Odyssee aus dem Fischleben. Und dazu eine Liebes-Odyssee, deren Leiterin Aphrodite die Liebesnackte ist und nicht die streng gepanzerte Pallas Athene.

Das Epos hat einen Vorgesang, ein Schicksalsmärchen aus Urtagen, das gleichsam den Geheimschlüssel aller Verzauberungen giebt.

In einem schönen kühlen Meer lebten voreinst Forellenfische. Sie hatten Nahrung im Überfluß und fraßen sich zu Riesen heran, zu Lachsen. Aber wenn ihre Liebeszeit kam, ging's ihnen wie den Heringen. Sie suchten stille, seichte Uferstellen, wo die Liebenden sich haschen und finden mochten und das Weib seine Sandgrube nach Forellenart höhlen konnte. Zu diesem Liebesspiel wie zum Gedeihen der Jungen war hier ganz anders gut der Ort als draußen auf der wilden See. Einmal am Rande so eines Landes angelangt, boten sich den Suchenden aber noch viel geschütztere Schlupfwinkel dar als bloß landgedeckte seichte Buchten. Von dem Lande herab rannen lustige krystallhelle Wässerlein, kleine Flußadern, die durch grüne Wiesen daherkamen. Sie führten allerdings Süßwasser, und die leckere Tafel der Seekrebse, Heringe und so weiter, die den Lachsen in ihrem Ozean so üppig gedeckt stand, hörte hier auf. Aber was verschlug's, für die sonst so heiter bewegte Liebeszeit etwas zu hungern!

Die Hochzeiter gingen also tief in die Wasseradern hinein, schaufelten dort ihre Liebesgruben und freuten sich des ungestörten Glücks. Nachher ins Salzelement zurückgekehrt, holten sie dann rasch an der Futterkrippe nach, was sie dort entbehrt, und mästeten sich zur nächsten Liebesfreite. Die Jungen aber krochen im Süßwasser zunächst aus, lebten dort von dem kleinen Geziefer, so gut es ging, und kamen langsam mit dem Flüßlein abwärts treibend schließlich doch auch in den Ozean zu ihren Alten und deren besserem Mittagstisch.

So ging das lange Zeit, als könnte es nie anders werden. Gewisse Stellen der Flüsse, die besonders hübsch geschützt lagen und alle Vorteile vereint boten, wurden Jahrtausende lang immer und immer wieder bevorzugt, und schließlich wußte das neue Liebesvolk jedesmal gar nicht mehr anders, als daß man ausschließlich da und da, an dem und dem bestimmten Fleck, liebe und seine Grube grabe. Jeder Stamm hatte da seine besondere Tradition, die unverbrüchlich in den kleinen Lachsgehirnen von Generation zu Generation fest stand wie irgend ein Gewissensgesetz und Moralkodex bei einem Menschenstamm.

Aber was die Menschen so oft haben erfahren müssen, das blieb auch diesem treuen Fischvolk nicht erspart. Wir stellen ewige Moraltafeln auf und die Natur, die ewig wandelnde, zieht uns eines Tages lächelnd den Boden darunter fort; der Baum, in dessen Zweigen Gottes Gebot rauschen soll, wird eines Jahres morsch und purzelt um; der Stern, den unser Stamm sich zum Wahrzeichen gewählt, bleibt eines Abends aus, weil es da hinten irgendwo an der Milchstraße kosmischen Krach gegeben hat; und von dem Hügel, da du anbeten solltest, schwemmt nach Jahrtausenden ein Regentröpfchen das letzte Quarzkörnlein fort. Die Lachse erlebten, daß das Ufer immer mehr versandete, das Meer beständig zurückwich und der Lauf ihres geliebten Flusses sich streckte und streckte zwischen dem Ozean, wo die leckere Krebstafel den Schlemmern

winkte, und dem geschützten Flußstellchen tief in den Wiesen da drinnen, wo man hungerte, aber dafür liebte. Was thun? Man schwamm eben das eingeschobene Flußstück mehr ab, hungerte etwas länger, liebte etwas strapaziöser. Aber schließlich eroberte die alte Moral das geologische Hemmnis, — wie so mancher Menschenglaube schließlich sich auch mit einem neuen Gottesbaum und einem zwei Kilometer vom alten Heilsort entfernten anderen Gotteshügel beruhigt hat.

Aber ein neues Hemmnis. Jetzt fing auch noch gerade in der Gegend, wo tief und tiefer im Lande die alten Aphroditeheiligtümer der Lachse lagen, der Boden an, sich nach oben zu erheben. Das Flachland reckte sich zum Hügel, die sanften Hügelein zum wilden Gebirge mit Eiszinken. Die Flüsse im Wiesenplan wurden Gebirgsbäche, die allmählich in reißendem Stoß, ja mit Wasserfällen zu Thal rauschten. Aber so ein zäher Traditions-Lachs kam mit seiner Liebe zum Hergebrachten auch noch über diese weitere Geologie. Er gewöhnte sich an kühne Schwimmtouren bergauf. Und wo ihm keine allzu großen Wasserstürze entgegen rauschten, da machte er sich, wohl genährt, wie er von der See heraufkam, und nervenstraff, wie er in seinem noch ungeschwächten Liebesverlangen war, zum Gymnastiker. Er schnellte sich empor, sprang von Stufe zu Stufe die Stromschnellen hinauf — und triumphierte. Denn der alte Liebesfleck selber lag dafür da oben im Gebirge jetzt geschützter als je und lohnte reichlich alle Beschwerde des Kletterschwimmens.

Man darf vom Vater Homer nicht zu viel verlangen, auch wenn er als Zoologe kommt. Es ist heute noch nicht möglich, diese Lachsgeschichte in eine bestimmte geologische Epoche mit genauem Namen einzuordnen, — wie denn überhaupt noch manches einzelne dabei zu fragen bleibt. Aber im groben Umriß muß irgendwann einmal etwas der Art sich zugetragen haben, denn sonst ist das Mysterium der Lachsliebe von heute schlechterdings unbegreiflich.

Der liebesreife Lachs führt Jahr aus Jahr ein ein geographisch geradezu ungeheuerliches Doppelleben. Heute findest du ihn beispielsweise als faulen Gesellen, der Seekrebse und Heringe frißt, jenseits der Rheinmündung im Salzwasser der Nordsee. Und etwas später begegnest du genau demselben Exemplar hoch oben in der Gotthardgruppe der Schneealpen, wie es als wahrhafter Akrobat in der wild schäumenden Reuß von Klippe zu Klippe aufwärts springt, — dreizehnhundert Meter über dem Spiegel jener Nordsee. Jener erste Lachs ist eben der „Freßlachs", — und dieser letztere dasselbe Individuum in seiner Eigenschaft als „Liebeslachs." Du hast eine neue Variante zu dem Thema „Fressen und Lieben". Hier mit schönster Arbeitsteilung, — nach dem Muster: wer liebt, wird von der Liebe allein satt. Aber der Liebeslachs ist in diesem Falle zugleich der Akrobatenlachs, der Lachsgymnastiker. Der Faden des Epos ist nun folgender. Bleiben wir als Beispiel bei den Rheinlachsen.

Die offene Nordsee rauscht draußen jenseits der Rheinmündung. Da schwimmen Lachse, Männlein wie Weiblein. Jeder haust für sich und frißt, frißt unaufhörlich, bis sein Ränzchen so gemästet ist, daß in dem Zellenstaat seines Leibes jene tiefsinnige Überproduktion entsteht, die sich in Abspaltung von Eizellen und Samenzellen, Rogen und Milch, zu erkennen giebt. Auf einmal kommt ein neuer Beruf über Herrn und Frau Lachs. Sie sammeln sich zu Scharen von einem halben hundert Stück. Das Fressen wird ihnen Nebensache. Sie erscheinen mit der Flut an der Flußmündung. Ein Trinkproblem beschäftigt sie zunächst ganz. In langsamer Schulung gewöhnen sie sich ans Süßwasser. Eines Tages scheint die Sache glücklich wieder angelernt und jetzt beginnt eine geheimnisvoll feierliche Auffahrt. Aufzug der Graalsritter. Zuerst die Rogener, also die trefflichen Jungfrauen, steigen in den Fluß. Sehr gemessen, wie ein Pilgerzug nach uraltem Brauch. Es liegt eine komische Gravität über all diesen Fischen, die steife Weihe

einer Brüderschaft aus antediluvialer Zeit, deren Moralkodex mit ungeheurer Verachtung auf die paar tausend Jahre menschlicher Sittenlehren herabblickt. Eine alte dicke Pilgerin schwimmt voran und der Rest geht zweizeilig in Keilarmen, wie die Wildgänse, hinterdrein. Erst später kommen in gleichem Zeremoniell die Ritter, die Milchner.

In unablässig geradem Tempo geht es rheinaufwärts. An den holländischen Lehmufern lang, am heiligen Köln mit seinen hundert Bimmelglocken und Heiligenknochen vorbei, im Bogen um Nonnenwerth, durch das gelbgrün gestreifte Spiegelbild der Weinberge, eng gedrängt um den Mäuseturm. Überall Verluste. Hier wird im wilden Ansturm ein Netz gesprengt. Aber dort hält eins aus. Grimme Lästrygonen fischen von oben her nach den Genossen des Dulders Odysseus. Es giebt da oben nicht bloß Heiligkeit. Der Lachs hungert im Süßwasser um der Liebe willen. Aber der böse Mensch hungert nach dem köstlichen Lachsfleisch, das jetzt gerade, bei diesen aufwärts schwimmenden Pilgern, die ganze Mast des Meeres mitbringt und das königliche Rot zeigt, dieses Rot eines alten Bücherschnittes, wenn der riesige Leib zerteilt liegt. Ein kostbares Buch, gut zu lesen in stillem Klosterstübli bei goldenem Rheinwein in grünen Römern . . . . .

Aber die Glücklichen entrinnen auch dem. Sie drängen sich zwischen den flachen Weideninseln das mittleren Stromes durch. Unter der alten Baseler Brücke mit dem bunten Harlekinstürmchen geht's durch ein tiefgrünes Wasserthor ins Schweizerland. Fern die weißen Alpen wie Zuckerhütchen am Horizont. Aber ein letzter Ansturm. Gegen den Bodensee hemmt ein zu gewaltiger Wasserfall, der Schaffhausener. Der geht über die Kraft. Wohl springen Pilgerin und Pilgersmann mit all ihrer süßen Liebesfracht vor kleinerem Hemmnis wie die geschulten Cirkusfische. Den Schwanz gegen einen Stein aufgestützt — und ritsch empor, — sechs Meter Bogen nnd drei Meter hoch, wie die Würmer eines Limburger

Käſes, die den Tellerrand nehmen, im großen, — und da ſind wir. Geht's nicht über Schaffhauſen weiter, dann ſüdwärts die Aar und Limmat. Vorüber am alten Zürich mit ſeinen ſtarren Kirchen und ſeinen verträumten Schwänen, durch den langen blauen Züricherſee um Hutten-Ufenau im melancholiſchen Mondenſchimmer, in den tiefen, böſen, menſchenfreſſenden, grünen, grünen Walenſee, — und bis zum oberſten Rhein. Oder unter der braunen, bilderbunten Holzbrücke von Luzern dahin, quer durch das goldgrüne Feigenblatt des Vierwaldſtätter Sees, bei den klaſſiſchen Tellſtätten vorüber und endlich kletternd von Strudel zu Strudel die kochende weiße Reuß hinan bis zu den erſten blutroten Alpenroſenſträußchen am granitenen Hochgebirgsbuſen. Die uralten Liebesſtätten ſind hier oben. Älter vielleicht als die Hebung dieſer Alpenrieſen. Älter jedenfalls als die ungeheure Abſenkung des Rheinſtroms ins endlos zurückgeflohene Meer.

Und jetzt endlich, bei den Urväter-Penaten, kommt das Liebeswerk, — der Lohn dieſer ganzen Kreuzfahrt durch halb Europa.

Dem ausgewachſenen, voll reifen Lachsritter ſchwillt auch wieder einmal ſo zu ſagen der Kamm vor Liebesluſt, ſein Bauch wird glutrot und auf dem Kopf fließen die gewöhnlichen roten Flecken zu Purpurzacken zuſammen. Alsbald ſind Ritter und Dame genau wie bei den Forellen einig, um die Liebesgrube zu graben. Die Dame gräbt ſie im Sande aus, der Ritter wacht. Sind die erſten Eier gelegt, ſo beſamt er ſie, alles auch hier nach Forellenart. Zwar wird von manchem luſtigen Intermezzo gemeldet, daß einem Nibelungen-Epiker endloſen Stoff böte. Es giebt da Scherze ganz ähnlich wie bei den Hirſchen. Junges liebesgrünes, aber ſchon liebestolles Mannesvolk ſchlägt ſich wohl herzu, während alles im ernſthafteſten Gange iſt. Mit ritterlichem Zorn ſtürzt ſich der ſtattliche Herr im Recht auf jeden Zudringlichen. Aber derweil er die Ehre der ehelichen Sandgrube gegen einen Böſen verteidigt, legt das Weib

still seine Eier weiter und wehrt gelegentlich dabei einem anderen jungen Don Juan durchaus nicht, wenn er die Hitze des Gefechts da drüben schlau zu benutzen und die gerade herrenlose Eierschicht mit einem Hausfreundssegen zu bedenken weiß. Ist es wirklich dahin gekommen, so schwänzelt vielmehr die Friedliche auch über diese Fracht rasch ein paar schützende Sandkörnlein und geht weiter im Text. Nur wenn ihr der eigentliche treue Galan im Hochzeitsrock ganz verdrängt oder irgendwie genommen wird, wird sie selber unwirsch, kümmert sich nicht um die jungen Herrn und holt sich ein neues älteres und erfahreneres Verhältnis. Die Eier geben später Junge, ohne daß die Alten noch zu sorgen haben. Wie die Alten selbst, kehren diese Jungen zur rechten Zeit ins Meer zurück, fressen sich dort rund und beginnen das alte Spiel, die alte Pilgerfahrt neu.

Unendliche Komik liegt über dieser Liebeskomödie der Lachse, vor allem diesem Kampf — noch nicht um des Weibes Leib, sondern um die Grube im Sand, die einstweilen die Scheide und Gebärmutter der Lächsin symbolisch-äußerlich verkörpert. Wie altfränkische Ritter im Tournier bloß um ein Kränzlein vom Haupt der Geliebten fechten, das mitten im Plan liegt, während die Geliebte selber hoch auf dem Altan, unnahbar für alle, sitzt!

Und doch: wie nahe liegt es gerade vor solcher Sachlage, daß der Akt selber noch viel intimer wird!

Wie nahe lag es, daß dieser Lachsritter, Gymnastiker ohne gleichen, wie er war, der Wasserfälle übersprungen hatte, — daß er sich nicht mehr begnügte, nach dem Weibe die Grube einzunehmen, — — sondern daß er eine noch weit zärtlichere Stellung suchte und Gewicht darauf legte, im Moment des

Eieraustritts auf alle Fälle immer dabei zu ſein und ſein Teil zu der Sache zu geben in dem gleichen Moment, da von dort das Nötige kam, — daß der Akt alſo vertieft wurde zu einem engen Aneinanderdrängen der Leiber über der Grube.

Ein drittes Volk forellenartiger Fiſche macht dir auch dieſen Schritt wunderhübſch vor. Die Blaufelchen lieben in der That ſchon in ſolcher Weiſe intim. Vor langen Jahren ſchon hat Karl Vogt ihnen zugeſehen. Es war im Neuenburger See. Winterszeit. Mondſchein. Da kamen die Blaufelchen an, kleine Lachſe von fünfundſiebzig und weniger Zentimeter. Große Scharen. Aber aus der Maſſe einte ſich je ein Paar. Und war ſolch ein Paar wirklich einig, dann kam es jäh heraufgeſchoſſen aus dem mondbeglänzten Spiegel, zwei ringende Silberſtreifen. Bauch ſtand gegen Bauch. Meterhoch übers Waſſer, in die kalte Winterluft hinein blitzte der Sprung. Und während dieſes Sprunges ſpritzte aus des Ritters Leib die Milch, aus der Dame Leib der Rogen ab. Kein Sprung zur Überwindung eines Waſſerfalles. Sondern ein Hochſprung in die Liebe hinein. Die Gaben dieſer Liebe aber dabei ſelber entſtrömend wie ein Waſſerfall. Der Triumph der Gymnaſtik, — auf Wanderungen erworben, zum Liebesſpiel ſelber jetzt bewährt. Denke dir ſolchen Hochzeitsſprung über der Neſtgrube, die das befruchtete Ei aufnehmen ſoll, — und du biſt abermals ein ganzes Stück weiter. Ein Stück weiter auf der Bahn zu dir.

Laß deinen Blick einmal wieder fliegen, weit fort vom alten Fiſchſee, tief ins Menſchentreiben von heute hinein. Tanzmuſik. Luſtige Paare ſchwingen ſich loſe verſchränkt im

Reigen dahin. Männlein und Weiblein. Heiße Backen, heiße Augen. Aber ſonſt nur ein naives, treues Spiel, harmlos, geweiht durch den Rhythmus der Muſik und ganz herauf gehoben ſcheinbar durch ihn in ein höheres, vergeiſtigteres Stockwerk des Menſchentums.

Und doch, wie das Auge des Philoſophen dieſe hübſchen Tänzerpaare durchdringt, durchſinkt gleichſam, — auch hier uralte Anklänge. Anklänge erotiſcher Art. Vom Erotiſchen der Muſik wird ja noch beſonders zwiſchen uns zu reden ſein. Hier meine ich nur die körperliche Stellung jetzt.

In dieſem halben Umſchlingen bloß mit den Armen, wobei Leib zu Leib ſich nur ganz loſe ſchwebend hält und doch die Annäherung ſo ſtark iſt, daß die warme Athemwelle der einen jungen Menſchenbruſt die der anderen ſtreift, — in dieſem Tanz-Individuum der beiden taucht noch einmal etwas von der einfachſten, urſprünglichſten Liebesſtellung des Wirbeltiers auf. Dieſe Arme, die ſich bei Hand und Hüfte halten, ſind die alten Bruſtfloſſen des Fiſchleins im See, mit denen die zwei Schuppenleiber ſich loſe zueinander balancierten. Dieſe Beine, die ſich tanzend von der Erde hochheben, ſind die alten Meluſinenſchwänzlein der ſpringenden Lachſe im Liebesſprung. Wenn mit dem Atem des lieben Mädchens dort jetzt ein Eilein ausflöge, unmerkbar klein verloren unter den goldenen Stäubchen, die ſonſt der Tanz ſelber wirbelnd erregt; und wenn mit dem Atem zugleich des Tänzers ganz unſichtbare Elfchen von Samentierchen dahin flatterten; und dieſe Atemzüge kreuzend dieſes geheime Leben einten, daß ein befruchtetes Ei zum Boden ſänke; und dieſer Parkettboden da unten die gute Liebesgrube im Sande wäre, aus der dieſer Lebenskeim wirklich aufblühen ſoll . . . . . das alte Bild der Forellenliebe wäre ganz noch einmal zurückgebracht.

So weit geht's nun freilich nicht. Ja der ganze Tanz hat ſich in unſerm heutigen Kulturleben unverkennbar einem jener höchſt ſeltſamen Grenzprodukte angenähert, wie der Kuß

auch eins darſtellt. Wie über dieſem Kuß, ſo ſchwebt auch über ihm eine Art äußerſten Engelsideals, eine letzte Ablöſung ganz in höhere Harmonieakte der reinen blütenweißen Diſtanceliebe fern ab von aller blutroten Miſchliebe. Aber in hohem Grade intereſſant iſt, wie nun gerade in ihm die Reſte und Reminiscenzen der urſprünglich auch hier herrſchenden Miſchliebe in wahren Foſſilformen auftreten, als Verſteinerungen urälteſter Stationen der Begattungsentwickelung. Schwänzelnde Fiſchlein im See, die ohne ſpezifiſches Gewicht in ihrem Waſſer ſich luſtig mit einem graziöſen Ruderſchlag der Schwanzfloſſe zu einander treiben, ſich tändelnd halten und wohl gar noch über das Waſſer zuſammen hoch hinausſpringen, — das iſt der Urpunkt, der Urbrennpunkt auch deiner Tanzſtellung noch im eleganteſten Salon. Bloß daß dieſe Fiſche dabei noch ein Stück weiter gingen im realen Sinne des Ganzen . . . .

Drei Wege tauchen auf zwiſchen einem Fiſch, der nach Blaufelchenart liebt, und dir, wenn du nicht bloß tanzen, ſondern deinen heiligen Akt in ganzer Größe vollziehen ſollſt.

Drei weitere Stationen.

Drei Lichtſtrahlen kannſt du auch ſagen, die vom Geſchlechtsleben aus in deine Fiſch-Menſchwerdung fallen.

Die erſte Station war, daß nicht mehr bloß Leib zu Leib parallel eingeſtellt wurde in einer Tänzerſtellung. Sondern daß an dieſen beiden Liebesleibern die Stellen unmittelbar aufeinander gepreßt wurden, an denen die Milch und der Rogen vordrängten. Indem innerhalb dieſes Verſchluſſes Milch und Rogen ſich miſchten, alſo der wahre Miſchakt zwiſchen Samenzelle und Eizelle ſich vollzog, geriet die äußere Liebesgrube im Sande in das Liebes-Individuum ſelber hinein.

Jene beiden Stellen waren aber zwei besondere Leibesöffnungen, zwei Pforten der Körper, durch die der Rogen und die Milch aus dem Innern jener Körper herausgelangen. Der Verschluß war also eigentlich ein Aufeinanderdrücken zweier Öffnungen. Und so mußte für diese Station die Frage nach Art und Lage gerade dieser Öffnungen, dieser Leibeslöcher oder Pforten, entscheidende Bedeutung gewinnen. Das Wesen dieser Station wäre also grob etwa zu bezeichnen als die Lochfrage oder Thürfrage.

Aus dieser Problemstellung jetzt ergaben sich aber die beiden weiteren Stationen mit zwingender Logik als Folgerung. Ein noch vertiefteres Stellungsproblem. Und ein seelisches Hilfsproblem.

Das vertiefte gymnastische Problem bestand darin, daß das Aufeinanderpressen der beiden Leibeslöcher immer raffinierter umgestaltet wurde. Es wurde ein wahres Ineinanderwurzeln der Hälften versucht. Der eine Lochrand entwickelte buchstäblich eine Hand, um sich in den anderen einzuklammern, ein Glied, das schließlich röhrenartig eingepreßt wurde. Eine wahre Liebesschraube enstand, mit der die großen Körper sich an dieser Stelle für die Dauer des Aktes regelrecht aneinander schraubten. Dieses Problem kann also als das Problem des Begattungsgliedes oder kurzweg als die Gliedfrage bezeichnet werden.

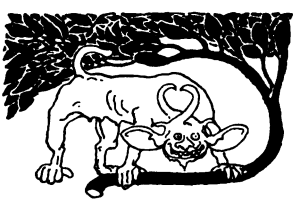
Das seelische Hilfsproblem aber gipfelte darin, daß die beiden Liebeshälften durch einen ganz bestimmten Nervenreiz gedrängt wurden, ihre Geschlechtslöcher überhaupt zu einander zu drücken und, später, auch jenes Scharnier so fest wie möglich einzuschrauben. Dieser Nervenreiz, der sich ausdrücklich an den Lochrändern festsetzte, ist nichts anderes als die Wollust. So erhältst du als Inbegriff der dritten Station eine Lustfrage.

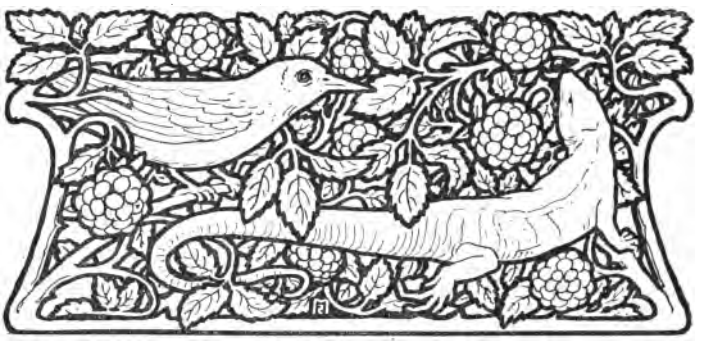
Jede dieser drei Fragen umschließt indessen nun im engeren wieder ihren wahren Rattenkönig geschichtlicher Ver-

wickelungen. Jede hat ihren ſpannenden Roman auf der hiſtoriſchen Linie zwiſchen Fiſch und Menſch. Davon laß uns dann alſo jetzt Etzliches weiter reden.

Ich beginne mit der Thürfrage, — allein einer Hiſtorie, die an Kühnheit der Um- und Um-Wurſtelung durch das prachtvoll aufwärtsringende, zugleich aber in tauſend alte Traditionsſchranken eingeengte Entwickelungsprinzip ihresgleichen ſucht. Es ſoll dir nicht bange werden: der Menſch kommt doch heraus. Und zwar der echte, unverfälſchte Menſch „Du". Der ſo iſt, wie er iſt, nicht „quia absurdum", ſondern eben weil er in ſeinem Aufwärtsſchwimmen ganz beſtimmte Bedingungen in ſich trug, weil er „determiniert" war in ſich ſelbſt, — Bedingungen, die eben zugleich ſein eigenſtes Weſen ausmachten. Dieſe Bedingungen ermöglichten ihm wohl, vorwärts zu ſchreiten, weil in ihnen ſelber ein Motiv war, das unaufhaltſam bergan ſteigerte. Aber ſie gaben ihm niemals eine Kraft, die eigene Geſchichte, die eigene Vergangenheit als Prinz vom Himmel hinter ſich abzuſchneiden. Hätte er ſie je abgeſchnitten: ſo war ſeine Zukunftsentwickelung augenblicklich mit tot und er ſtürzte vorwärts ins Nichts, weil das Nichts plötzlich hinter ihm war.

Alſo zur Thürfrage.





„Ehe wir hierher gekommen,
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut' bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind."
Goethe (Aus der klaſſiſchen Walpurgisnacht.)

Die Thürfrage beim Begattungsakt löſt dir gleich wieder eine „Abſurdität" reinlich auf. Sie giebt dir nämlich einen Schlüſſel dafür, warum in deinem hochbelobten Menſchenleibe von heute zwei ſo grundverſchiedene Dinge wie der dreckige Urin und die ehrwürdig köſtlichen Zeugungsſtoffe bei ihrer Ausfahrt aus dem tiefen Purpurſchachte dieſelbe Pforte benutzen.

Du weißt, wir haben ſchon einmal von den Thürverhältniſſen deines Körpers geſprochen. Ich laſſe dabei die „Fenſter" beiſeite, die ich nicht als rechte Thüren rechne, alſo Augen und Ohren. Dann hatten wir zunächſt bei dir in deinen uralten tieriſchen Ahnenformen nur ein regelrechtes Leibesthor: das war der Mund. Du erinnerſt dich: du warſt einmal ganz auf der Schwelle deiner Tierwerdung ein roher Zellenklumpen, eine Art hohler Blaſe aus gleichartigen Zellen. Dann trat eine erſte klare Arbeitsteilung ein. Die eine Abteilung der Zellen etablierte ſich als ſchützende und empfindende Haut.

Die andere als verdauender Magen. Das Tier dieſer Stufe nahm die Geſtalt eines Bechers an ſtatt der Blaſe, es hatte außen eine Haut und innen eine Magenwand und oben ließ dieſe Haut ein Loch: einen Mund, durch den die nötige Nahrung in den Magen hineingelangen konnte. Aus dieſem becherförmigen Geſchöpf jetzt wurde durch mancherlei Umwandlungen eine dritte Form, deren Grundriß nicht mehr die Blaſe ohne Loch und auch nicht mehr der Becher mit einem Mundloch, ſondern der geſtreckte Schlauch war, der ſowohl vorne wie hinten ein Loch hatte, — vorne einen Mund und hinten einen After. Erſt jenſeits dieſer doppelt durchlochten Schlauchform beginnt die Stufe des Fiſches, bei der wir eben Halt gemacht haben.

Nun haben wir oben bei Betrachtung dieſer Lochverhältniſſe immer nur vom Freſſen und Verdauen gehandelt, garnichts aber danach gefragt, wie und wo denn nun bei beſagten Blaſen, Bechern und Schläuchen deiner vorfiſchlichen Ahnenſchaft die Geſchlechtsſtoffe, Samen und Eilein, angeſetzt und aus dem Leibe heraus verfrachtet wurden.

Bei der ganz anfänglich lochloſen Blaſe iſt die Geſchichte ſchlechterdings ſelbſtverſtändlich. Wenn aus dem Verbande ſolcher Zellenblaſe ſich einzelne Zellen als Samenzellen und Eizellen ablöſen und frei ins Waſſer hineinplumpſen ſollten, ſo kann das nicht nach innen, in den geſchloſſenen, thürloſen Blaſenhohlraum hinein geſchehen ſein, ſondern es erfolgte von der Blaſenhaut her nach außen. Von der Haut ſchilferten ſich einfach jene Wanderzellchen, die zu neuen Kolonisegründungen auszogen, herunter, wie dir da und dort ein Nagelwurzelchen oder Hautpickelchen gelegentlich abblättert. Und wenn du dir zwei ſolcher ſchlichteſten Zellblaſen ſchon zu einem wahren Begattungsakt gleich jenen tanzenden Blaufelchen aneinander gepreßt denken wollteſt, ſo ginge denn hier heiligen Ernſtes die Zeugung vor ſich von Haut zu Haut, — beim einfachen Aneinanderdrücken eines Tanzpaares. „Lehn' deine Wang' an meine Wang'" . . . . . und ein roſiges Hautſchilferchen der

einen Wange dient als Samenzelle und zeugt mit einem Pickelchen der anderen Wange regelrecht ein Kind.

Diese naivste Methode „mit der Haut zu zeugen“ hat zweifellos lange Zeit bei deinen Urahnen ganz unbestritten und unstreitbar geherrscht. Ich habe dir schon so oft jetzt von dem lustigen kleinen Süßwasserpolypen erzählt. Er ist schon ein Kapitel weiter. Auf die Blase ohne Loch sieht er mit Verachtung. Er hat schon die regelrechte Becherform mit Haut, Magen und Mundloch. Ja selbst über die in ihrer einfachsten Urform hat er sich um ein Weniges hinaus spezialisiert. Gleichwohl: dieser Polyp ist noch ausgesprochenster Hautliebler. Noch immer schilfern sich ihm von der äußeren Leibeshaut Samen wie Eizellen pickelhaft ab, die Liebe schwillt ihm sozusagen in Hühneraugen heraus, die einfach zu ihrer Zeit herunterfallen und je nachdem bald Samen, bald Eier sind.

Indessen: wenig jenseits dieses Polypen zeigt sich dann doch eine Wandlung, die, wie unschwer zu erkennen, jetzt dem Vorhandensein eines ersten Körperloches, des Mundes, Rechnung trägt. Die äußere Haut ist in der Arbeitsteilung der Zellen sozusagen zum Außenfort der Leibesfestung geworden, seitdem die Becherform klar erreicht ist. Sie stellt den äußeren und exponierteren Körperteil fortan dar, dient allerhand Verteidigungs- und Orientierungszwecken, wird hart, panzerig, kalkig, mindestens borstig, gleichsam der ruppige, mit Krethi und Plethi sich prügelnde Außenressort des kunstvollen Geschäfts. Es scheint nicht gerade sehr praktisch, aus dieser Brandmauer fortan noch eben die zartesten, schutzlosesten und zugleich doch köstlichsten Gebilde der ganzen Fabrik, die Zeugungsstoffe, zu rekrutieren. Da ist aber ja nun gleichzeitig die Innenhöhle des Leibes jetzt sehr viel brauchbarer, scheint's, geworden. Sie ist nicht mehr die hermetisch verschlossene Blasenhöhle, sondern ein hübsches Magenkesselchen mit offenem Mund. Wo die Nahrungsstoffe hereinspazieren, warum sollen da nicht die Zeugungsstoffe ebenso gut herausspazieren? Rekrutieren sie sich also aus den

Zellen der Magenwand. An Stelle der Hautliebe fortan die Magenliebe!

In der That siehst du dieses Stadium prächtig entwickelt bei einer großen Anzahl jener schönen Quallen oder Medusen, deren Leibesglocke ja eigentlich nichts ist als ein umgestülpter, schwimmender Polyp. Ganz folgerichtig sondern sich hier in bestimmten Winkeln des Magens die Samenzellen und Eizellen ab und gewinnen durch den offenen Mund des Erzeugers das Weite. Eine Begattung nach Blaufelchenart hätte hier nicht mehr im Hühneraugensinne, sondern allen Ernstes auf dem Wege des Kusses zu geschehen. Zunächst strenggenommen noch gröber: durch Erbrechen. Der Mund des einen Liebespartners eruptierte Samen, der des anderen Eier. Und die Liebesthür wäre einfach die einzige hier vorhandene Leibesthür mit: der Mund. Es scheint aber, als habe sich die Geschichte früh schon etwas wirklich bloß Kußartigem angenähert aus guten Gründen.

Auch das Innere des Magens erwies sich nämlich auf die Dauer als ein ebenso schlechter Venuswinkel wie die äußere Haut.

Je mehr und verbesserter dieser Magen sich als reiner Freßapparat ausgestaltete, desto mißlicher mußte der Aufenthalt in ihm für alle Dinge werden, die selber nicht verdaut werden wollten. Sie gerieten in ein Gedränge von allerhand eingepumptem Stoff, der auf die Verdauung hin untersucht, hin und her gewurstelt, mit scharfen Saucen übergossen und ausgesaugt wurde, — und die Gefahr war eine hochgradige, wenn nicht im Schwall erdrückt, so doch einfach nolens volens mitverarbeitet zu werden. Das wäre denn der Konflikt von Liebe und Fressen auf seinem Gipfel gewesen: ein Selbstfressen, Selbstverdauen der eigenen Geschlechtsstoffe. So etwas ging aber einfach nicht an.

Als der Magen auf der Wurmstufe Schlauch wurde, also auch hinten eine Öffnung, einen After, bekam, wäre

das Problem, aus dem Magen zur rechten Zeit herauszukommen, ja an ſich immer bequemer geworden: die Samenzellen und Eier brauchten jetzt nicht mehr auf dem Wege des Erbrechens durch den Mund zu gehen, ſondern konnten auch mit den Exkrementen durch den After ins Freie, und durch eine wahre Art Afterliebe hätten ſie ſich zueinander bringen laſſen. Indeſſen ehe das nun wieder überhaupt ſtark und allgemein in Frage kam, ſcheinen deine wurmartigen Ahnen ſchon ſich aus jenem Hauptgrunde energiſch gegen die ganze Magenzeugerei überhaupt erklärt zu haben, ſo daß es zu dieſer unmittelbaren Afterliebe vorerſt gar nicht mehr gedieh und auch die Mundliebe ſich weſentlich abſtellte zu Gunſten einer ganz neuen Methode.

Bei den Würmern bildet ſich nämlich im Gegenſatz zu den Polypen, Quallen und ſo weiter zum erſtenmal etwas im Leibe aus, das bei den einfach aus Haut und Magen beſtehenden Tieren noch ganz unbekannt iſt. Zwiſchen der äußeren Haut und der Magenwand ſackt ſich ein Zwiſchenraum aus, eine neue Höhle des Leibes, die den Magen innerlich noch einmal wie ein weiterer Leibesſchlauch umfaßt. Man nennt ſie die Leibeshöhle und in deinem heutigen menſchlichen Leibe iſt es noch jene Höhle, auf die du zunächſt ſtößt, wenn du deinen Leib öffneſt. Denke dir, du ſollteſt dir nach chineſiſch-ſcheußlicher Weiſe ſelber den Bauch aufſchlitzen. Da durchſchlitzteſt du zunächſt die ſolide Bauchwand aus Haut und Muskeln bis auf einen Innenraum. Du ſchnitteſt nicht gleich in den Darm (alſo den verlängerten Magen) ein, ſondern erſt aus der offenen Höhle drängten jetzt die Gedärme als in ſich noch feſt geſchloſſene

Röhre vor. Du hätteſt eben bloß die Bauchhöhle oder Leibeshöhle mit deinem Schnitt geöffnet, alſo den Raum, in dem erſt Magen und Darm als beſonderer Schlauch, der gegen Mund und After natürlich aufgeht, eingebettet liegen. Bei dem Polypen iſt das noch nicht ſo, — da würdeſt du beim Einſchnitt in die Haut gleich in die direkt dagegen anliegende Darmwand mit hineinſchneiden, ohne noch zwiſchen Haut und Darm eine beſondere Leibeshöhle anzubohren. Erſt bei den Würmern hat ſich, wie geſagt, eine ſolche Leibeshöhle nach und nach wirklich gebildet und von da haſt auch du ſie mitbekommen. Der Hergang war dabei, mindeſtens in der zu dir gehenden Linie, wie es ſcheint, nicht ſo ganz einfach, daß etwa bloß Haut und Darm innerlich auseinander gerückt wären und ſo einen leeren Raum zwiſchen ſich gelaſſen hätten. Sondern es ſcheinen ſich Zellenmaſſen von der Mundecke des Magens her jederſeits taſchenartig zwiſchen Hautwand und Magenwand hineingeſchoben zu haben wie ein hohler Handſchuhfinger, der zwiſchen zwei aufeinandergelegte Servietten eindringt. Schließlich ſchloß ſich der Finger oben wieder und lag nun ganz wie eine hohle Wurſt zwiſchen Haut und Magen, wobei aber die inneren Wände ſeines Hohlraums jetzt nicht unmittelbar von Magen und Haut, ſondern von den eingeſtülpten neuen Zellmaſſen der Handſchuhwand mit gebildet wurden.

Die Details des Vorganges ſtehen hier noch keineswegs feſt und du kannſt dich damit tröſten, daß, wenn das harmloſe Wörtchen „Leibeshöhle“ heute in der Zoologie erklingt, die Parteien auf dich losfahren wie Spinnen auf eine Fliege: jede wickelt dich in ein anderes Netz von Theorien, und volkstümlich darzuſtellen iſt die ganze Geſchichte in ihrem eigentlichen Umfange überhaupt noch nicht. Wenn ich ſie dir hausbacken hier zuſchneide, ſo mußt du dir immer dabei klar bleiben, daß du nur einen gewiſſen Annäherungswert an die Wahrheit erhältſt, — wenn nur dabei ein annähernd in ſich logiſches Bild herauskommt.

Halte also für dich bloß einmal an der ganz groben Vorstellung des Handschuhfingers fest, der jederseits sich von der Mundecke her einsenkte und, indem die Finger verschmolzen, schließlich einen neuen, innerlichsten Schlauch um den Magenschlauch herum bildete: eben die bewußte Leibeshöhle. Es lag nun wirklich nahe, daß die Stellen des Tieres, wo sich gewohnheitsmäßig Samen oder Eier abspalteten, sich diese neu eingesackte Höhle gerade zu Nutzen machten. Die Cyklopenhöhle des verdauenden Magens, wo ihre kostbaren Zellen immerfort der Gefahr unterlagen, von Polyphem als einfaches Ernährungsschaf mitgeschlachtet und mitgefressen zu werden, war ihnen verleidet. So hatten sie sich nach Kräften schon nächst dem Höhleneingange, also am Munde, festgesetzt. Aber auch hier war noch ein windiger Fleck.

Denke dir bloß einmal, bei dir heute sollten die Hodensäcke oder Eierstöcke etwa da liegen, wo die Mandeln jederseits vom Schlunde sitzen. Ich rede jetzt nicht davon, wie sich der eigentliche Begattungsakt so vollziehen sollte, — wir halten ja einstweilen für den bloß erst das Bild jener Leib zu Leib tanzenden Blaufelchen fest. Aber überlege, welche mit Arbeit jeder Art überlastete Stelle dieser Schlund so wie so schon ist. Hinab fließt und würgt sich der Strom flüssiger und fester Nahrung. Hinab und hinauf weht die Luft für die ebenfalls hier einmündende atmende Lunge, noch kompliziert durch die Rolle der Kehle als Sprachorgan. Weiter vorne im Munde liegt in Gestalt der Zunge ein feines chemisches Sinnesorgan, das bei der Auswahl der Nahrung eine hochwichtige Rolle spielt. Dann liegen aber da auch schon gleichsam Vorposten des Magens selbst, die schon hier die Verdauung einleiten: die Zähne zerkleinern als gröbste erste Handlanger die Nahrung, die Speicheldrüsen schütten die erste lösende Sauce darauf. Jetzt in diese wahrhaft schwindelnde Überlastung nun noch die Zeugungsstoffe! Welche schier unvermeidliche Gefahr, daß sie rein unwillkürlich hier zerbissen, vom Speichel ange-

griffen, in den Magen mit hinabgeſchluckt anſtatt ausgeſtoßen würden; oder daß ſie dort ins „falſche Hälschen“ gerieten, Erſtickung und höchſte Nöte der Sprachwege erzeugten. So verwickelt wie bei dir heute war ja nun die Sachlage bei den alten Wurmahnen noch nicht. Aber gewiſſe Gefahren wie das Verſchlucktwerden waren zweifellos ſchon genau ſo da.

Hier war es denn wahrlich kein Wunder, daß jene neu ſich einſackenden Höhlen zwiſchen Magenwand und Hautwand gleichſam einen willkommenen Schlupfwinkel für den Samen- und Eierreſſort der großen Leibesfabrik darboten.

Denke dir, die Mandeln am Halſe wären etwa eine Zeitlang deine wirklichen Geſchlechtsteile geweſen, und dieſen Mandeln hätte ſich nun eine Gelegenheit geboten, jederſeits bis in die Bauchhöhle zwiſchen Darm und Außenwand des Leibes hinabzurutſchen. Kein Zweifel, daß tief da drinnen ein ſehr viel behaglicherer, bequemerer, weniger gefährdeter Ort zur Ablöſung dieſer köſtlichſten, ja heiligſten Produkte des geſamten Geſchäftsbetriebes dargeboten war. Dem Allerheiligſten des Individuums war jederſeits neben der Cyklopenhöhle des Magens ſo eine beſondere Kapelle reſerviert, wo ſich das höchſte Myſterium: die Verknüpfung von Individuum und Art und damit die eine ſichtbare Form der Unſterblichwerdung des Individuums durch die Samenzelle und Eizelle, in unnahbarer Herrlichkeit und Heimlichkeit zugleich vollziehen konnte. Der heilige Graal gleichſam des ganzen Organismus ſank in zwei Niſchen oder Heiligenſchreine, wo es keinerlei Gefahr fortan mehr gab, daß dieſes koſtbarſte Gefäß jemals zu profaner Mahlzeit in Gebrauch genommen werden könnte.

Und die Sache wäre wirklich wunderſchön geweſen, wenn ſie nicht einen einzigen Haken gehabt hätte.

Die Leibeshöhle hatte sich gebildet, und tief drinnen in dieser Höhle zwischen Magenwand und Außenwand des Leibes lagen im schönsten Tabernakel fortan die Stellen, wo Samen oder Eier abgespalten wurden. In ihrer guten Schutzlage gestalteten sie sich allmählich zu festen Organen aus, die zur rechten Zeit je ihren Samen oder ihre Eier von sich gaben. Von sich gaben aber jetzt — wohin? Eier wie Samen fielen ja jetzt nicht in den offenen Schlund, sondern zunächst in die rings geschlossene Leibeshöhle. Es hatte zweifellos seinen guten Zweck gehabt, daß die Handschuhfinger dieser Höhle hübsch zugewachsen waren, damit ja die Dinge, die sich in ihnen als intimstes inneres Körperleben zutragen und ausgestalten sollten, von außen nicht gestört würden. Aber damit wären die Geschlechtsstoffe der Gefahr ausgeliefert worden, wie Münchhausens Schiff in des Walfisches Bauch gesperrt zu werden. Fröhlich ist es hineingefahren durch einen offenen Rachen, — plötzlich macht das Ungeheuer aber das Maul zu und nun sind Schiff und Menschen im Bauche eingekerkert. Die Samen- und Eierproduktion mußte versuchen, nachdem sie ihren heiligen Graal glücklich im innersten Heiligenschrein hatte, nun doch wenigstens durch ein Mauseloch wieder herauszugelangen aus diesem Schrein, wenn ihre Zeit da war, sich öffentlich zu produzieren.

Hier ergab sich nun eigentlich ein sehr simpler Weg. Die Bauchhöhle mußte eben, sei es nun wo es sei, irgendwo doch ein ganz kleines Loch wieder erhalten, gerade so groß, daß die Samen- und Eizellen hindurchflitschen konnten.

Nimm ein Neunauge zur Hand. Du weißt, diese leckeren Tierchen stehen deinem Stammbaum sehr nahe und zeigen dir im Umriß wenigstens noch die Stelle, wo deine Ahnen standen, als sie zuerst sich einen Schädel um ihr kleines Gehirnchen bildeten. Beim Neunauge also ist die Sache wirklich so. Samen und Eier bilden sich offen im Hohlraume des Leibes zwischen Darmwand und Körperdecke. Sind sie reif, so fallen sie in die Bauchhöhle und nun gilt's herauszukommen. Es verhilft aber

dazu ein einfaches Loch der Körperwand, das sich hinter dem After aufthut, — ein wahres und echtestes Geschlechtsloch, besonders vorhanden eben für den Geschlechtszweck. Und das wäre dann sozusagen das Urbild, der Urtypus der weiteren Lösung des Thürproblems: eine besondere Geschlechtsthür am Bauch, die mit Mund so wenig wie mit After etwas zu thun hat. Du findest dieses Urbild auch noch bei einzelnen höheren Fischen ebenso klar entwickelt.

Sehr leicht läßt sich von hier dann noch ein kleiner, aber wichtiger Fortschritt in gerader Linie denken. Die Geschlechtspforte brauchte garnicht die ganze Leibeshöhle nachträglich wieder anzubohren. Die Geschlechtsorgane im Leibesinneren konnten allein eine Röhre bilden, deren Spitze irgendwo die Bauchwand bloß für sich durchbohrte. Statt in die Leibeshöhle, rutschten Milch und Rogen gleich in diese Röhre. Und mit der Öffnung der Röhre entrannen sie aus des Walfisches Bauch wie Jonas und Münchhausen.

Genau hier aber ist nun von einem höchst amüsanten Wege der entwickelnden Natur zu sprechen, der erst des Mysteriums Schlüssel für dich als Menschen und deine heutigen Geschlechtsthürverhältnisse giebt.

Mit dem eben genannten Fortschritt sind wir ja anscheinend deiner menschlichen Situation schon kurzweg auf dem Hals. Eine Röhre kommt aus der Leibeshöhle, hinten an ihrem Grunde hängt der Apparat zur Erzeugung von Samen und Eiern — ja ist's denn bei dir viel anders? Mindestens beim Weibe scheint's genau so.

Des Weibes Leib hat ja in vielen Zügen ein altertümlicheres Gepräge bewahrt als der des Mannes. Er ist konservativer sozusagen. Wenn du ein nacktes Weib mit sinnendem Philosophenblick anschaust, so hast du ein zäheres Stück Urwelt oder Urweltserinnerung als bei dir vor Augen. Im Weibe hast du intensiver auf den ersten Blick das Säugetier vor dir. Das Weib weist, wie genaueste wissenschaftliche Messungen ergeben, in allen feinen Maßen seines Körperbaues stärkere Anklänge an das Kind auf, als der Mann, — das Kind aber wieder ist, in einem Zusammenhang offenbar mit jenem früher besprochenen biogenetischen Grundgesetz, allemal dem Stammtypus, dem Ahnenhaften, Vorhergehenden noch weit ähnlicher als das erwachsene Wesen. Du wirst aus diesen ungemein feinen und sinnigen Schriftunterschieden der Natur bei ihrem Gesamtworte Mensch natürlich nicht gewisse alberne Folgerungen ziehen, als wenn das Weib nun etwa noch kurzweg das Tier wäre und der Mann etwa schon der Herrgott, und vollends wirst du das nicht hinauslügen bis auf mannesfreundliche Theorien über eine geistige Minderwertigkeit der Frauen. Solche Schlüsse wären etwa eben so albern wie wenn du sagen wolltest, der Mensch stehe in der Linie vom Fisch zum Gott unter dem Pferde, — sintemalen die Hand des Menschen mit ihren fünf Fingern thatsächlich im Vergleich zu dem Vorderfuß des Pferdes mit seiner einen Riesenzehe einen „altertümlicheren" Zug hat, der vielmehr noch an die Eidechse erinnert, bei der die Handentwickelung mit jener Fünfzahl einsetzte. Gerade an der Hand kannst du aber recht sehen: es kommt darauf an, was damit gemacht und inwiefern ein Ding vergeistigt wird, mag die Grundform nun an sich altertümlich oder jung ausschauen. Nur zu oft in der Natur ist gerade das Altertümlichere, Kindlichere vor dem Fortschritt wieder das Biegsamere, das Brauchbarere gewesen, während das einseitig hoch Spezialisierte abfiel. Von solchem Abfallen wollen wir ja auch beim Manne bei uns nun nicht reden. In Wahrheit sind diese Alt- und Jungunterschiede der

Menſchenkörper überhaupt nicht ſo groß, um ernſtlich in der Fortſchrittsdebatte mitzuſprechen. Ich erwähne ſie hier nur für unſeren ſpeziellen Fall.

Alſo beim Weibe liegen jene beſagten Dinge, wie es ſcheint, thatſächlich noch im uralten Sinne. Am nackten Körper haſt du zwiſchen den Schenkeln eine Öffnung, die nicht mit Mund noch After, alſo überhaupt dem Verdauungskanal, ſchlechterdings etwas zu thun hat. Sie geht in die zwiſchen Darmwand und Leibeswand liegende Bauchhöhle. Doch nicht mehr nach der Neunaugenweiſe in den Hohlraum dieſes Bauches geradezu hinein. Sondern vielmehr durch eine Röhre in ein Organ, das die Eier von gewiſſen innerlichſten Erzeugungsſtellen her aufnimmt. Es ſcheint alſo jene unbedeutend höhere Stufe bereits vollauf erreicht — aber weiter auch dann kein Unterſchied. Beim Manne iſt die Sache unverkennbar durch irgend eine Spezialiſierung verwickelter gemacht, — der Erzeugungsapparat des Samens erſcheint in Geſtalt des Hodenſackes ſozuſagen aus der Leibeshöhle bruchartig vorgedrängt und entſprechend iſt die zugehörige Röhre denn auch ganz äußerlich als „Glied“ ſichtbar geworden. Doch das hängt erſt wieder mit den Begattungsſachen zuſammen, die wir als Gliedfrage uns beſonders reſerviert haben, kommt alſo hier, wo ſich's einfach um die Thür als ſolche handelt, noch nicht in Betracht.

Aber du ſchauſt genauer hin und dir fällt doch eins auf. Eben das nämlich, was wir oben mit einigem Pathos unter die Schreckniſſe der menſchlichen Liebe vom Boden einer übernatürlichen Erſchaffungstheorie gezählt haben. Dieſe Leibespforte dient beim Menſchen nicht bloß den Geſchlechtsſtoffen, ſondern noch einer höchſt widerwärtigen Sache, dem Urin.

Wir wollen die Sache jetzt nun nicht pathetisch anschauen, sondern einmal recht friedlich naturgeschichtlich.

Schließlich kommt's ja mit dem „Unappetitlichen" auch so auf den Standpunkt an.

Da hinten am Seeufer lag eine tote Katze angespült. Ich glaube wir sind uns darüber einig, daß eine solche vom Fäulnisgas prall aufgetriebene, von giftigen Fliegen umschwärmte, die schöne Frühlingsluft weithin verpestende Wasserleiche so ziemlich den untersten Abgrund alles ästhetisch Scheußlichen für uns darstellt. Und doch wette ich, wenn ich dich jetzt zur Größe eines Fäulnisbazillus herabzaubern könnte und dich dann in diese Wasserleiche versetzte, ohne dir zu sagen, wo du seiest, — ich wette, du würdest dich auf einem Böcklinschen Gefilde der Seligen voller Farbenwunder glauben. Da wölbte sich über dir eine smaragdgrüne, vom durchglühenden Lichtäther wunderbar magisch erhellte Himmelskuppel, und in ihrem Glanze schautest du in eine Landschaft, wie sie ein modernes Malerherz träumt: blutrote Berge, himmelblaue Wälder und ein ockergelbes Meer. Ein blauschwarzes Riesennilpferd wandelte mitten im Feld, und aus dem Meer schnellten sich silberweiße Delphine in der Größe von Walfischen. Der Himmel wäre nämlich die verwesungsgrün aufgetriebene Bauchdecke der Wasserkatze und die sämtlichen anderen Böcklinfarben gehörten den unterschiedlichen faulenden Eingeweiden und Flüssigkeiten an, zwischen die ein Mistkäfer eingedrungen ist und in denen die Maden wühlen. Es liegt eben alles an der Stellung. Wenn du umgekehrt als ein ungeheurer Lichtgeist vom Sirius herabstiegest, so könnte es recht wohl geschehen, daß dir diese ganze Erde wie eine schmutzige Wasserleiche vorkäme, ausgespuckt vom großen Lichtsee der lebendigen Feuerwelten. Der heilige azurblaue Himmel mit seinen keuschen Wasserbläschen, der da oben über dir strahlt, erschiene dir wie eine ekle Verwesungshaut auf diesem armseligen, nicht mehr selbstleuchtenden Erdenexkrement, und unter dieser scheuß-

lichen Blaſe wimmelten die Menſchen als Maden und Miſtkäfer, die ihre Löcher in den Moder treiben.

Sehr viel anders iſt es nun von der nötigen Perſpektive aus mit dem Urin zunächſt auch nicht.

Ich denke, daß du eine ungefähre Vorſtellung haſt, was dein Urin jenſeits von Gut und Böſe iſt.

Lebendes Weſen, wie du als Menſch es biſt, haſt du als Geſetz deines Daſeins in dir: Du mußt dich unabläſſig durch dieſe Welt durchfreſſen, ſolange du lebſt. Wohl behauptet ſich geheimnisvoll eine ſelbſtändige Individualität in dir. Aber dieſe Individualität iſt gleichzeitig in eine Art Schraube geſperrt: ſie muß ſich zeitlich ſo vorwärts bewegen, daß ſie ſich fort und fort durchſchrauben muß durch ſoundſoviel Beſtandteile anderer, fremder Individualitäten. Sie nimmt dieſe Beſtandteile in ſich, ſie gehen räumlich durch ſie hindurch. Gewiſſe Teile paſſen ihr in ihren Bau, bleiben bei ihr, werden „ſie ſelbſt", — die anderen gehen ganz durch, fallen nachträglich wieder ab, ſchwinden hinter ihr wieder hinaus. Vom erſten Tage deines Lebens an geht das ſo. Du ſtopfſt und ſtopfſt fremde Welt in dich. Alle Sorten ſolcher Welt. Luft, Waſſer, Tieriſches, Pflanzliches. Die Atmoſphäre, in der du ſchwimmſt; die flüſſige Ehe von Sauerſtoff und Waſſerſtoff; uralte Onkel von dir, die Pflanzen; deine Ahnen und Vettern, die Tiere. Wie eine unabläſſig wühlende Made, vor dir der Käſeberg, in den du eine Breſche gräbſt, — und hinter dir eine endloſe Spur von Durchgewürgtem, Wiederabgeſtoßenem, Verdautem.

In drei Formen nimmſt du das Fremde auf: feſt, flüſſig, luftförmig. In den drei Formen reißt es ſich auch wieder

von dir. Ein schwindelndes Bild, welche Mengen. Denke dir: du bekämst plötzlich einen Überblick über die ganze Lebensarbeit deiner Individualität in diesem Sinne. Vor dir die ganze Nahrung deines Lebens: vom Mutterblut, das dich als Embryo speiste, bis zu dem letzten Zuge Luft in die welke Lunge des sterbenden Greises. Und hinter dir die endlose Abfallstätte. Ein wahres Grausen würde dich fassen vor der Riesengröße eigentlich deines Individuums, der Masse der Dinge, die du in deinen Lebensjahren umspannt, durchdrungen hast. Hügel und Teiche von Nahrung; und hinter dir Hügel und Teiche von schon wieder Ausgelöstem. Und die Menschheit im ganzen wie ein ungeheuerlicher Regenwurm, der, wie dieser unablässig sein kleines Feld, so die ganze Erdrinde durch die Jahrtausende hindurch immerzu in sich hineinschlingt und wieder von sich gibt. Die Pflanzen kauen ihr die Mineralstoffe vor, sie verschlingt dann die grüne Pflanzendecke, verschlingt das Tier, das selber schon von Pflanzen genährt ist. Und im höchsten Sinne, da doch Pflanze, Tier und Mensch alle nur wieder Teile der Erde sind, ist es diese Erdkugel selbst, die an ihrer Oberfläche sich wie ein enormer Magen immer neu verdaut, ihre eigenen Stoffe um und um kreisen läßt.

In dieses große Bild gehört nun auch dein Urin, auch er ein unablässig rauschender Strom in diesem gigantischen Panorama, ein beständiger Platzregen, der von der Tier- und Menschheit niederrinnt, um wieder in den großen Kreislauf zurückzukehren.

Nahrung ist in dich eingetreten, du hast dich wieder so und so viel Kubikzoll weiter in deine Umgebung, in das Erdreich, in dem du als Regenwurm steckst, eingefressen. Der Darmschlauch und sein Anhängsel, die Lunge (du erinnerst dich: sie ist ursprünglich nur ein Blindsack seiner Schlundseite) haben die Nahrung zunächst grob umfaßt. Das Blut zahlt sie dann erst verfeinert den ganzen Körpergeweben aus, pumpt

ſie bis in jede fernſte Ecke. Das Blut nimmt in der Lunge die Luftnahrung ein, ſaugt von den Darmwänden die feſtflüſſige Nahrung ab und läßt die Nährſtoffe nun treiben bis zu jeder millionſten und abermillionſten Zelle im äußerſten Gehirnfäſerchen oben oder in der letzten Zehenſpitze unten. Aber nun gilt es, auch ſo und ſo viel Abfallsſtoffe der großen Küche wieder hinauszubefördern, die feinen Exkremente des ganzen Organismus aus jeder Einzelzelle. Große unverdauliche Maſſen der Darmnahrung wirft ja der Darm ſelber wieder aus. Aber das iſt nur das überhaupt Überzähligſte, gleichſam die harte Schale nur der nährenden Nuß. Die viel feinere, engere Abfuhr deſſen, was in jeder Zelle des ganzen Leibes überflüſſig wird, muß ebenfalls das Blut beſorgen. Und da gibt es denn nun zwei Wege. Das Luftförmige, das wieder fort ſoll, pumpt es als Kohlenſäure in der Lunge ſelber wieder aus. Für das Wäſſerige und in Flüſſigkeit Gelöſte dagegen paſſiert es in dir zwei famoſe Reinigungsſtellen, die Nieren.

Jede deiner beiden Nieren iſt nichts anderes als ein vorzüglicher Filtrierapparat. Feſt geſchloſſen in ihrem engen Röhrenſyſtem kommt die Blutwelle daher gerauſcht. Da plötzlich paſſiert ſie die Niere. Sie ſchwebt auf der Filter, auf dem Sieb wie die Schmutzwaſſer einer Goſſe über der durchlöcherten Platte der Kanaliſation. Aber das Nierenſieb hat die treffliche Konſtruktion, daß es nur ganz beſtimmte Teile dieſer Blutwelle durch ſeine Löcher läßt. Das flüſſige Blut iſt im Moment, da es die Niere paſſiert, zuſammengeſetzt weſentlich aus drei ganz verſchiedenen Dingen. Erſtens klarem Waſſer, von dem gut und gern ein ordentliches Teil als überflüſſig abgezapft werden kann. Zweitens den wirklichen Dreck- und Giftſtoffen, die ſo ſchnell wieder hinaus müſſen, wie nur möglich. Drittens aber der eben erſt gewonnenen guten Nährbouillon, den kreiſenden Eiweißſtoffen, die abſolut hier nicht mit in die Senke gehen dürfen. Entſprechend filtriert

denn das Nierenſieb auch nur das überzählige Waſſer und den Exkrementſtoff abwärts und hält die Eiweißteile zurück. Wenigſtens in geſundem Zuſtand. Erkrankt in beſtimmter Weiſe, lockert ſich die Filterplatte ſo, daß auch das Eiweiß mitgeht, alſo des Leibes heiligſte Nährbouillon abfließt, — und dann ſieht's faul um den ganzen Menſchen aus.

Das „Abwärts" aber bedeutet: dieſe Abfallsflüſſigkeit geht in regelrechter Unterkanaliſation anſtatt im Blutkanal weiter jetzt durch eine Separatröhre von jeder Niere aus in ein großes gemeinſames Latrinenreſervoir, die Harnblaſe. Und von dieſer Harnblaſe rauſcht ſie durch eine letzte Rieſelröhre unmittelbar — aus dem ganzen Körper heraus. Da die Nieren ganz genau wie die Eierſtöcke im Innern der Bauchhöhle liegen, kann das logiſcher Weiſe auch nur durch ein Loch geſchehen, das in die Bauchwand geſchlagen iſt.

Und jetzt denn ſeltſam genug: die innere Urinröhre mündet beim Weibe in dasſelbe Thor zwiſchen den Schenkeln ein, durch das die Geſchlechtsſtoffe gehen. Auf ein letztes kurzes Stück, ſo zu ſagen ſchon im Thorbogen ſelbſt, vereinigen ſich beide Röhren ſogar geradezu. Und beim Manne iſt's noch weit intimer. Da laufen Urin und Samen das ganze große Kanalende, das man Mannesglied heißt, durchaus gemeinſam, als wären ſie von Haus aus die verträglichſten Freunde von der Welt.

Ich glaube, ein Gedanke liegt hier nahe genug. Die Natur hat, wie ſo oft, geſpart. Sie hat nur eine Durchbohrung der geſchloſſenen Leibeshöhle haben wollen. Da nun zwei Röhrenſyſteme aus dem Innenraum herauswollten, der

Abfluß der Nierenfilter und der Abfluß der Geſchlechtsorgane, ſo hat ſie eben einfach dieſe Röhrenöffnungen ſo weit zuſammengeſchoben wie es ging.

Sie hat ja ſchon ſonſt offenbar vereinfacht. Du erinnerſt dich: das Leibeshaus deiner Ahnen vom Wurm an nahm eine Geſtalt an etwa wie ein Wagen. In der Mitte der eine Darm als Grundſtock. Rechts und links aber die weiteren Organe doppelt: zwei Augen, zwei Ohren, zweimal je zwei Arme und Beine, ſogar zwei Gehirnhalbkugeln und zwei Lungen. In dieſer allgemeinen Zweiheit aller ſpäter entſtehenden Organe konnten nun auch die Geſchlechtsorgane nicht zurückſtehen. So hat deine Liebſte heute noch zwei Eierſtöcke, rechts einen und links einen. Es ginge ja auch mit einem. Bei den Vögeln zum Beiſpiel iſt der eine (der rechte) faſt immer völlig verkümmert, ſo daß du in einem Huhn, das du aufſchneideſt, allemal ſcheinbar nur einen einzigen echten Eierſtock vorfindeſt. Aber die alte Doppel-Symmetrie hat ſich trotzdem in den meiſten Fällen und ſo auch bis zum Menſchenweibe in der altertümlichen Weiſe treu erhalten. Auch beim Menſchenmanne haſt du ja noch (trotz ſonſt ſo auffälliger Wandlungen) zwei Samenorgane in dem gemeinſamen Hodenſack, — jene beiden feſten Körper, die der Volksmund „Eier“ nennt, obwohl ſie gerade das Umgekehrte von echten Eiern, nämlich die Erzeugungsſtätten des männlichen Samens ſind.

Trotzdem iſt aber darin wenigſtens ein konſequenter Weg ſichtbar, daß nun ſchon früh durchweg nicht mehr jeder Eierſtock ſein beſonderes Loch ſich nach außen gebohrt hat, — ſondern beide Eierkanäle in ein einziges gemeinſames Loch mündeten. Schon bei den Fiſchen iſt dieſe Vereinfachung der Lochfrage ganz allgemein verbreitet und von da an aufwärts kennt man es nicht anders.

Dasſelbe Prinzip waltete nun für ſich auch wieder bei den Nieren. Auch ſie ſind paarig, das heißt in jeder Körperſeite je eine, entſtanden und haben ſich bis zu dir ſo erhalten.

Einige Vögel, z. B. die Reiher, habens freilich hier nachträglich noch wieder bis zur Verwachsung in eine Gesamtniere gebracht. Unverkennbar aber bleibt auch dort wenigstens das vereinfachende Prinzip, nicht zwei Urinlöcher zu schaffen, sondern nur eines. Bei den Tieren, wo sich eine Harnblase als gemeinschaftliches Reservoir für beide Nierenfilter entwickelte, blieb ja überhaupt ein Kanal als Schlußstück übrig, war also auch nur ein Loch nötig, und gerade du selbst gehörst als Säugetier hierher.

In diesem Sinne hat es nun an sich wohl nichts Überraschendes, sich zu denken, daß eines Tages auch das Urinloch und das Geschlechtsloch noch zusammenschmolzen in eines.

Diesmal war thatsächlich aber die Entwickelung von vorne herein noch ein ganzes Stockwerk sparsamer, als die logische Linie ergibt.

Jene Ausbildung eines besonderen Geschlechtsloches, das erst nachträglich wieder mit dem Urinloch hätte verschmelzen können, hat in der Hauptlinie deiner Ahnen überhaupt, wie es scheint, nicht stattgefunden, — sie hat gar nicht mehr stattzufinden brauchen. Denn schon in sehr frühen Zeiten hatte sich da die Sache so eingestellt, daß die Urinröhre samt ihrem Urinloch einfach die Hinausbeförderung der Geschlechtsstoffe mit übernahm.

Das klingt nun recht seltsam. Aber denke dich durch folgenden Hergang einmal durch.

Hier ist ein Wurm. Bei ihm hat sich eine geschlossene Leibeshöhle entwickelt und in dieser Höhle liegen wie im schönsten Tabernakel die Geschlechtsorgane. Samen und Eier wollen heraus. Wie? Der eine Weg war jenes durchbrechende Geschlechtsloch. Aber wenn es dessen gar nicht besonders bedurfte? Die Eier oder Samentierchen treiben sich an der inneren Bauchwand herum wie Jonas im Walfisch. Da plötzlich ein Lichtblick. Durch die Leibeswand öffnen sich feine kleine Luken. Schmale Schachte wie Fuchslöcher ziehen sich

durch die Leibeswand nach außen. Diese feinen Schachte sind aber nichts anderes, als die erste Anlage dessen, was bei uns heute „Nieren" heißt.

Ihre Wände dienen als erste, noch recht schlichte Filter, durch die die unbrauchbaren Säfte des Wurmleibes ablaufen. Aber da sie thatsächlich regelrechte, wenn auch ganz feine Öffnungen in der Walfischhöhle darstellen, so wagen unsere kleinen Jonas und Münchhausen sich kühnlich hinein, klettern durch, — und das Problem ist auch ohne Geschlechtsloch gelöst: Samen und Eier sind im Freien, einfach auf dem Wege des Urins. Es giebt eine ganze Menge Würmer, bei denen der gesamte Sachverhalt heute noch genau so ist.

Bei anderen Würmern hat sich dann früh der Nierenapparat so geregelt, daß nicht mehr viele kleine Nierenkanälchen alle besonders nach außen mündeten. Die einzelnen Urinfilter ergossen vielmehr ihren Inhalt in einen größeren Schlauch, der jederseits im Leibe des Wurmes lag. Dieser ganze Schlauch öffnete sich aber selber jetzt wie ein einiges Filterkanälchen der vorigen Art einerseits offen in die Leibeshöhle und andererseits offen nach außen ins Freie.

In der Hauptsachlage war also nichts geändert: Samen und Eier konnten einfach jederseits auch diesen großen Urinschlauch statt der vielen kleinen als Pforte aus dem Leibeskerker in die Außenwelt benutzen. Auch diese Stufe findest du bei heute lebenden Würmern sehr gut noch entwickelt und zwar gerade bei solchen, die auch sonst unverkennbar deinem menschlichen Stammbaum nahe stehen.

Und so und nicht anders, scheint es, hat die Geschichte bei den ältesten Wirbeltieren (also deiner engeren Sippe), bei den einfachsten Urfischen auch noch eingesetzt. Wenn gerade die Neunaugen es heute just nicht mehr so machen, so müssen diese wohl hier etwa einen Seitenweg für sich gegangen sein. Sie haben ja an und für sich genommen, wie du gesehen hast, auch eine völlig logische Straße mit ihrer besonderen

Geschlechtspforte eingeschlagen. Aber deine echte Ahnenlinie brauchte die gar nicht, — sintemalen Eier und Samen sich längst im Ganzen resolut bequemt hatten, den Urinkanal als solchen, ja die Niere selber, deren größten Teil der ja ausmachte, für ihre Außenweltsreise einfach mit zu benutzen. Milch wie Rogen fiel in die Niere und schwammen mit den Filterwässern heraus. Eine wahre und regelrechte Urinliebe konnte hier festgestellt werden, und wenn Männlein und Weiblein sich begatteten nach Blaufelchenart, so spritzten Ei und Samen thatsächlich im verwegensten Sinne dabei wie schmutziges Nierenwasser, wie Urin hervor.

In dieser äußersten Weise der Mischung von zwei so grundverschiedenen Dingen bloß aus Raumersparnis hat sich nun aber die Sache doch mit wachsender Entwickelung auch nicht endgültig halten lassen.

Schon in der Gegend deines Stammbaums, wo der Fisch über den Molchfisch zum Amphibium, also zum Frosch und Molch, ansteigt, zeigt sich ein deutliches Bestreben, den großen innerlichen Urinschlauch wenigstens in zwei Fachwerke gleichsam zu teilen. Ein Fachwerk für die Geschlechtsstoffe, — und eines für den Urin.

Der große Kanal spaltet sich. Durch die eine Abteilung floß der Urin nach wie vor ab. Die andere reserviert sich dagegen den Geschlechtssachen. Unten kommen beide Schläuche freilich wieder zusammen und münden natürlich doch ins gleiche Loch der Leibeswand endgültig hinaus. Dabei machte sich jedoch folgendes geltend als besondere Fügung.

Bis an diese Stufe der Entwickelung heran ist der Sachverhalt vielfältig, ja ursprünglich vielleicht ganz allgemein, so gewesen, daß deine Ahnen Hermaphroditen waren.

Das heißt: jedes Einzeltier erzeugte sowohl Samen wie Eier in sich.

Erinnere dich an das, was ich dir früher von den Schnecken und den Blutegeln erzählt habe. Diese Zwitter-Anlage bedeutet nicht, daß jedes Wesen nun nach Begehr sich selber begatten konnte. Immer auch so mußten zwei Einzelwesen zusammen. Bloß daß strenggenommen keines ganz Männchen, keines ganz Weibchen war. Jedes gab dem anderen Samen für dessen Eier und erhielt umgekehrt für seine eigenen Eier auch wieder Samen von dort. Jedes war zeitlebens ein „Hermaphroditos." Du kennst die hübsche Geschichte aus der griechischen Mythologie? Dieser Mythologie eines Volkes von Weisen, das alles dumpfe Grübeln des Orients in liebliche Kunstbilder umgeschaffen hat. Der brave Hermaphroditos ist ein Sohn des Hermes und der — mythologisch stets bereiten, obwohl anderweitig verheirateten, Aphrodite. Er badet in einer Quelle, die Quellnymphe, deren Wasserleib seine schönen Jünglingsglieder berühren, verliebt sich in ihn, und auf ihr Gebet lassen die Götter der Beiden Leiber zu einem einzigen Wesen zusamenschmelzen, das nun Weib zugleich ist und Mann.

So hübsch kann die Zoologie es ja nicht erzählen. Sie berichtet dir von Schnecken und Regenwürmern. Aber als Thatsache jenseits von aller luftigen Mythologie stellt sie jedenfalls fest, daß auch ziemlich hoch in deinen Menschenstammbaum hinauf noch eine ganz naive, uralthergebrachte Hermaphroditerei geherrscht hat.

Bei deinen Wurmvätern war sie einfach gang und gebe. Jene kartoffelartig scheußlichen Ascidien an der Schwelle des Wirbeltiers, Onkels wohl mindestens von dir, wissen es noch nicht anders als so. Aber selbst echte Fische „zwittern" ganz

fidel. Eine Sorte Neunaugen entwickelt, wie die Auſter, nacheinander im gleichen Leibe reifen Samen und reife Eier. Echte Fiſche aus der Gruppe der Barſche (die ſogenannten Sägebarſche) und der Braſſen (die Goldbraſſen) ſind Hermaphroditen vom reinſten Waſſer, die „übers Kreuz“ doppelt miteinander zeugen. Kein Göttergebot hätte bei dir einzugreifen brauchen, als du noch in dieſer Region ſteckteſt. Und Ariſtophanes hätte hier eher Rat gewußt, der die Götter eines Tages die doppelgeſchlechtigen Menſchen erſt in zwei Hälften, Mann und Weib, nachträglich auseinanderſpalten läßt.

Nun alſo: dieſe Zwitterei hat offenbar eine Weile noch in jene Urinfrage hineingeſpielt.

Längere Zeit muß das Ausfuhr-Problem eigentlich ein dreifaches geweſen ſein. In einem und demſelben Individuum handelte es ſich erſtens um den Urin, zweitens um den Samen und drittens um die Eier. Wenn Samen und Eier zu verſchiedenen Zeiten erzeugt wurden, wie bei den heutigen Inger-Neunaugen, ſo war es ja wohl ſehr gleichgültig, ob ſie jedes für ſich denſelben Ausgangskanal paſſierten: in die Gefahr einer inneren Miſchung und Selbſtbefruchtung kamen ſie ja doch nicht. Aber ſobald jene gleichzeitige Erzeugung beider Stoffe in jedem Individuum, wie wir ſie noch bei den Barſchen und Braſſen haben, einmal eintrat, mußte ein Bedürfnis nach Trennung der Kanäle auch für dieſe verſchiedenen und gegenſätzlichen Geſchlechtsſtoffe noch wieder unter ſich ſtark werden, ganz abgeſehen vom Urin. Hier ſcheint jetzt früh der folgende Ausweg eingetreten zu ſein.

Der jederſeitige Urinkanal hatte ſich allmählich in je zwei Kanäle vollſtändig bis zum Ausgang geteilt, der eine ausgeſprochen als Urinkanal geſpeiſt von den Nierenfiltern, der andere als Geſchlechtskanal von den Geſchlechtsorganen befrachtet. Jetzt regelte ſich die Sache aber ſo, daß die beiden Geſchlechtsorgane ſich voneinander ſeparierten hinſichtlich ihres Frachtweges. Das weibliche Organ, das Eier erzeugte,

warf seine lebendige Post in den für Geschlechtsstoffe reservierten Teil der Urinröhre; — das männliche Organ dagegen benutzte, um nicht mit den Eiern in Kollision zu kommen, für seinen Samen lieber nach wie vor den echten Urinkanal selbst, — gleichsam als das kleinere Übel.

Und wie das nun einmal lange Zeit zäh so Brauch gewesen war, blieb es auch traditionell bestehen, als schließlich jene Zwitterei als solche ganz aufhörte. Von den Amphibien, also den Molchen und Fröschen an, giebt es im höheren Wirbeltierbereich bis zu dir hinauf normaler Weise keinen Hermaphroditismus mehr. Bei jedem Einzelmolch, jeder Einzeleidechse, jedem Einzelvogel und jedem Einzelsäugetier wird in jedem Einzeltier nur mehr eine Sorte von Geschlechtsorgan arbeitsfähig entwickelt: entweder Eierstöcke oder Mannesboden, — das Tier ist also entweder ganz Mann oder ganz Weib.

Wenn aber so ein Mannesmolch etwa fortan nur mehr Samen produzierte und selber gar keine Eier mehr, so war völlig verständlich, daß bei ihm die Separatabteilung der Urinröhre, die von der Eierausfuhr bisher zäh einseitig belegt worden war, wertlos wurde und abkümmerte. Seine ganze Geschlechtspost, die ja nur noch in Samen bestand, blieb dem Brauche nach wie vor treu, durch die Niere so zu sagen selber hinauszugehen und den echten Urinweg nicht zu scheuen. Und so war bei ihm eigentlich die Sache wieder auf den ursprünglichsten Stand zurückgebracht: sein ganzer Geschlechtserguß lief wieder im echten Urinrohr.

Umgekehrt der weibliche Molch, der bei der Eierproduktion blieb, hielt fest an dem Separat-Kanal für diese Eier und konnte ihn in keiner Weise entbehren. Dagegen war ihm vom Moment an, da er keinen Samen mehr produzierte, der echte Urin-Abflußteil für die Geschlechtspost ganz gleichgültig Sintemalen aber hier doch eben der Urin selber nach wie vor floß, durfte dieser Kanalteil nun doch auch hier nicht ver-

kümmern, — und ſo behielt Frau Molchin hübſch beide Kanäle nebeneinander in voller Kraft, dieſen bloß für die reinlichen Eier, jenen bloß für das dreckige Filterwaſſer der Niere.

Jeder der kleinen bunten Teichmolche, den du dir aus dem Krötentümpel dort holen magſt, zeigt dir dieſe ganze Stufe aufs hübſcheſte noch jetzt in ſeinem Leibe: die Eierfracht ſchon emanzipiert vom Urin, obwohl noch in einer von der Urinröhre urſprünglich abgeſpaltenen Röhre, — die Samenfracht im Männlein dagegen noch geradezu durch die Niere in den Urinkanal fallend und dort hinausgeſchwemmt, — alſo immerhin noch halbſeitige Urin-Liebe.

Oberhalb des Molchs, auf der Linie von der Eidechſe zum Menſchen, iſt dann die Sache allerdings nochmals recht umgeknetet worden. Die Niere ſelber war diesmal daran ſchuld. Indem die Natur dieſe köſtlichen Blutfilter immer praktiſcher ausgeſtaltete, ſchuf ſie ſie gemach zu einem eigentlich ganz neuen Organ um.

Am unteren Ende des alten Nierenapparats bildete ſich ſo zu ſagen ein großer Auswuchs oder Sproß, der ſich in ganz anderer Lage in die Leibeshöhle einſchob und fortan die eigentliche Niere darſtellte, der die ganze Filtriererei jetzt in einer noch viel kunſtvolleren Art, als es früher geſchehen, oblag.

Dieſe neue Niere bildete ſich alsbald auch einen eigenen neuen Urinkanal, und bei den Säugetieren entſtand da, wo dieſe Kanäle beider neuen Nieren von rechts und links des Leibes ſich einten, zunächſt ein großes gemeinſames Urin-Reſervoir, ein innerer Nachttopf gleichſam: die Harnblaſe.

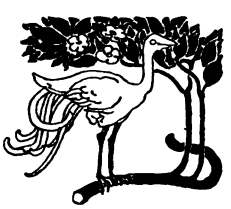
Erſt aus dieſem Topf führte ein letztes Kanalſtück dann ganz ins Freie und ließ den Urin äußerlich abfließen. Und damit war denn auch beim Manne der alte Urinkanal ganz entlaſtet, der Samen brauchte nicht mehr durch die Niere und neben dem Urin in ihn einzufallen: die alte Röhre wurde auch hier gänzlich für die Geſchlechtsfracht frei, — ſie wurde ausſchließlich „Samenleiter“ ohne Urin. Beim Weibe konnte der betreffende Kanal jetzt überhaupt einſchrumpfen, da er, ſobald der Urin nicht mehr durchging, hier ſofort ganz arbeitslos war.

Und ſo blieb ſchließlich bis zu dir ſelber herauf nur zweierlei von der ſchönen Odyſſee der Eier, Samen und Urin übrig.

Erſtlich die Thatſache, daß deine ſowie deiner Liebſten Ausfuhrkanäle für Samen ſowohl wie Eier auch heute eigentlich und von Rechtswegen immer noch urſprüngliche Urinkanäle ſind, die bloß allmählich okkupiert und endlich dauernd eingenommen wurden von den Geſchlechtsſtoffen. Und zweitens eine Folgerung, die nahe genug lag: die alte Gemeinſchaft, ja Identität von Urinkanal und Geſchlechtskanal äußerte ſich immerzu wenigſtens noch in der ganz oder nahezu gleichen Mündungsſtelle der beiden großen Leibeskanaliſationen. Beim Menſchenweibe mündet der Urinkanal noch immer mit dem Geſchlechtskanal gleichſam in der Pfortenwölbung einer und derſelben Öffnung zwiſchen den Schenkeln zuſammen aus. Und beim Menſchenmanne geht der Samenkanal ſogar ſchon dicht unter der Blaſe immer noch in den Urinkanal ſelber ein, und das ganze äußere Mannesglied durch fließen Urin und Samen doch noch immer einträchtiglich zuſammen derſelben Mündung zu. Wobei freilich dieſes Mannesglied erſt noch wieder eine beſondere Bildung als ſolches darſtellt, von der wir gleich noch zu reden haben.

Du aber erkennſt: was dir als Inbegriff ſchon des Greulichſten erſchienen iſt — die Urinkanal-Liebe, — die Mit-

benutzung der gleichen Öffnung gerade durch dieſe beiden wie Himmel und Hölle verſchiedenen Körperſyſteme, — das iſt in Wahrheit ſchon die äußerſte Verdünnung der Schemen und das Geſpenſt nur noch alter, unendlich viel gröberer Sachlagen. In millionenjahrelanger Arbeit hat die Entwickelung dir erſt die Eierſtöcke, dann auch die Samenhoden herausgefiſcht und herausgemeißelt aus der Niere, dem Urinapparat ſelber, in den ſie ſich eingeniſtet hatten einfach weil er ihren Lebensſtoffen überhaupt einen Ausweg „aus des Walfiſchs Bauch“ bot. Bis dicht an die Pforte ſelbſt hat ſie dir die Stränge bereits wieder voneinander geflochten, die ein geſchichtliches Verhängnis verknotet. Willſt du die natürliche Entwickelung Gott nennen, gut, ſo iſt Gott ſeit der Devon-Zeit, da die erſte Eidechſe auftauchte, mindeſtens unabläſſig dabei geweſen, deine Geſchlechtsſtoffe vom Urin wieder zu trennen. Und nun die Sache beinah auf eines Fingers Länge, und beim Weibe noch weniger, gelungen iſt, — nun kommſt du mit deinem ſpäten Lichtfeldchen im Gehirn, leuchteſt heran und brichſt in Deklamationen aus über die Schauderhaftigkeit der Welt, die den heiligen Graal der Zeugung abwechſelnd auch als Nachttopf benutze . . . . .



Ich will dich aber noch etwas ſtärker beſchwören.

Wir haben von der Vereinfachung geſprochen. Wie die Natur ſparen wollte mit Leibespforten als ein kluger Architekt, der da weiß, daß allzu viel Thüren Diebe machen. Zwei Eierſtöcke mit zwei Eileitern gingen ſchließlich in eine Öffnung aus; zwei Manneshoden in ein Mannesglied; zwei Nieren in

eine Blaſe und ſchließlich in ein Loch. Und dieſes Nierenloch fiel auch noch beim Manne zuſammen mit der Öffnung des Gliedes, beim Weibe mit der Mundhöhle gleichſam des großen Gebärloches. Aber warum iſt da nicht noch eine letzte Vereinfachung eingetreten?

Eine winzige Spanne an deinem nackten Menſchenleibe nur fort von dem Urin-Geſchlechtsloch — und du biſt an der anderen Pforte des unteren Rumpfendes: dem Afterloch.

Beim Weibe zumal engen ſich die Verhältniſſe ſo ein, daß die Öffnungen bei einander ſitzen wie die Gläſer einer Brille. Warum iſt das nicht auch noch überwunden worden? Zuſammengeſchmolzen.

Du merkſt, wir ſind jetzt recht in einer anderen Art des Fragens. Welche Deklamationen, wenn's bei uns Menſchen ſo wäre, nach jener anderen Methode! Der heilige Graal der Zeugung nicht bloß mit dem Nachttopf in Kolliſion, ſonder auch noch mit dem Stuhl. Zeugen, Gebären, Urinlaſſen und nun gar noch Kotentleeren in derſelben Thür! Gemach, es iſt ja nicht ſo. Wir haben uns nur jetzt von einer Seite in die Dinge eingebohrt, daß uns geradezu die Frage aufkommt: warum iſt's denn nicht ſo? Das Prinzip der Vereinfachung giebt uns zur Frage das Recht.

Und hier iſt denn zu ſagen: es iſt einfach bloß deßwegen nicht ſo, weil wir Menſchen es diesmal ſchon in unſern Ahnenformen ausgeprobt und wieder verworfen haben. Da war's wirklich herzhaft genug.

Du erinnerſt dich, wie uns oben die Möglichkeit einer Afterliebe, einer echten Liebe durchs Afterloch, flüchtig auftauchte.

Wo die Geſchlechtsſtoffe ſich noch von der Magenwand abſpalteten — und wo dann dieſer Magen zum Schlauch mit einer vorderen und einer hinteren Öffnung geworden war, — da konnte der After natürlich an und für ſich genau ſo gut zur Samen- und Eientleerung benutzt werden wie der Mund. Du weißt aber: dieſe Magenliebe ſpielt in deinem Stamm-

baum schon früh überhaupt keine Rolle mehr, denn die Geschlechtsorgane etablieren sich ja in der Leibeshöhle und benutzen hier durchweg die Niere als Ausgang. Bei den Würmern fängt das schon an und geht von da ins Reich deiner engeren Ahnen, der Wirbeltiere, hinauf. Genau auf dieser Straße nach oben zeigt sich dir jetzt aber auch ein Bestreben, das nun doch den Darmkanal wenigstens nachträglich wieder mit der Liebe in Verbindung bringt.

Da macht zunächst das niedrigste aller Wirbeltiere, jener famose Amphioxusfisch, der noch so gut wie auf der Grenze zwischen Wurm und Fisch steht, ein ganz besonderes Kunststück. Bei ihm münden Niere wie Geschlechtsstoffe schon ganz regelrecht in einen gemeinsamen Raum, der, obwohl er noch andere Zwecke außerdem hat, doch auch als Urinkanal bezeichnet werden kann. Dieser gemeinsame Kanal aber öffnet sich durch Spalten in den vordersten Teil des Darmes und durch die schwimmen die Eier des Weibleins wie die Samentierchen des Männchens schließlich doch noch ganz lustig dem Amphioxustier zum echten Munde heraus. Hätte sich das weiter eingebürgert, so wäre auch aus dieser Urinliebe zuguterletzt doch noch wieder eine Mundliebe geworden und du müßtest heute durch den Schlund außer Luft und Darmnahrung auch noch Urin, Samen und Kinder befördern. Jene vielfältigen Gründe, die überhaupt gegen jede Mundliebe sprachen, haben aber hier offenbar doppelt sich in den Weg gestellt, nachdem auch noch Liebe und Urin beisammen waren, — und so ist Herr Amphioxus das erste und zugleich auch das letzte Wirbeltier, das mit dem Munde liebt.

Die Sache wurde um so unthunlicher, als die Urinmündung bei den Wirbeltieren fortan mit größter Energie in der hinteren Körpergegend sich hielt. Damit kam sie nun notwendig mit dem anderen Darmende, dem Afterloch, in eine gewisse Beziehung. An den Lippenrändern dieses Loches saßen keine scharfen Zähne, es bahnte sich hier keine Verdauung an, noch bestand die Gefahr einer wieder einwärts schlingenden

Bewegung wie beim Munde. Es war schließlich bloß eine Abfallsöffnung so gut wie der Urinausgang selbst, durchaus aufs Hinaustreiben gebaut und also in vieler Hinsicht entschieden brauchbar sowohl für den Urin, als auch für die (nun doch einmal durch ihn an Abfallsstoffe gewöhnten) Geschlechtssachen.

Und so erleben wir's denn wirklich! Schon bei einer großen Masse von Fischen fließen Eier, Samen, Urin und feste Exkremente alle miteinander durch ein und dasselbe Loch schließlich heraus. So insbesondere bei deinen engeren Ahnen, den Haifischen. Das Amphibium, also Frosch und Molch, weiß es nur noch so. Alle Kanäle des Leibes, die nach hinten heraus wollen, strahlen in einen und denselben Punkt ein: der dicke Mastdarm, der jederseitige Urinkanal des Männleins, der zugleich Samenkanal ist, der entsprechende echte Urinkanal des Weibleins und das abgespaltene Urinkanalstück, das die Weibeseier separat verfrachtet.

Willst du eine Bezeichnung finden für diese noch wieder neue Sache, so müßtest du eine bilden, die Urinliebe und Afterliebe unter denselben Decktitel brächte. Der Naturforscher bietet dir nun ein Wort gerade hier, wenn schon keines von den besten. Er nennt solche Vereinigung von Urinausgang und After überall, wo sie bei Tieren ihm entgegentritt, kurzweg „Kloake". Und so ständen wir im Text also jetzt bei der Kloaken-Liebe. Tiere auf dieser Stufe, die sich nach Blaufelchen-Art durch möglichst nahes Zueinanderbringen ihrer Ausfuhrlöcher für Samen und Eier lieben, mußten bei dieser Sachlage einfach ihre „Kloaken" einander zukehren im Liebesakt.

Vom Molch herauf hat diese Kloakenliebe thatsächlich noch lange Zeit eine entscheidende Rolle gespielt. Von ihm bekamen sie sämtliche Reptilien mit, also die Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten, jedenfalls auch die ausgestorbenen reptilischen Ungetüme, die Ichthyosaurier, Flatterechsen, Schreckens-

drachen und wie sie sonst alle heißen. Bloß eine hochentwickelte, warmblütige, federnbedeckende Flugeidechse ist aber der Vogel. Und so findest du bei Huhn und Strauß, Adler und Nachtigall und all den tausend anderen Schwingenträgern in Feld, Wald, Meer und Luft unabänderlich auch die echteste Kloake entwickelt, — immer das harte Ei und der flüssige Samen, das Exkrement des Darmes und der (hier breiartige) Urin der Nieren austretend durch ein und dasselbe große hintere Leibesthor.

Und erst beim Säugetier kommt wieder nachträglich ein großes Halt. So hoch der Triumph der Sparsamkeit war, der glücklich alle Löcher in eins verschmolzen hatte: — ganz durchhalten bis ins Höchste der Entwickelung hinein ließ sich die Sache doch nicht so.

Noch heute lebt in Australien das Tier, das den Umschwung zum strahlendsten Gipfel der ganzen lebendigen Natur auf Erden verkörpert: das Schnabeltier. Das Schnabeltier legt noch Eier in einer sehr ähnlichen Weise wie ein Vogel oder besser noch, wie eine Eidechse. Und das Schnabeltier hat heiligen Ernstes auch noch eine Kloake, — es allein von sämtlichen Säugetieren. Denn ein Säugetier, das seine Jungen mit Milch speist, ist es unbedingt schon. Aber die Kloake hat's doch noch. Man nennt zoologisch die Schnabeltiere vielfach geradezu „Kloakentiere", woraus der Laie wohl den schlechten Schluß zieht, diese kleinen Schnabler hausten wie die Ratten unserer Großstädte in den Abzugskanälen der australischen Farmen, — was ihnen aber gar nicht einfällt. Der Missethäter, der durch die Kloake schwimmt, sind vielmehr ihre eigenen Eier und Samentierchen in ihnen selbst, und die Kloake ist das konföderierte After- und Urinloch ihres eigenen Leibes.

Dann kommt aber das Beuteltier, — die Beutelratte und das Känguruh — und da hat's mit der Kloake jäh ein Ende. Auf einmal steht zwischen der Urin- und Geschlechtsöffnung und der Afteröffnung doch wieder ein fester Riegel,

eine Scheidewand. Fortan gibt's doch wieder zwei Löcher. Und das jetzt bleibt bis zu dir herauf. Du haſt's ſchließlich ſo vom Affen geerbt. Die Kloakenliebe kennſt du an dir nicht mehr, — es ſei denn im Falle eines höchſt mißlichen Gewaltaktes, wenn nämlich bei der Geburt die Wand gegen den After noch nachträglich einreißt; das iſt aber nichts normales mehr, ſondern ein krankhafter Einzelfall.

Ganz umſonſt wäre jedenfalls der Verſuch, den Zeugungsakt ſelber noch einmal durch den After zu leiten. Niemals mehr iſt vom Schnabeltier an aufwärts eine Samenzelle eines Säugetiers durch das hintere Darmende zu einem Weibesei gelangt. Und es läßt ſich höchſtens noch ein ſpaßhaftes Schattenbild des äußerlichen Verſuches wiederfinden in dem päderaſtiſchen Akte.

Indem der Päderaſt den Darmweg noch einmal als Geſchlechtsweg ſucht, kehrt er gewiſſermaßen zurück zum Schnabeltier, — bloß daß ihm zum Unſinn ſich verkehrt, was dort den vollen und heiligen Naturſinn beſaß. Der gleichzeitige Verſuch, aus Mann und Mann ein Liebes-Individuum zu bauen, geht bei ihm freilich noch weiter zurück. Er greift herab bis auf jene hermaphroditiſchen Fiſche und Würmer, bei denen jede Geſchlechtshälfte noch Mann und Weib zugleich war, alſo ein Mannesteil befruchten konnte in einem Leibe, der ſelber auch Mannesteile beſaß.

Die zähen Wurzeln der Päderaſtie im großen Aufwärtsringen der Menſchheit ſind im Übrigen ja noch weit über dieſe alten Reminiscenzen hinaus verwickelt, und nur ein ganz oberflächlicher Beobachter wird ſie mit einem einzelnen Anklang abthun wollen. Wenn auf einſamem Schiff im Ozean fernab von aller Weibergemeinſchaft der Matroſe zur Päderaſtie greift, ſo erſcheint hier unzweideutig eine andere Wurzelfaſer, die den päderaſtiſchen Akt nur als eine Variante des onaniſtiſchen erſcheinen läßt, als einen Akt der Notwehr, wo das Weib fehlte. Von hier aus iſt er zweifellos in ſtrenger

Logik seit Alters immer wieder neu erzeugt worden. Wenn du dann in der höchsten Kunst, in der künstlerisch durchhauchten Ideenwelt von Alt-Hellas, im Antinous-Ideal, in der orientalischen Poesie, und immer und immer so wieder durch Renaissance und Neuzeit päderastische Motive findest, so wirst du auf ein Wurzelende noch ganz anderer Art geführt. Das Päderastische entwickelt sich hier aus einer an sich absolut sittlichen That zunächst der Distanceliebe. Das Auge erfreut sich der Schönheit des Manneskörpers so gut wie der des Weibesleibes, und genießt aus dieser Schönheit heraus die höhere, vergeistigte Sinnlichkeit der Distanceliebe. In einer Verwirrung der Motive wird dann diese Distanceliebe aber als Mischliebe versucht, womit allerdings die ideale Höhe zu einer Situation herabsinkt, deren herbste Strafe zweifellos in ihrer Lächerlichkeit besteht. Und so lassen sich der Wege noch mehr aufweisen. Interessant bleibt aber auf alle Fälle auch in jenem Fisch- und Schnabeltier-Sinne der „zoologische Reaktionär", der im Päderasten allemal so gut steckt wie im Onanisten. Den tragikomischen Zug teilt er dabei mit allen Reaktionären.

Warum übrigens die Kloake wieder verschwunden ist? Wir haben sicherlich gleich einen guten Fingerzeig. Das letzte Tier in deinem Stammbaum, das noch Kloaken-Liebe pflegt, das Schnabeltier, ist zugleich auch das letzte, das noch Eier legt. Das Gebären lebendiger Jungen in dem Zustande wie es beim Säuger vom Känguruh an aufwärts fester Brauch wurde, scheint dem Afterausgang widersprochen zu haben. Der ganze Geschlechtsapparat des Weibes wurde durch das immer längere und innerlichere Ausreifen des jungen Tieres im Mutterleibe mehr und mehr belastet, bekam also wohl auch ein intensives Anrecht auf eine möglichst eigene Thür. Umgekehrt beim Manne führte ein ganz anderer Weg ebenso sicher zur Notwendigkeit einer Trennung: die immer kunstvollere Ausgestaltung nämlich des Begattungsgliedes.

Doch damit berühren wir eine neue Rubrik.

Bisher iſt nur von der Pforte die Rede geweſen. Immer nahmen wir als Urbild der Begattung ſtillſchweigend noch jene Blaufelchenart an: Pforte bloß zu Pforte gekehrt. Der Reihe nach ſahen wir dieſe Pforten wechſeln. Mundpforte, Bauchpforte, Urinpforte, Kloake und nochmals Urinpforte. Aber während die Pforten als ſolche ſich wandelten, hatte auch der ganze Akt ſelber ſeine Fortſchrittsbahn ſich geſucht. Aus dem Stadium der einfachen Lochpforte war er übergetreten in das der Schraube, des Scharniers. Die Gliedfrage iſt es, die ſich da vor uns erhebt.

Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen, was vom Herzen ſpricht,
Und was aus friſcher Quelle bricht,
Das darf im Paradieſe fließen.

Goethe (Im Buch des Paradieſes)

Wallfahrt nach Italien. Was war der große Magnet, der dich hinzog? Der noch heute dein Herz klopfen läßt, wenn das Wort erklingt? Landſchaft, lebendige Menſchen und ihre Sitten. Ja das iſt ſchließlich auch anderswo. Die Natur iſt allerorten ein ewiges Jeruſalem und jeder Schritt nach Süd oder Nord in ſie iſt ein Kreuzzug. Über der Wallfahrt gerade nach Italien liegt aber noch etwas beſonderes.

Du gehſt in die Geſellſchaft gewiſſer Männer und Weiber, die nie gelebt haben und doch unſterblicher ſind als Millionen lebendiger. In die Geſellſchaft des Menſchen auf einem höheren Stockwerk. Zum Menſchen gehſt du zu Gaſt, wie ihn die Kunſt geſehen hat. Herrliche Menſchenleiber, von Malern, von Bildhauern geſchaffen.

Ja verachte du nur den Menſchenleib. Die alle von der großen Griechenzeit bis auf Michelangelo, — ſie wußten doch in Marmor und Farbe nichts anderes feſtzuhalten als dieſen Leib. Dich aber ſtrahlt er an mit mehr Geiſt, als deine ganze lebendige Mitmenſchheit noch hat.

Nackte Leiber ſchauen dich an. Du biſt wie in einer ge-

reinigten Welt, die das Gewand nicht mehr braucht. Und doch: seltsame Erfahrung.

Groteske blecherne Feigenblätter gewahrst du; grobe Farbflecken, aufgepinselt auf die ewige Herrlichkeit einer begnadeten Künstlerphantasie.

Du lächelst. Wunderliche Menschheit. So reich schon und noch so arm. Weißt du noch die alte liebe Sage von Melusine? An Schönheit und Kraft war sie edler als jedes Menschenweib. Aber in ihren Sternen stand mit unerbittlicher Schrift, daß sie einmal in jedem Monat den alten Fischschwanz eines niederen Weltzusammenhanges an sich fühlen sollte. Und dann barg sie sich wie eine zerknirschte Sünderin im verriegelten Turm.

Es ist der verriegelte Turm der Menschheit, dieses blecherne Feigenblatt auf dem Mannesgliede einer Schöpfung Michelangelos. Und dieses Glied selber ist Melusinens Fischschweif noch für unsere grobe Auffassung. Der Künstler hätte auch Melusine in der halben Fischheit ihrer bösen Stunde harmlos nachgebildet. Aber sie selber schämte sich. Und so fühlt der Sinn, der diese Feigenblätter geschaffen hat, sich heute noch gekreuzigt gerade an diesem einen Punkte auf seine Tierheit, seine angebliche Niedrigkeit.

Sonderbare Dämmerungswanderung. Das Organ seines ewigen Lichtgangs seit Jahrmillionen will der Mensch noch nicht gelten lassen. Seinen Anblick scheut er selbst in der Idealgestalt des größten Meisters wie ein Gorgonenhaupt. An diesem Stückchen Marmor, das hier als Symbol warmlebendiger Menschlichkeit ragt, hat die Menschheit sich in Wahrheit heraufgeklettert durch den unendlichen Strom der Zeiten. Hier lag die Unsterblichkeit, die Tier auf Tier schob und immer wieder abschob in immer stärkeren Beschwörungen, bis endlich der Pudel und das Nilpferd hinter dem Ofen des Weltenfaustus platzten und der Mensch hervorsprang. Hier warf und verschlang sich immer wieder das goldene Parzenseil, in dem jeder Knoten eine Seele ist. Und Seele um Seele

giebt sich die errungene Entwickelung weiter, die Übertierheit zuerst, die Menschheit selbst, — dann in dieser Menschheit die Traditionen der Kultur, des Weltwissens, der Technik, der Kunst. Ja dieser Melusinenschweif war die Erde in Wahrheit, zu der Antäus ewig zurückkehrte, die zähe Wurzel, die sich immer und immer wieder mit jedem Individuum hinabbohrte in den heiligen Grund, wo Urdas Quell sie umrauschte.

Gewiß, es liegt Vergangenheit in diesem Gliede. Es ist ein Melusinenglied. Der Mensch lenkt hier hinab an den Fisch, von dem er in purpurnen Tagen gekommen ist. Der ewige Nix streckt sich hier auf zu ihm. Aber es liegt mehr darin. Es steckt auch der ganze Weg empor zur Menschenkrone darin. Und selbst in dem blechernen Feigenblatt liegt ein ungeheurer Weg Kulturgeschichte. Ein Weg des Erwachens zugleich und des Zweifelns, Irrens, Verfluchens. Am Tage, da dieses Feigenblatt fallen wird, wird noch wieder eine neue Lichtbahn offen sein. Ein freies Auge wird eine solche Marmorgestalt eines nackten Mannesleibes dann gerade auf zwei Punkte hin bewundernd wie auf ihre Brennpunkte beschauen. Auf die Stirn mit ihren Himmelslampen, den Augen, hinter denen der ewig fortzeugende Geist des Weltalls wohnt. Und auf das Mannesglied, hinter dem die Aeonen-Perspektive der ewigen Generationen sich ins uferlose Blau der zeitlichen Weltenfolge verliert. Goethes Augen etwa. Und das Mannesglied eines gesunden Menschen, auf dem die Kraft weiter wandert, in Goethes Namen zu siegen, an Goethes Werk weiterzubauen und eines Tages selbst Goethe zu überbieten, so daß die Augen noch von abermals höheren Sternen strahlen.

Es klingt heute vielleicht noch wie eine recht paradoxe Prophezeihung: aber ich glaube, daß die Abschätzung dieser Feigenblatt-Dinge sich in einer höchst überraschenden Kurve bewegt. Eines Tages muß der große Umschwung kommen, der uns die Schuppen vor den Geschlechtsdingen von den Augen wirft. Gewisse Schutzzwecke geringerer Art werden sich von

selbst erledigen und plötzlich wird eine Wahrheit sein, was so lange öffentliches Geheimnis war: daß Melusine nicht ein Tiermensch ist, sondern ein Halbgott.

Nicht als ob das Mysterium der Zeugung selbst hinausgezerrt werden sollte auf die Gasse. So wenig das Mysterium einer Beethovenschen Symphonie anders ausgeteilt und genossen werden kann, als von Wenigen in abgeschlossener Weihe der Stimmung und des Orts, — so wenig wird dieses allertiefste Mysterium der Menschheit jemals seine heilige Einsamkeit verlieren, die Einsamkeit des Doppelmenschen, der zum Liebesindividuum verschmilzt und dabei jede Gegenwart eines Dritten als profanste Störung empfindet, weil er in dem Augenblick sich als die ganze Menschheit fühlt und keine fremden Einzelmenschen noch abgelöst neben sich dulden kann.

Aber was wir uns zurück erringen müssen, das ist die tiefe sittliche Überzeugung, daß diese Einsamkeit nicht die Isolierung der Schlechtigkeit, der Unanständigkeit, sondern die heilige Einsamkeit des Opfernden auf dem Altar der Menschheit bedeute. Verhängnisvolle Kette der Irrtümer. Vor das Heilige, das übermenschlich Große wurde ein Schleier gezogen, um es vor Profanierung zu wahren. Und in der profanen Masse wohnte sich der Glaube ein, der Schleier sei gezogen, um etwas ewig Unanständiges zu verdecken! Was auch nur als äußeres Symbol daran erinnerte, was als einzelner Lichtstrahl hier und da doch durch den Spalt des Vorhangs drang, das verfiel dem Bann der entfesselten Unanständigkeit. Der heilige Tempelvorhang des Aktes wurde zum Kerker, in dem der unsaubere Geist an Ketten lag, um die unschuldige Welt nicht zu vergiften. Der Zug kehrt in der wirklichen Religionsgeschichte öfter wieder. Geheimkulte von höchster Reinheit werden in der Meinung schließlich zu schauderhaften Teufelsorgien verkehrt. Das keusche Frühlingsopfer im geheimnisvollen nachtverhangenen Maienwalde wird zum Hexenspuk, der das Taglicht ob seiner Unsauberkeit scheut. Mit diesem historisch

begreiflichen, aber darum niemals vor der Logik gerechtfertigten Mißverständnis müssen wir endlich einmal aufräumen.

Das Mene Tekel flammt wahrlich hell genug, wenn dieses Mißverstehen uns den Anblick unseres eigenen herrlichen Körpers verkürzen, die Kerkerwand gleichsam schon über ihn hinwegziehen will; und wenn vollends gar die ideale Auferstehung dieses Körpers in der Kunst Ketten und Narrenmützen erhalten soll, Fluchmale des Hexenspuks und der Unanständigkeit. Wenn das marmorne Mannesglied einer ewigen Schöpfung Michelangelos nicht mehr mit reinem Auge gesehen werden darf, so frage ich mich, ob man nicht auch das liebliche Kindlein auf dem Arm der Mutter als unsittlich verbergen und auf tausend unsterblichen Werken übermalen müßte. Denn das Symbol des Liebesaktes steckt in ihm genau so gut wie in dem Mannesgliede. Wenn du aber das Kind bedeckt und die Mutter bis über die Brüste in formlose Gewandung verhüllt hast, so mußt du endlich auch über ihr Antlitz, ihr Haupt einen letzten Schleier ziehen. Denn auch das Auge ist, wie wir früher besprochen, in seiner Art ein Geschlechtsglied. Das Frauenhaar hat tiefe Geschlechtszusammenhänge, von denen wir noch reden werden. Verhüllen mußt du die Blumen, die auf Botticellis liebliche Göttin niederregnen, weil sie Zeugungsglieder sind. Auslöschen mußt du die goldene Sonne, denn sie ist ohne jede Frage das allgewaltige Mannesglied unseres Planetensystems, das mit der Feuchte des Erdenballes dich und alles Leben seit Urbeginn der Tage gezeugt hat. Sollen die Symbole fallen, so fällt zuletzt die Welt.

Aber das wird selber einstürzen wie der Koloß auf thönernen Füßen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so leben wir schon mitten im Anfang des Endes.

Ich glaube an eine Zukunftsepoche einer idealen Rehabilitierung des heute sogenannten geschlechtlich Unanständigen überhaupt. Ja ich erwarte diese Epoche inmitten aller Krisen eines Feigenblatts-Fanatismus mit immer stärkerer Zuversicht

als eine einfach logiſche Vollziehung, deren Keim ſchon jetzt im Herzen gerade jedes echt reinen und keuſchen Menſchen lebt und leben muß, weil ſich gewiſſe ganz ſchlichte, ganz bettelwahre Thatſachen der Erkenntnis weder mit Schlafrockfetzen noch mit Roſenkränzen mehr dauernd verhängen laſſen.

Dieſe Rehabilitierung eines Unanſtändigen in etwas Heiliges wird eine ganz andere Waffe gegen alle wirkliche „Unſittlichkeit" darſtellen, ja die erſte überhaupt brauchbare. Indem ſie von dem an ſich Heiligen des Aktes ſelber ausgeht wie von einer feſten Burg und von da die groben Profanierungen mißt und verwirft. Während unſer heutiger Kampf gegen das Unſittliche zumeiſt noch bloß ein verſteckter Kampf wider die Sache ſelber iſt, die man nicht als das höchſte und reinſte Myſterium des ganzen Menſchenlebens, ſondern als eine verhüllenswerte Schwäche, Niedrigkeit, ja als eine Art leidig notwendiger Teufelei anzuſehen gelernt hat.

Inzwiſchen wird die geſchichtliche Auffaſſung von der Entſtehung der Dinge aber auch hier ein Stück Weges zur Verſtändigung ſein auf alle Fälle.

Wenn es auf ihn regnet, ſo wird der Berliner ſo gut naß wie der Südſee-Inſulaner. Deßwegen braucht weder die Regenwolke über den beiden die gleiche zu ſein, noch muß der Berliner etwa deßwegen ein Samoaner ſein. Ganz im Sinne dieſes ſchlichten Satzes ſind zu ganz verſchiedenen Zeiten am ganz verſchiedenen Ort von höchſt unterſchiedlichen Tieren doch gleiche Organe gebildet worden. Dieſelbe körperliche Erfindung iſt ſo und ſo oft gemacht worden, je nachdem der Regen äußerer Nötigung fiel. Die Schnecke, das Inſekt, der Fiſch ſind an drei grundlegend verſchiedenen Ecken der Tierheit aus dem Waſſer ans Land gekrochen und haben im

Zwang der „Luft“ dabei alle drei lungenartig luftathmende Organe entwickelt. Der Flügel ist vom Vogel selbständig erfunden worden, aber ebenso von der Fledermaus, von der Flugeidechse Pterodactylus und in etwas veränderter Form bei gleicher Leistung auch vom Schmetterling. Bei so und so viel himmelweit getrennten Tiergruppen hat das Lichtbedürfnis regelrechte Augen geschaffen. Und so fort.

In diesem Sinne ist auch das Begattungsglied ein Kollektivprodukt. Wo immer bei den streng gesonderten großen Tierstämmen das Bedürfnis auftauchte, die Begattung möglichst eng zu gestalten, da trat auch die ähnliche Bildung einer eingebohrten Liebesschraube auf. Die Geschlechter vernagelten sich momentweise ineinander und das Glied mußte den Nagel hergeben. Ein letztes Stück Distance noch in den Weibeskörper hinein wurde zum Mischakt abgekürzt und gleichzeitig ein mechanischer Halt während des Aktes für die großen Zellleiber der zeugenden Hälften des Liebes-Individuums geschaffen.

Diese Grundmechanik war zu simpel, um nicht hundertmal genau so sich zu ergeben wie die Regennässe auf der Haut jener beiden weit getrennten Menschenkinder. Und so findest du ein männliches Glied bei allerhand wirbellosen Tieren bereits. Du erinnerst dich an die Schnecken, von denen wir früher gesprochen haben, an die Insekten, an gewisse Würmer. Beim Tintenfisch, der den Schnecken zunächst steht, war ein Arm, also im buchstäblichen Sinne ein Glied, dazu umgeformt. Und die Spinne machte die Sache gar mit den Kiefern. Alle diese separaten Methoden aber interessieren uns jetzt nicht weiter. Wir suchen speziell nur noch in der menschlichen Linie vom Fisch etwa an aufwärts. Wie die Sache hier erfunden wurde, das trifft auf uns und erklärt uns selber unmittelbar. Erklärt unsere menschlichen „Liebesabsurditäten“. Aber ich denke, du bist schon nicht mehr so kühn, von solchen Absurditäten ernstlich zu sprechen.

Die Geſchichte mußte bei den Wirbeltieren vom Fiſch an aufwärts, — den Menſchentieren, wie man im geſchichtlichen Sinne geradezu ſagen könnte — thatſächlich erſt noch einmal ganz von Anfang an neu erfunden werden.

Der wunderbare Amphioxusfiſch, dieſer Thorhüter der Wirbeltiere, zeigt dir noch keine Spur eines Begattungsgliedes. Da er Samen und Eier durch den Mund herausſpuckt, müßte auch geradezu der Mund bei ihm dazu umgebildet ſein, ſollte er eins haben.

Aber auch beim Neunauge, wo du doch zuerſt echte Geſchlechtslöcher am hinteren Körperende haſt, iſt noch keinerlei leiſeſtes Mittel da, dieſe Geſchlechtsſtellen als ſolche nun miteinander zu verknüpfen. Und das bleibt ſo bei einer Unmaſſe auch noch von höheren Fiſchen. Wozu auch ein Glied, wenn die Begattung noch in zwei ganz geſonderten Akten vor der Liebesgrube beſteht wie bei jenen Forellen und Lachſen? Das Weib legt ja unbefruchtete Eier in die Grube — und der Mann ſchüttet dann erſt Samen darauf. Aber bei jenen Blaufelchen, die Leib gegen Leib ihren Liebesſprung machen und gleichzeitig Beides fahren laſſen, verſtände man ſchon den Zweck. Wenn das Glied nur zunächſt einmal eine Stütze gäbe, eine erſte Senkrechte von den beiden Parallelen bloß als erſten Anhaltepunkt.

Da ſiehſt du denn, wie die Natur anfangs noch wieder ſparſam mit dem experimentiert, was ſie bereits hat. Ehe ein neues Glied, ein beſonderes „Geſchlechtsglied", entwickelt wird, wird verſucht, ob's nicht mit den ſchon vorhandenen Gliedern allein gehe.

Hier zunächſt wird der Mund noch einmal wichtig. Der Fiſchmund war vom Neunauge an ein ſehr energiſches Organ, — zum Packen, Feſthalten, Beißen immer prächtiger gebaut. Schon das Neunauge hat wenigſtens Zähne. Der Haifiſch trägt dieſe Zähne dann bereits als Säge in einheitlichen Kiefern, und wir wiſſen ja, wie er damit zufaſſen kann.

Warum dieſe Klammerfähigkeit des Beißens nicht für den Liebesakt verwerten? Skrupellos wird einmal wieder eine Freßſache für die Liebe mit benutzt.

Das Neunauge, das noch keine eigentlichen Beißkiefern im Maule hat, verſteht unter Zupacken mit dem Munde noch nicht eigentlich Beißen, ſondern Anſaugen. Wie zu einem Kuſſe glühender Art preßt es ſein Mäulchen auf den Gegenſtand, an dem es haften möchte. Für gewöhnlich iſt dieſer Kuß allerdings das Gegenteil von Liebe. Als ſcheußlichſte Plage ſchlängelt ſich ſo ein kleines wurmartiges Vieh unter den Bauch eines viel größeren Fiſches. Schwapp hat es geküßt, das heißt ſich angeſaugt. An einer Stelle, die der Fiſch ſelber nicht erreichen kann gleich jenem berühmten Fleck in Siegfrieds Nacken, den er ſich nicht mit Drachenblut ſalben konnte und der ſein Tod wurde. Ein bitterer Kuß. Wie ſpröde kleine Mädchen, die noch nicht liebesweich zu küſſen verſtehen, ſondern die ſpitzen Zähnchen mitbohren, ſo fühlt der arme Fiſch alsbald hinter dem Küßmunde des Neunauges etwas wie eine Raſpel, die ſeine Haut angreift. Es ſind die Zähne des lieben Neunäugeleins, denn es will ja freſſen und nicht küſſen. Die Raſpel raſpelt denn auch ganz gemächlich die Schuppendecke durch, die Haut, das Muskelfleiſch. Immer tiefer taucht der Küßmund in den Leib des unglückſeligen Fiſches, das Neunauge frißt ſich regelrecht einen Tunnel in den fremden Leib, bis der ganze Berg zu Tode gequält abſtirbt.

Es liegt wahrlich nahe, daß ein Tier, das ſich ſo elegant und ſchlechterdings unabſchüttelbar an ſeinen Feind anzuküſſen wußte, ſich auch Rat fand zum Aneinanderküſſen des Liebes-Individuums. Du weißt, daß Berlin außer der Spree noch einen geheimnisvollen, ſo zu ſagen unterirdiſchen Fluß hat, der ſich unter Straßen und Häuſern des Koloſſes herwindet wie eines der ſchwarzen Grottenwaſſer von Adelsberg: die Panke. In der Panke iſt zuerſt das Liebesſpiel der Neunaugen beobachtet worden. Auch die Neunaugen bauen eine

Liebesgrube. Unfähig den Sand nach Forellenart mit den Floſſen herbeizufächeln, heben ſie Kieſel aus, indem ſie ſich daran feſtküſſen, und bilden ſo tiefe Höhlungen im Grund. In der Grube aber vollziehen ſie dann eine viel regelrechtere Begattung als jene ſonſt höher ſtehenden Fiſche. Das Männlein ſaugt ſich am Nacken der Jungfrau feſt, — natürlich jetzt bloß im echten Kuß ohne die bedrohliche Raſpelei. Wie ein geſchwenktes Strumpfpaar am Bändel umwickeln ſich dann die aalartigen Leiber und die Samenmilch ſpritzt auf die Eier im Moment, da ſie aus dem weiblichen Geſchlechtsloch fallen.

Als deine Ahnen jenſeits dieſer unheimlichen Panken-Küſſer echte Kiefern erhielten, hörte die Saugerei von ſelbſt auf. Aber nun wurde es mit den Kiefern verſucht. Aus dem Saugekuß wurde ein ſtumpfer Biß als Begattungsſtütze.

Bei den prachtvollen chineſiſchen Großfloſſern, die in den letzten zwanzig Jahren eine Zier unſerer Aquarien trotz allen altberühmten Goldfiſchen geworden ſind, packen ſich die Liebespartner im Geſchlechtsſpiel aufs niedlichſte mit den Kiefern bei der Lippe und gaukeln und tollen ſo lange herum, bis der Bauch des Weibes nach oben die Eier ausgeſpritzt und der Mann nach unten den Samen darauf pollutioniert hat. Obwohl der Liebesbiß gewiß ſtumpf ſein ſoll, geht doch manche Lippe dabei in Fetzen, ein Beweis, daß ſolche ſcharfen Meſſer, wie die Zähne, für leidenſchaftliche Spiele der Art denn doch nicht das rechte Stützmittel waren.

Intereſſant bleibt aber, daß in gewiſſem Sinne das Verankern und Verklammern der Sichgattenden gerade durch

Beißen bis hoch in die Welt der Wirbeltiere immer noch gelegentlich wiederkehrt.

Der allbekannteste Fall ist bei den Vögeln. Hier ist das eigentliche Begattungsglied durchweg unvollkommen geblieben oder fehlt vielfach ganz. Dafür aber packt der Hahn die Henne im kritischen Moment wie ein Rasender mit dem Schnabel über den Hals, daß man meint, er wolle sie verschlingen, und wirklich wenigstens mit einer Wucht, daß fast allemal ein paar Federn fliegen.

Und bei uns Menschen sogar kann es keinem Zweifel unterliegen, daß gewisse Reminiszenzen an jenes Liebessaugen und Liebesverbeißen noch klar vorhanden sind. Du kennst das wundervolle Gedicht Heines: „Schlachtfeld bei Hastings". Die nackte Leiche des gefallenen Königs Harald kann zwischen Blut und Toten nicht mehr herausgefunden werden. Da ruft man die schöne Edith Schwanenhals, die seine Geliebte gewesen. Und sie erkennt den König . . . . .

„Auf seiner Schulter erblickt sie auch
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hineingebissen."

Und du brauchst dich nur an jene kleinen violetten Liebesabzeichen eines weißen Hälschens zu erinnern, die der Volksmund als Lutschflecke bezeichnet, um das Neunauge im Menschen wiederzufinden. Eine der einfachen geschichtlichen Wurzeln des Kusses überhaupt wird hierher zurückreichen, obwohl gerade der Mundkuß in dem früher erwähnten Sinne sich bei uns mit zu vielem verknüpft hat, um noch irgend eine bestimmte Altertümlichkeit rein zu spiegeln.

Einerlei indessen, wie hoch diese Rückklänge an die Mundklammerei reichen mögen, — jedenfalls bekam der Körper des Wirbeltiers schon auf der Fischstufe zu dem einen und ersten Klammerorgan, dem Munde, sehr bald energische weitere Klammermöglichkeiten durch die erste Anlage der eigent-

lichen Gliedmaßen. Sie tauchen beim Haifisch zuerst auf als mindestens zwei paar Flossen an Brust und Bauch, — die Urstufe der späteren vier Reptil- und Säugetier-Beine und auch noch unserer zwei menschlichen Arme und Beine.

Indem das verwertet wird, entsteht jene Tanz-Stellung. Die Fischlein fassen sich mit den Flossen. Auch diese Linie kannst du noch glatt bis zu dir selber herauf als äußerliches Hilfsprinzip verfolgen. Die Flossen wurden zu Bewegungsgliedmaßen des Landlebens, zu entwickelten Beinen, Pfoten, Klauen, Zehen, Fingern, kurz einem ganzen Arsenal allenthalben von Klammerorganen, die dem Liebesakt geradezu von selbst zu gute kommen mußten.

Beim Amphibium, also bei Fröschen und Kröten, die durchweg schon sehr gut ausgebildete Landbeine und Füße statt der Flossen besitzen, dagegen ein besonderes Begattungsglied noch nicht haben, siehst du die glänzendsten Versuche nach dieser Seite. Deine Krötlein mit den weißen Kehlchen da drüben im Tümpel sind schon wahre Meister darin, sich zum Geschlechtszweck mit den Beinen festzuhalten. Oder, besser gesagt, mit den Armen. Denn die kurzen Vorderbeine arbeiten genau wie solche. Frosch wie Kröte haben keinen Schwanz hinten, sie können also nicht bloß Bauch gegen Bauch eng aneinander, sondern es glückt auch, wenn das Männchen sich auf das Weibchen setzt. Die Eier fahren nach hinten aus und der ebenfalls hinterwärts nachschießende Samen fällt von oben darauf. Aber dabei nun gerade dienen zum Festhalten die Arme des Froschprinzen. Huckepack auf der Prinzessin, packt er mit beiden Vorderpfoten die Jungfrau unter die Achseln oder um den runden Leib in die Leisten und bildet so viele Stunden, Tage, ja gelegentlich länger als eine Woche lang das solideste Liebes-Individuum im Zweck der Mischliebe.

Die starken Arme des Mannes besorgen dabei gleich noch ein zweites Werk, an das ein Mann bei uns ja nicht eben denken würde bei solcher Beschäftigung, auch wenn sie noch

ſo lange ſich dehnen ſollte: ſie thun nämlich den Dienſt einer derben Hebamme. Prall voll von Eiern, wie das Weiblein iſt, bedarf ſein Leib nur dieſes Achſel- oder Leiſtendruckes der Manneshände, um ſeine dicken Eiergallerte oder langen Schnüre von Eiern aufs Glatteſte hintennach von ſich zu gebären. Sobald der Prinz aber merkt, daß ſie kommen, läßt er, ohne vorne loszulaſſen, hinten ebenfalls ſeinen Samen darauf.

Zu leugnen iſt nicht, daß dieſe Methode bei allem hübſchen Feſtpacken doch ihre Gewaltſamkeit ſich wahrt. Gar manche arme Froſch- und Krötenprinzeſſin wird im langen Akte durch die Umarmung und gleichzeitige Maſſage ſeitens ihres Galans und Geburtshelfers jämmerlich totgequetſcht. Immerhin iſt aber das Feſtklammern mit den Armen auch noch oberhalb des Froſches zäh immer wiedergekehrt, wenn es irgend nötig war, ſelbſt nachdem die eigentliche Aneinandernagelung der beiden Körper durch das wirkliche Begattungsglied längſt erfunden war. Gebrauchſt du doch noch bei dir ſelber die „Umarmung“ geradezu als ein mildes Wort für den Begattungsakt. Und als ſich beim Menſchen der ganze Begriff Gliedmaßen nochmals verdichtete und aufs Herrlichſte vergeiſtigte in der „Hand“, dieſem wahren Premierminiſter des Gehirns, — da bekam dieſe Hand ſogar wieder eine ſtarke Rolle im höchſten Akt, indem ſie dazu half, das Glied in die Pforte einzuführen, — eine erſte Spur gleichſam von geiſtiger Beherrſchung des Aktes ſelber vom Gehirn, vom Bewußtſein aus, denen ſonſt noch bei uns kein Gebiet des eigenen Leibes unabhängiger und ſelbſtherrlicher gegenüberſteht, als gerade die Vorgänge der Begattung.

Indeſſen alle dieſe Befeſtigungsarten, ſo ſinnreich ſie ſein mochten, gingen ſchließlich doch ſämtlich nur wie die Katze um den heißen Brei herum.

Wenn ich auf ſchwankendem Schiff aus einer Flaſche in ein Glas gießen will, ſo iſt ja eine erſte Grundbedingung gewiß, daß ich Flaſche und Glas mit Hilfe meiner Hände möglichſt nahe nebeneinander bringe. Aber im entſcheidenden Moment iſt doch noch mehr nötig: ich muß ſie „ineinander" bringen, ſo weit, daß der Flaſchenhals wenigſtens den Glasmund berührt und etwas in ihn eintritt. Nur ſo kann ich vermeiden, daß jeder Schwankungsſtoß das Naß außerhalb verſpritzt.

Und ſo mußte der Haupttrumpf endlich doch noch einſetzen: ein eigenes Glied ausdrücklich für den Geſchlechtszweck. Ein Begattungsglied. Folgendes war der ſinnreiche Weg dazu.

Zuerſt wurde es wieder mit dem Sparprinzip verſucht. Die Natur knüpfte ans Vorhandene an. Der Fiſch hatte ſeine Bewegungsglieder, die Floſſen. Konnte da nicht einfach eins in den Dienſt des Geſchlechtsaktes noch viel enger treten als durch äußere Tanzſtellung des Leibes?

Denke dir 's einmal wieder an dir ſelbſt. Eines deiner echten Glieder ſoll Mannesglied ſpielen. Der Samenöffnung immerhin am nächſten ſind die Beine. Alſo denke dir, die Samenröhre ginge innerlich in deinen Schenkel hinein bis ans Knie. Am Knie erſt öffnete ſie ſich nach außen. Jetzt ſollteſt du zum Begattungsakt das Bein im Knie einknicken und dann mit der Knieecke voran in die Weibespforte preſſen. In dieſem Augenblick ſpritzte der Samen dir aus und in die Pforte hinein. Nach ſolcher Methode haben nun manche Fiſche ungefähr die Sache wirklich verſucht. Einige Zahnkarpfen haben eine überzählige Bewegungsfloſſe, die ſogenannte Afterfloſſe am Bauch, ſehr nett in ein ſolches „Begattungsbein" verwandelt. Der Samenkanal kommt aus dem Leibe heraus, geht in den

vorderſten Ruderſtrahl der Floſſe ein und mündet erſt an der Floſſenſpitze. Wird dieſe Floſſe beim Liebestanz dicht an die Weibesöffnung genötigt, ſo dient ſie heiligen Ernſtes wie ein Mannesglied. Haifiſche und Seekatzen haben ſogar die echten Bauchfloſſen, alſo die Urformen unſerer wirklichen zwei Beine, ähnlich verwertet und zeugen alſo regelrecht mit den Beinen wie du in jener Kniephantaſie thun würdeſt.

Dieſe Geſchichte hat ſich aber einmal wieder ganz und gar ſo nicht halten laſſen und du ahnſt weshalb. Aus den loſen Fiſchfloſſen wurden allmählich ſolide Rumpfglieder mit einem dicken Knochenapparat im Innern, auf den der Körper ſich bei ſeiner Einbürgerung auf dem Lande ſtützen konnte. Als allgemeine Klammerorgane wurden dieſe Gliedmaßen ja immer famoſer, wie dir der Froſch zeigt. Aber ſo ſubtile Innenſyſteme wie die ganze Samenleitung dauernd in dieſe ſtrammen Säulen und Haken einzuführen, war je weiter je weniger thunlich. Jene Afterfloſſe des Fiſchs war ohnehin bei der Beſchränkung auf bloß vier echte Glieder ganz unter den Tiſch gefallen. Und ſo iſt es eine lange Zeit geweſen, als ſei jener alte Fiſchverſuch gar nicht da geweſen. Der Froſch, der Molch wiſſen ſchlechterdings nichts mehr davon. Und wenn ſie oder ihre Nachfolger doch wieder erneut Bedürfnis nach einem beſonderen Begattungsglied bekamen, ſo mußte die ganze Hiſtoria nochmals neu anfangen, — diesmal ohne jede Anknüpfung an die ältere Gliederfrage.

Du mußt dich inzwiſchen an etwas höchſt Wichtiges erinnern.

Deine Ahnenſchaft kriecht aufs Land und wird aus einem Fiſch zum vierbeinigen Landtier auf jener Stufe, da konſequent Urin, Kot, Eier und Samen durch ein und dieſelbe Öffnung, nämlich die als „Kloake“ bezeichnete Aftermündung, das Licht der Welt erblickten. Ein Begattungsglied bauen, hieß alſo auf dieſer Stufe deiner Menſchwerdung: irgend etwas bauen, das vom Afterloch des Mannes ausging und ins Afterloch des Weibes wollte.

Ein „Afterglied“ war die Preisaufgabe der Entwickelung, die der ganzen Sachlage nach zunächst nur gestellt und gelöst werden konnte.

Bei Frosch und Kröte hast du, wie erzählt, noch rein nichts. Die Eier fallen aus dem After und der Samen fällt aus dem After. Aber sie treffen sich äußerlich. Hingegen beim eng verwandten Molch, also auf der geschwänzten Seite des Amphibiums, fangen mit besagtem After schon gewisse belehrende Experimente an, als wollte da etwas werden. Zuerst hast du da Molchweiblein, die mit ihrem After eine Art Saugbewegung vollführen. Sie haben ihre Eier noch drinnen im Leibe. Aber der Molcher hat außen dicht vor dem Thore schon seinen Samen ausgelassen und das Wasser damit erfüllt. Jetzt also pumpt die Molchin solches samengeschwängerte Wasser in ihr Afterloch saugend ein und befruchtet so ihre Eier noch vor dem Austritt innerlich.

Der nächste Akt darüber hinaus gestaltet sich toll genug. Sperrte das Weiblein schon so saugend ihr nehmendes Afterloch weit auf, wie ein fressendes Maul, so sperren nun ihrerseits gewisse Molchmännlein auch ihren gebenden After noch gewaltiger auseinander, bis er den Weibesafter geradezu umfaßt. Die Geschichte scheint hier auf dem Wege, schnurstracks das Gegenteil von dem zu erreichen, was du heute in deiner menschlichen Veranlagung für selbstverständlich hältst. Anstatt nämlich, daß das Glied in die Scheide eintritt und von dieser umfaßt wird, stülpt sich hier der Mannesteil um die vorgeschobene weibliche Öffnung wie eine Kaffeetasse herum. Aber es ist nur ein Seitensprung ohne Belang im Feuer des Experimentierens.

Da hast du eine kleine Gesellschaft dritter amphibienähnlicher Tiere, die weder Frosch noch Molch sind. Sie leben unscheinbar in den Tropenländern, wühlen sich ins feuchte Erdreich ein wie die Regenwürmer und haben bei solcher Lebensart im schwarzen Grunde ihre Augen so verkümmern

lassen, daß man sie geradezu die „Blindwühlen" heißt. Die Blindwühle steht zum Molch wie die Blindschleiche zur Eidechse: sie hat ihre Beine vollständig aufgesteckt, ringelt sich dahin wie eine Schlange und ist überhaupt ein solches Sonderwesen, daß die Beziehung zu Molch wie Frosch nahe am Rande des ganz Problematischen ist. Möglicherweise steckt in ihr der arme Nachzügler eines uralten Geschlechts riesiger Panzerdrachen, die an der Grenze von Amphibium und Eidechse standen und Labyrinthodonten genannt werden, maßen ihre Zähne im Querschnitt ein Labyrinth innerer Falten aufwiesen.

Besagte Blindwühlen nun haben trotz ihrer Schlangenform keinerlei Schwanz, sondern der After sitzt genau auf der hinteren Leibesspitze. Sintemalen dieser After aber auch hier noch zugleich echtes Liebesloch ist, so stülpt der Blindwühlerich die Wand dieses seines Afters als langen spitzen Kegel heraus bis der After selber wie ein echtes Begattungsglied ausschaut. Und das stößt er jetzt der Wühle tief in ihren Weibesafter als ein wirklich sinnvoller Päderast, bei dem die Sache noch ihren echten Zweck vollführt.

Hübsch erdacht, — aber doch eben auch nur ein Experiment. Und weiter hat es das Amphibium überhaupt nicht mehr gebracht. Wie es in deiner Ahnenreihe vom Reptil abgelöst wird, so ist es denn auch erst dieses Reptil, das ein neues Kapital der Gliedfrage aufthut.

Zum Reptil gehören von bekannten Größen die Eidechse, die Schlange, das Krokodil und die Schildkröte.

Das Reptil hat als Grundlösung vom Molch und der Blindwühle übernommen: es muß unbedingt vom After her etwas vorgetrieben und ineinander gepreßt werden. Aber das Umfassen oder Heraustreiben des ganzen Afters will ihm nicht gefallen. So experimentieren die Eidechse und die Schlange zunächst weiter. Der Eidechserich stülpt nicht mehr die ganze Afterwand heraus und in den Weibesafter hinein. Sondern er treibt innerhalb seiner Afterhöhle bloß zwei Stülpstellen gewissermaßen separatim vor, zwei, die so liegen, daß in jede gerade eine der beiden Samenmündungen den Samen eintrichtern kann. Es wächst also im Erregungsmoment der höchsten Liebe hier so zu sagen ein kleiner Operngucker aus dem großen Mannesafter heraus. Indem aber im Weibesafter ebenfalls die beiden Eiermündungen vorschwellen und im Akt Operngucker sich in Operngucker geradezu einschraubt, entsteht ein schon ganz famoses Zeugungs-Scharnier.

Ja die beiden männlichen Röhren entwickeln gar noch an ihrer vorgestülpten Seite Stacheln und Warzen, die den Verschluß vorübergehend reinweg unlösbar machen. Wie die Kletten hängen die guten Freunde, so lange sie aufgeregt sind, ineinander. Manche Eidechsen, wie beispielsweise die blindschleichenähnlichen Scheltopusiks, würdest du in Stücke reißen, wolltest du sie gewaltsam trennen, da sie gerade ihren Operngucker ineinander haben. Kreuzottern liegen vom Abend bis zum Morgen verknäuelt so da, und wenn du sie aufstörst, daß sie fortkriechen wollen, schleppt die größere die kleinere am doppelt vernagelten After mit.

So wäre, scheint es, das große Problem hier gelöst. Aber wenn du genauer hinschaust, ist es das mindestens doch noch nicht für dich als hochbelobtes Schlußprodukt der Linie. Hier kommen zwei Mannesglieder, bestachelt und bewehrt wie die Igel, auf Verlangen aus dem Grunde des Afterloches vor. Aber das bist du doch wahrlich nicht, wenn's auch noch so fest schon schließt.

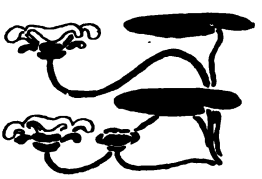
Das Experiment ſtand eben auch hier noch nicht ſtill. Machte die Eidechſe es ſo, immer ſchon im Fortſchritt, ſo glückte es — und iſt es vielleicht ſogar vor ihr ſchon geglückt — einem andern Reptil noch wieder anders, nämlich dem guten Krokodil.

Das Krokodil entwickelte ſich ſchlicht am Afterrande zunächſt bloß eine Art Warze oder einen kleinen Fleiſchfortſatz. Unaufgeregt, lag er ſtill da wie ein Hämorrhoidalknötlein. Wenn aber dem Krokodil im Liebeseifer ſo zu ſagen das Blut zu After ſtieg, ſo ſchwoll das Wärzlein zum ſtraffen Kegel, gleich als ſäße es an eines kollernden Truthahns Hals. Das Krokodil iſt ein wilder Geſelle im Liebeskoller. Es ſchmeißt ſein Weib derb auf den Rücken und preßt Bauch zu Bauch. Prall wie er ſtand, geriet der vollblütige Zapfen des Mannesafters in den Weibesafter hinein. Und wie jetzt innen im After von beiden Samenſtellen her die Samenflut heranſchwoll, zeigte ſich, daß der derbe Zapfen zwar innen keinen Kanal beſaß zum Ausſpritzen dieſer vereinigten Samenwelle, aber er hatte doch äußerlich gerade eine hübſche Rinne, — und wie an einer ſchrägen Dachfirſt ſchoß durch dieſe vertiefte Regenrinne das treffliche Lebenswäſſerlein zielgerecht abwärts in die Afterkloake der Frau Krokodilin hinab und der Mündung dort der Eierkanäle entgegen.

Unleugbar: die Sache war nicht ſo hermetiſch ſcharf, wie bei dem Operngucker des Herrn Eidechs. Aber ſie hatte einen Vorteil: ſie war vereinfacht. Statt der zwei Glieder bloß eines. Und die innere Afterwand war noch mehr entlaſtet.

Das alte Fiſchprinzip mit der Floſſe, an der die Samenwelle entlang floß, war gewiſſermaßen noch einmal aufgenommen. Die aufrichtbare Warze hing loſe am Afterrande wie eine kleine, beliebig einziehbare Floſſe oder, beſſer noch, fortentwickelt wie ein bald dünnes, bald dickes Fingerchen, deſſen Leiſte den Samen abgoß wie die Holzplanken das Waſſer über einem Mühlrad.

Du haſt dir ſchon ſo manche ſeltſame Ahnenſchaft gefallen laſſen müſſen. Bald das Neunauge, das du ißt, bald den Haifiſch, der dich eſſen möchte. So laß dir auch das ungeſchlachte Krokodil einmal in deiner Lichtbahn zum Halbgott willkommen ſein. Dieſer einfache Rinnenzapfen des Krokodilafters iſt die echte Urform deines eigenen Gliedes jetzt wirklich. Die Schildkröte nebenbei gemerkt, hat ſie gerade ſo wie das Krokodil. Dieſer Afterzapfen weiſt zum erſten Mal in ſtreng gerader Magnetweiſung auf dich als Pol.



Freilich: vergegenwärtige dir immer noch den Unterſchied. Ein im Erregungsrauſch durch Blutzufuhr aufrichtbarer ſolider Fleiſchzapfen hängt am Afterrande. An ihm ſtrömt in einer äußerlichen Rinne der Samen beim Akte ab. Der Zapfen iſt keineswegs innen durchbohrt wie deiner. Es fließt *nur* der Samen an ihm ab, keineswegs aber auch der Urin. Der paſſiert vielmehr nach wie vor die große Afterpforte vollſtändig unbekümmert um das Puterzäpfchen da vorne.

Da gibt es offenbar noch gute Stationen zwiſchen dem Krokodil und dem Doktor Fauſtus.

Zunächſt iſt hier einzuſchalten, daß die Vögel ein Seitenaſt

der Reptilien in der Gegend von Krokodil und Schildkröte sind.

Die meisten Vögel haben allerdings, wie es scheint nachträglich noch wieder, auf jedes Begattungsglied überhaupt verzichtet. Vielleicht war es ein Triumph der Gymnastik bei ihnen. Leicht, schwebend, an kühnste Stellungen gewöhnt durch ihre Luftschifferei, temperamentvoll zugleich und förmlich epigrammatisch rasch in allen ihren Bewegungen, mag ihnen jeder solidere Scharnierverschluß beim Akt überflüssig erschienen sein. Ein Odysseus schließlich treibt seinen Pfeil durch die Ösen von zwölf Äxten rein durch die voraus rechnende Vielgewandtheit seines Adlerblicks. Wenn man zwei Vöglein bei ihrem blitzschnellen, virtuos gewandten Gebahren zusieht, so ahnt man: die brauchen gar kein Glied. Da fliegt die Lebenswelle ein wie Odysseus Axt.

In der Mark liegt ein guter Ort. Rings Wasserwiesen, smaragdgrün, wenn das Schilf hoch wallt, golden, wenn die Caltha blüht. Über dem Dorf ein Sandberg, mit leise summenden, lerchenüberschwirrten Roggenwänden hier, dort kahl ausgehöhlt wie ein Mondkrater, — der schönste Aussichtspunkt fernhin. Der Flecken heißt Gosen. Eine Seidenkolonie des alten Fritz. Hier ist wirklich gut sein, wenn auch nicht Milch und Honig fließt. Noch keine Bahn, bloß eine alte Rumpelpost von Erkner her. Grüne Moosdächer mit Wendenkreuzen auf allen Häusern. Ein verwunschener uralter Kirchhof, zugesponnen von einem Dornröschenwalde dicker, schwer duftender Fliederbüsche. Und Blumen, Blumen überall, vor jedem Hause, hinter dem moosgrünen Staket, auf das nach treuem Brauch des Hauses Nachttopf gestülpt ist. Die Dorfstraße sausen die stahlblauen Schwalben lang und zwitschern aus der Jugendzeit. Auf dem Dachfirst aber nistet, selbstverständlich, der Storch.

In diesem Gosen habe ich das Liebesspiel der Störche mir angesehen. Und Respekt bekommen vor ihrer Balancierkunst. Auf dem ehrwürdig struppigen Dach, das wie ein Auer-

ſtier da lag, der ſich im grünen Algenſumpf geſiehlt, kühn das Neſt. Im Neſt, ſchwindelnd aufrecht, Frau Adebar. Und auf ihrem Rücken, ins Blau zwiſchen den Lämmerwölkchen hinein, Er, — jetzt einknickend in dieſer Eiffelturmſtellung, von hinten gegen ſie anſchlagend nach Hahnesart, — und gleich wieder aufrecht, lebhaft klappernd, mit der ſpaßhaften Gravität dieſer Vögel, denen der Akt die höchſte Würde umſchließt. Sie ſind unbewußt klüger als wir! Aber wer ſo überhaupt die Sache abmachen kann, der braucht kein Eidechſen-Scharnier.

Gerade die Störche ſelbſt haben ja noch eine Art Reminiszenz vom Krokodil, — eine Warze als verwiſchten Reſt des krokrodiliſchen Rinnenzapfens. Andere Vögel, die Enten, die Gänſe, die Schwäne zeigen ſogar den Zapfen noch ſammt der Rinne. Und die altertümlichſten, in vielfältiger Hinſicht den Reptilien noch ähnlichſten Vögel von heute, die Strauße, haben ihn trotz dem beſten Krokodil. Aber in der Maſſe der Fiederwelt ſind das gleichwohl Ausnahmen. Hinzuentwickelt zur Reptilſtufe hat in der Gliedfrage der Vogel auf alle Fälle nichts. Der Weg zu dir lief ja auch gar nicht über ihn, ſondern unmittelbar zum Säugetier. Und da rollt die Kugel jetzt unaufhaltſam zum Ziel.

Drei Akte vollzieht das Säugetier — und es iſt bei dir.

Den erſten Akt zeigt dir das vielgenannte Schnabeltier, dieſer unentwegte Lehrer über alte Vormenſchheits-Verhältniſſe in Auſtralien. Es hat noch Urin, Koth, Samen und Eier, wie du weißt, im gleichen Afterloch, — das erſte und letzte Säugetier, das es ſo hat. Entſprechend wächſt ihm denn auch noch der alte, nur etwas veränderte Krokodilzapfen direkt

aus dieſem After heraus. Aber doch ein gewaltiger Fortſchritt. Aus dem Mühlradsbrett mit einer Rinne iſt eine hohle Röhre geworden. Die Ränder der Zapfenrinne ſind oben ſo miteinander verwachſen, daß ein Kanal im Zapfen geblieben iſt. Statt einer Glitſchfläche, an der er beim Krokodil abwärts rann, hat der Samen jetzt im Erregungsfall ein Puſterohr im After herausſtehen, durch das er hervorſpritzen kann.

Den nächſten Akt inſzeniert das Beuteltier, — alſo etwa das Känguruh. Im einheitlichen After bildet ſich jene Scheidewand, die fortan das echte Maſtdarmende von der Ausfuhrſtelle für Urin und Samen oder Eier trennt. Jetzt hat der kanaliſierte Samenzapfen natürlich auch nichts mehr im Darmende, dem fortan echten After, zu ſuchen. Er gehört zur anderen Seite hinüber.

Sobald die Natur aber hier wieder Samenzapfen und Urinloch allein nur noch nebeneinander hat, beides Flüſſigkeiten, die auszuſpritzen ſind, geht ſie wieder nach dem Prinzip der Vereinfachung vor. Die Samenröhre wird auch als Urinröhre unmittelbar benutzt. Prall mit Blut gefüllt, im Zuſtand der puterhaften Aufrichtung, dient ſie dem Samen nach wie vor. In ſchlaffem Zuſtande aber läßt ſie den Urin einfach abfließen.

In dieſem Moment, beim Känguruh, iſt das Begattungsglied in allem weſentlichen dein Glied! Ein vorſpringender Fleiſchzapfen außer Zuſammenhang mit dem Afterloch, — innen von einem Kanal durchbohrt — und in dieſem Kanal abſtrömend je nach Bedarf der Samen und der Urin.

Nur ein einziger, dritter und letzter Akt noch iſt nötig, um etwas Äußerſtes beizufügen, das direkt aber mit dem Begattungsgliede ſelbſt nicht viel mehr zu thun hat; auch er beginnt ſchon beim Känguruh.

Die eigentlichen männlichen Geſchlechtsfabriken, in denen der Samen bereitet wird, die beiden Hoden, rutſchen aus dem inneren Leibesverband abwärts, — ſo tief abwärts, daß ſie

schließlich unter dem Mannesgliede wie in einem Bruchsack frei herauskommen. Es ist, als wenn dieses Glied, immer größer, freier, entwickelter geworden und als gewaltiger Zapfen am Unterleibe schließlich so zu sagen offen vortretend, dieses ihm so eng zugehörige Bereich zu sich heranzitiert, herab- und heraus-beschworen habe. Jedenfalls wird vom Beuteltier an aufwärts in ganz allmählicher Folge, Stufe um Stufe, diese Umlagerung, dieses Absteigen der großen Fabrik selber sichtbar. Bis endlich das ganze Samenorgan wie eine dicke Kürbisflasche außen unter dem Spritzzapfen hängt: der Hodensack mit den „Eiern".

Bei einer Reihe sehr bekannter Säugetiere ist die Sache noch so gut wie ganz unklar. Der Walfisch, das Faultier und der Elefant beispielsweise haben ihre Samenfabrik noch vollkommen tief im Leibe wie das Schnabeltier. Bei den uralten Igeln, bei Nagetieren und Fledermäusen ist die Geschichte noch heute im Fluß: die Hoden rutschen hin und her, kommen zur Liebeszeit herab in eine Sackfalte und flitschen in den Ruhepausen wieder in den Bauch zurück. Schließlich klärt und festigt sich aber alles doch. Schon der Halbaffe und vollends der Affe haben ihren Sack am rechten Fleck auf Lebenszeit. Und so ist's zu dir gekommen, als könnte es nie mehr anders sein. Urahn Affe hat's dir beigebracht, und wenn die weisen Zellchen deines werdenden Leibes heute ihren Bauplan „Mensch" durchführen, so bauen sie folgerichtig hier den After separat, hier das Mannesglied für Urin und Samen, und unter das Mannesglied hängen sie das hochkostbare Beutelchen, das die Samenfabrik selber umschließt.

Ein gewisser kleiner Kampf ist auch im Säugetier geführt worden um die äußerliche freie Lage und die innere Solidität des Mannesgliedes. Beim vierbeinig laufenden Tier wird das Glied von vorne herein möglichst an den Bauch angelegt. Erst die aufrecht flatternde Fledermaus läßt es im ruhenden Zustand senkrecht abwärts hängen. Das macht dann der Affe nach, dessen Leib sich beim Klettern ebenfalls aufstellt. Und

endlich auch der gehende Menſch, bei dem dieſe Befreiung des Gliedes auf dem Gipfel iſt. Vielfach iſt bei jenen Vierfüßlern noch probiert worden, dem Gliede eine innere Solidierung zu geben durch eine beſondere Knocheneinlage. Du kennſt den tragikomiſchen Fall, wenn zwei Hunde ineinander ſtecken und nicht mehr los können. Der häufige Fall mag hier einerſeits auf das Konto kommen, daß unſere Hunderaſſen ſo extrem in der Größe verſchieden ſind und doch nicht laſſen können, allemale wieder „Dachsmopswindſpielpudel" gründen zu wollen. Aber wichtig iſt auch dabei, das gerade ſolcher Hund im Gliede einen ſtarken Knochen ſtecken hat, einen ſogenannten „Penisknochen". Auch Nager, Raubtiere und andere mehr beſitzen dieſes ſeltſame Brett im Gliede. Und ſelbſt bei Fledermäuſen und Affen findeſt du es noch. Aber auch das hat der Menſch völlig wieder abgeworfen als eine Sicherung, die ſchließlich doch die Freiheit im Akt nur wieder hemmte.

Es läßt ſich an deinem Mannesgliede wie an all deinen anderen Gliedern wundervoll jenes Prinzip der „Gliederlöſung" ſtudieren, dem der Menſch zweifellos ſeine überlegene nervöſe Gewandtheit verdankt. In deinem ganzen Gliederbau triumphiert die vergeiſtigte Beweglichkeit, und das ſo übermächtig, daß ſelbſt das flinkſte Tier im Grunde daneben wie ein aus Latten roh zuſammengenagelter Hampelmann erſcheint.

Denke nur an den Bau deiner Hand, denke an die Zunge, denke an die Art, wie deine Wirbelſäule auf den aufrechten Gang eingeſtellt iſt. Auf dieſer allgemeinen Gliedervergeiſtigung zum Zweck eines wunderbar einheitlichen und zugleich wunderbar verfeinerten, durchgearbeiteten Handelns beruht weſentlich auch die äußerliche Harmonie, die der nackte Menſchenkörper für den Anblick gewährte, — die Schönheit des nackten Menſchen.

Zu dieſer harmoniſchen Schönheit gehört nun durchaus auch das Mannesorgan in ſeiner charakteriſtiſchen Winkellage zwiſchen den Kapitälen gewiſſermaſſen der Schenkelſäulen, die den Leibestempel tragen. Und ſchon aus rein äſthetiſchem

Grunde iſt es alſo eine profanierende Albernheit, an der nackten Marmorſtatue eines Kunſtmeiſters dieſen notwendigen Teil der Harmonie durch einen abſolut unzugehörigen Gegenſtand wie das Blatt einer Pflanze, durch ein „Feigenblatt“, zu verſtümmeln.

Rein ornamental bildet das Mannesorgan, Glied und gedoppelter Hodenſack auf der Grenze gerade, wo die Einheit des Rumpfes durch die Zweiheit der Beinſäulen abgelöſt wird, das ſchönſte Form-Intermezzo durch ſeine kleine feine zwiſchengeſchobene Dreiteilung. Durch das Organ gerade an dieſer Stelle verliert der Leib das von unten her Aufgeſpaltene, die Spaltſtelle wird verdeckt, ein harmoniſcher Linienſtrom vom Unterleib in die Beinſäulen hinein erzeugt. Dem ganzen ſchweren, maſſigen Rumpf-Schenkelſtück aber verleiht das ſcharf individualiſierte, ſelbſtändig bewegliche Glied zugleich eine Art vergeiſtigten Mittelpunktes, es bildet gleichſam einen Finger, eine kleine dritte Hand an ihm, die mit den Händen rechts und links in eine rhythmiſche Beziehung für das Auge tritt.

Wenn du dir dazu nun aus der Kette der Bilder, die ich dir vorgeführt habe, vergegenwärtigſt, welche unendliche Feinarbeit der Natur nötig geweſen iſt, um gerade dieſen Leibespunkt ſo herauszubringen, wie er da iſt, — wie der Menſch auch in dieſem Organ unaufhaltſam ſich herauf- und herausgegipfelt hat, dieſer innere, treibende Menſch, der über Nebelflecke und Sterne, Planet und Lebensformen tauſendfältiger Art durch die Natur heran- und immer herangeſchwommen iſt ſeit Äonen der Zeit, — — wirſt du nicht ſelber erröten müſſen über dein klägliches Wörtlein „Unanſtändig“?

Nun ist bloß noch ein kurzes Wörtlein vom weiblichen Begattungsteil zu sagen.

Zu seiner gleichzeitigen Ahnentafel.

Die Hauptsache ist ja klar. Je deutlicher beim Manne der Keil, der Flaschenhals, — desto selbstverständlicher beim Weibe die einfache Öffnung, der Becher. Auch das Weib machte natürlich den Sprung mit beim Schnabeltier: daß nicht mehr ein und dasselbe Kloakenloch Koth, Urin und Eier ausgab und Samen einnahm. Es sonderten sich die Pforten: der After nur noch für den Koth — und ein zweites Thor fortan für Urin- und Eier-Export und Samen-Import. Diese letztere Öffnung war jetzt ausschließlich der Becher, der für den Akt in Frage kam.

Schaust du indessen heute in diesen geheimnisvoll ehrwürdigen Becher der Natur genauer hinein, so merkst du, daß doch auch hier mancherlei kleine Kreuz- und Querwege der Entwickelung ganz in der Stille stattgefunden haben müssen, die noch heute in sichtbarlicher Schrift da drinnen verewigt stehen wie in einem alten Stammbuch.

Denke jene Bilderreihe rasch noch einmal durch, aber beachte jetzt das Weib mehr als den Mann. Du bist noch einmal jenseits der Lostrennung des Afters vom Liebesthor. Zuälteſt hast du da die Außenzeugung der Frösche und Kröten: das Weib läßt die Eier aus dem After schießen und der Mann gießt außen erst den Samen auf. Dann hast du die Molche, wo sich After um After preßt, — das Weib behält die Eier noch drinnen, der Mann spritzt den Samen zu ihnen hinein, innen findet die Befruchtung statt und dann erst legt die Frau die Eier.

Aber die Aftervorhalle beider Liebenden ist gar groß und hat verschiedene Separatpforten in sich. Es gilt, daß nun gerade der Erguß der männlichen Liebespforten genau auch an die engeren weiblichen Liebesthüren innerhalb der aneinander gepreßten Vorhallen gelange. So siehst du das weise

Krokodil gleichſam ein Brettchen oder Falltrepplein aus ſeinem After hervorſchieben, an dem gerade der Samen eine engere Direktive in den Orkus drüben hinunter erhält, — jenen bewußten Fleiſchzapfen, mit dem dein Mannesglied beim allererſten echten Morgenrot eins war.

An dieſer Stelle kann es abſolut nichts wunderbares für dich haben, wenn auch das Weib ſeinerſeits innerhalb ſeiner Aftervorhalle ein Stückchen weit mit einem ſolchen Brett entgegengekommen wäre zur Aufnahme des Samens an die rechte Stelle, — wenn es der Samenleitung des männlichen Zapfens ſozuſagen eine Art Handhabe oder Kelle entgegengeſtreckt hätte in Geſtalt eines ebenſolchen, wenn auch kleineren weiblichen Fleiſchzapfens an ſeinem After.

Und in der That jetzt: etwas dieſer Art muß bei deinen Vorfahren in der Gegend der Reptilſtufe wirklich wohl beſtanden haben. Auch das Weib entwickelte ein kleines Glied, ein Fingerchen, das im aufgeregten Moment anſchwoll und ſich vorreckte, auf daß das Mannesglied ſich daran füge und nun eine vollkommene Rinne für den Samenſtrom von den Samenpforten im Mannesafter zu den Eierpforten im Weibesafter auf die Dauer des Aktes hergeſtellt werde.

Es muß eine ganze Weile lang den Anſchein bei deinen tieriſchen Ahnen gehabt haben, als ſollten Mann ſowohl wie Weib jedes ein ſolides Geſchlechtsglied erhalten, — ein Mannesglied und ein Weibesglied, die erſt aneinander geſetzt das wahre Begattungsglied im Ganzen ergaben.

Nachher bei den Säugetieren iſt aber dieſes Doppelentgegenkommen von den beiden Seiten her doch wieder mehr und mehr eingeſchränkt worden. Die Sache hat ſich einmal wieder vereinfacht.

Auch beim Weibe trennte ſich, wie geſagt, der After endgültig von der Pforte für Urin-Ausfuhr und Samen-Einfuhr. Aber bei der Mehrzahl der Säugetiere ging es jetzt auf der weiblichen Seite keineswegs ſo weiter, daß nun auch die Rinne

am Weibeszäpflein zum Kanal wurde, dieſer Kanal die geſamte Ein- wie Ausfuhr allein übernahm und das ganze übrige Loch hermetiſch zuwuchs.

Im Gegenteil.

Das weibliche Gliedzäpfchen blieb ein einfaches ſolides Fleiſchſpitzchen ohne Kanaldurchbohrung. Es ſchmolz aber gleichzeitig auf ein Minimum zuſammen zu gunſten der großen Geſamtpforte.

Dieſe Pforte blieb in ganzer Größe offen.

Alles disponible Material in der Nähe des alten Gliedfingerchens und auch dieſes ſelbſt wurde gleichſam zu Portieren dieſer Generalpforte verarbeitet. Ein Teil des alten Fingerchens zu einem Paar kleinerer, innerer Portieren. Ein paar nebenliegende Falten (die beim Manne den Hodenſack ſchließen helfen) zu zwei großen dicken Außenportieren. Der letzte Reſt des Fingerchens, das Spitzchen gerade noch, blieb bloß mehr wie eine Art oberer Dekorationsknoten in dem inneren Portierenpaar ſchweben. Erſt jenſeits aller dieſer Portieren aber zeigten ſich im innerſten Heiligtum nach wie vor die zwei echten Einzelpforten: oben der Waſſerhahn des Urin-Apparats, durch den der von den Nieren geſpeiſte Topf der Harnblaſe von Zeit zu Zeit regelmäßig umgeſtülpt wurde; und darunter das bedeutſame Thörlein zu dem eigentlichen weiblichen Geſchlechtsapparat, durch das der Mannesſamen hinein mußte, dem Ei entgegen, — und durch das dann ſpäter dieſes Ei, zum Kinde gereift, ſelber heraus mußte. Kam jetzt nunmehr das ſtraff geſpannte und mit Samen geladene Mannesglied heran, ſo ging es zunächſt zwiſchen allen Portieren glatt hindurch, trat dann ſelbſt in den innerſten Raum mit den zwei Pforten ein und drängte ſich in die untere, wichtigſte Thür tief genug ein, um endlich ſeine koſtbare Samenkolonie genau da abzuſetzen, wo der Weg ſchlechterdings nicht mehr zu verfehlen war. Einen unwichtigen kleinen Portierenanſatz auch dieſer entſcheidendſten Pforte noch, das ſogenannte Jungfernhäutchen,

pflegte das Glied beim erſtmaligen Eindringen mehr oder minder gewaltſam einzureißen, ohne ſich dadurch irgendwie in ſeiner geraden Abſicht zum heiligen Naturzweck ſtören zu laſſen und ohne daß auch das Weib irgend einen ernſthaften Schaden davon gehabt hätte.

Wir ſind beim Menſchen.

Die äußeren Portieren ſind die großen Schamlippen.

Die inneren Portieren ſind die kleinen Schamlippen.

Das Reſtchen des alten weiblichen Zeugungsfingers aber iſt die ſogenannte Klitoris oder der Kitzler, wie er aus einem ganz beſonderen Grunde heißt.

Nichts iſt erfüllt, ſcheint es, an dieſem Kitzler von ſeiner uralten Miſſion. Nicht er bildet den Becher, in den der Flaſchenhals ſeinen Unſterblichkeitstropfen gießt. Nicht einmal das Abflußrohr des Urins tritt in ihn ein. Und ſo ſcheint er wirklich bloß ein überflüſſiges Stammbuchblatt dieſes vielbewegten Entwickelungsſchauplatzes zu ſein, — ein Stammbuchblatt höchſtens für die paar vorgeſchrittenen Menſchheitsgehirne, die anfangen, auch die halb verwiſchte Runenſchrift der wahren Weltgeſchichte mit Intereſſe zu leſen; aber ein Nichts für die Millionen, die ihren Leibesbeſitz nur nach der praktiſchen Leiſtung meſſen.

So einfach liegen die Dinge indeſſen doch nicht. Mit dem derben Worte „Kitzler" wird eine ganz neue Melodie unſeres merkwürdigen Liebesepos angeſchlagen. Die dritte jener großen Fragen der Miſchliebe, von denen wir ausgegangen ſind: die Luſtfrage.

Davon wäre alſo noch beſonders zu reden.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.
Goethe (Sprüche in Proſa)

Die ganze Naturgeſchichte der Liebe, wie wir ſie hier beſprechen, iſt alles in allem genommen nur erſt eine Andeutung. Eine Kette von Lichtpünktchen, von denen gar manches erſt noch wieder verglimmen mag, ehe die Funkenreihe ein echter Sonnenſtreifen wird.

Die Naturgeſchichte der Wolluſt iſt aber noch einmal wieder nur das Surrogat eines ſolchen Pünktchens. Sie ſtreift in das vorläufig dunkelſte Feld unſerer ganzen Weisheit: in das Feld nämlich der Empfindungen.

Mit dem „Empfinden“ geht es uns Menſchenkindern ja höchſt drollig.

Es iſt ein Gebiet, wo jeder von uns die volle Ehre genießt, Fachmann zu ſein. Wir haben das nicht von Hörenſagen: wie es iſt, wenn etwas uns gut thut und etwas anderes ſchlecht, wenn's uns wohl iſt und wenn's uns übel iſt, wenn eine Roſe uns duftet oder ein Dorn uns ſticht. Der Dümmſte kennt das als Thatſache ſo gut wie der Philoſoph. Das Kind bringt es mit und alle Erziehung durch Lehre und Leben ſtützt ſich auf dieſe ſeine Grundweisheit.

Aber dieſe ſtolze Fachmannſchaft erkaufen wir nun durch das gegenſätzlich Mißliche, daß wir ſtreng genommen auch bloß unſere eigene Empfindung in der Welt als Maßſtab kennen.

Die Empfindungen aller übrigen Menſchen und Weſen um uns her erraten wir ſtets nur auf Grund eines Analogie-Schluſſes.

Ins Herz ſeiner Empfindungen ſelbſt ſehen wir keinem anderen hinein. Immer iſt ein Umweg über einen Schluß nötig. Dich pikt einer mit einer Nadel und du ſchreiſt vor Schmerz auf. Du pikſt einen anderen Menſchen und er ſchreit auch. Schluß: er wird wohl auch Schmerz empfunden haben. Aber die Empfindung ſelber gewahrſt du niemals, es iſt eben nur ein Schluß, bei dem das wichtigſte Glied ergänzt wird.

Wenn ich eine Sprechmaſchine erfinde, die auf einen Nadelſtich hin Au! ſchreit, ſo iſt der Schluß in dieſer Nacktheit ſchon bedenklich. Wenn ich fröhlichen Herzens und verliebt bin, ſinge ich. Wenn der Kuckuck im Sommerwalde Kuckuck ruft, ſo ſchließe ich, daß er auch luſtig und der Liebe voll iſt. Aber auch meine Kuckucksuhr zu Hauſe ruft zwölfmal Kuckuck, wenn der Zeiger ihrer Maſchine die Ziffer Zwölf berührt. Ich muß offenbar für meinen Empfindungsſchluß noch anderes zu Hilfe nehmen.

Ich betrachte mich alſo im Spiegel und ſchaue dann die anderen Menſchen an. Und die Ähnlichkeit iſt ſo frappant, daß ich einen engeren Beweis zu haben glaube. Ich ſehe doch total anders aus als eine Kuckucksuhr, und du und der und jener Menſch ebenſo. Nur wer auch wie ich annähernd wenigſtens dreinſchaut, der wird alſo wohl zwiſchen dem Nadelpiken und der Luftwelle „Au!“ eine Empfindung haben. Aber der Kuckuck ſchaut ja ſchon keineswegs wie ein Menſch aus. Nun ſo brauche ich eben noch eine Hilfe.

Ich habe erkannt, daß das Piken und das Au bei den anderen Menſchen in einem entſchiedenen Zuſammenhang ſtehen mit einer gewiſſen grauen Zellmaſſe, die als Nervengerank, Rückenmark und Hirn im Körper dieſer Menſchen ſteckt. Ich erkenne aber die ſicherſten Anzeichen dafür, daß ſolche kurioſen Sächelchen auch in meinem eigenen liebwerten Körper enthalten ſind und daß ſie hier gerade mit meiner Empfindung

zu thun haben. Sind meine Armnerven durchſchnitten, ſo kann ich in die Hand piken ſoviel ich will: es kommt keine Schmerzempfindung bei mir mehr zuſtande. Ich ſchließe alſo abermals, daß nun auch dieſe Nervenſubſtanz überall, wo ſie beſteht, einen Wahrſcheinlichkeitsſchluß auf Empfindung zuläßt. Solche Nervenſubſtanz hat aber die Kuckucksuhr ganz und gar nicht, — wohl aber hat ſie der Kuckuck.

Jetzt dieſer Kuckuck jedoch iſt immer noch ein ſehr hohes, mir nahe ſtehendes Tier. Ich will aber tiefer hinab mit meiner Empfindungsfrage in die Welt des Lebendigen. Und abermals häufen ſich Schwierigkeiten. Ich komme zu niedrigen Tieren herab, wo der Nervenapparat ſich mehr und mehr auflöſt im Geſamtleibe, bis er endlich völlig darin verſchwindet. Zugleich werden die Symptome des Au-Schreiens immer dünner und zweifelhafter. Bei der Pflanze vollends fangen die letzten Analogieſchlüſſe dieſer Art an ganz ins Blau zu geraten. Ich mag aber hier noch eine Hilfe nehmen und die Empfindung jetzt ganz allgemein an die lebendige Subſtanz, an das Leben überhaupt knüpfen. Ich empfinde, weil ich lebe, ſage ich mir, und alſo wird alles, was lebt, auch empfinden.

Indeſſen das Leben wandert ſelber hinab in das Grenzviolett zum ſogenannten Anorganiſchen, wenn wir ſtreng bei der Stange bleiben wollen. In einem gewiſſen Moment meines Zuendedenkens und Zuendeanalogiſierens ſage ich mir, ob Empfindung nicht vielleicht eine Grundeigenſchaft aller Materie ſein könne. Das ganze „Sein“ erſcheint mir nur als ein anderer Ausdruck für „Selbſterleben“. Ein Selbſterlebnis ſetzt aber allemal eine Empfindung voraus. Das Ding, das nichts empfindet, kann auch nichts erleben.

Es fragt ſich jetzt nur noch, ob ich dieſe Empfindungsfähigkeit bloß jedem winzigſten Teilchen einer atomiſtiſch zerſplitterten Materie zuerkennen will. Oder auch verwickelteren, aus ſolchen Atomen aufgebauten Syſtemen. Ich ſehe wieder auf mich und es kann mir wahrſcheinlich vorkommen, daß in

mir ein System empfindet und nicht bloß ein einzelnes monadenartiges Atom. Damit ist aber nun vollends eine ungeheure Analogie offen. Überall in der Natur, wo geschlossene Systeme auftreten, tritt auch die Denkbarkeit, ja Wahrscheinlichkeit auf, daß hier nicht bloß ein atomistisches Empfinden aller Teilchen, sondern auch eine Gesamtempfindung höherer Ordnung durch das ganze System stattfinde.

Schon mit diesen beiden letzten Analogieen bin ich also der Kuckucksuhr nun doch noch seelisch auf den Hals gerückt. Sei es, daß ich bloß ihre winzigsten Teilchen empfinden lasse; sei es, daß ich sie als System gelten lasse und so sogar weiter schließe.

Inzwischen reckt sich aber vom Moment an, da das Anorganische überhaupt berührt worden ist, von dort unten her eine ganz andere Auffassung vor, die uns gern wieder aus allen früheren Positionen herauswerfen möchte. Da wird dir gesagt: wenn ein sogenannter anorganischer Körper fällt, — also ein Stein oder auch das Gewicht der Kuckucksuhr, so ist das einfach ein „mechanischer Vorgang". Das Gesetz von der Erhaltung der Energie kommt da in Betracht und die Empfindung spielt in diesem überhaupt keine Rolle. Und nach dieser Analogie von unten her sollen wir nun aufsteigen auch ins Organische hinein. Da ist das Bakterium, — fassen wir es doch einmal rein als fallenden Stein oder mechanisch abrollendes Räderwerk, ob nicht so auch alles genau klappt, ja der exakten Rechnung schließlich zugänglich wird, die auf jenem Gesetz fußt. Da ist die Pflanze — treiben wir die Analogie weiter. Die Pflanze eine Maschine. Ist uns das aber so weit gelungen, so sei nun endlich das Tier wieder erklärt nach Analogie dieser mechanischen Pflanze. Wo ein Nervensystem auftritt, da wird es lediglich beschrieben als ein Apparat, den bestimmte Kräfte nach den Regeln des Energiegesetzes durchlaufen. Auch das Gehirn des Kuckucks wird so beschrieben. Und in das Tier, das mit der Nadel gepikt wird und Au schreit, wird

eine einfache Kraftverbindung gelegt, bei der der Nadelstich in verwickelter Wirkung rein mechanisch das Au auslösen muß.

Im nächsten Schritt hat diese Welle der Analogie von unten nach oben dich selber erreicht und umfaßt.

War vorher die Kuckucksuhr auf dem Wege der Vermenschlichung, so stehst du jetzt umgekehrt auf dem Satz: der Mensch ist eigentlich bloß eine Kuckucksuhr.

Im Augenblick, da sich das vollzieht, hat sich aber nun doch auch hier etwas höchst Seltsames vollzogen. Anscheinend hat diese zweite Beweisführung dir von unten her ansteigend deine früheren Analogie-Schlüsse einen nach dem anderen zersetzt und vernichtet. Selbst die graue Gehirnmasse ist nichts anderes als ein Beweis für mechanische Kraftvorgänge, ja sie ist sozusagen bloß ein einiger ineinander verwurstelter Strang Kraft. Genau in dem Moment aber, da du auch von hier aus im Menschen dich selber berührst, ist es, als sei das alles neuerdings wieder wie fortgeblasen und als klappe alles von sich aus nochmals um.

Denn nun bist du selber also der Typus einer echten und rechten Maschine. Du selber aber bleibst doch, mit Verlaub, derselbe, der du auch vorher warst. Wenn die Nadel dich pikt, empfindest du das als Schmerz und weil du Schmerz hast, schreist du Au. Es bleibt nichts anderes übrig, als um deinetwillen in die Definition der Maschine noch etwas einzuschalten: nämlich eben diese Thatsache der Empfindung. Wie du das machen willst, ist ja wieder eine Historia für sich.

Der Materialist von der extremen Sorte wird dir sagen: diese deine Empfindung ist eben bloß ein Vorgang innerhalb des Mechanismus. Etwa so: von außen kommt eine mechanische Kraftwelle bei jenem Nadelstich, diese Welle geht in dich ein, in deinem Gehirn setzt sie sich nach demselben Äquivalenzverhältnis, wie Bewegung in Wärme übergeht, in Empfindung um und diese Empfindung wird dann wieder Ausgangspunkt für gewöhnliche Kraftwirkungen, deren letztes Ergebnis das Au ist

Oder die Kraftwelle, die Mayerisch und Helmholtzisch einheitlich von dem Nadelstich bis zum Au deinen Leib durchquert, giebt auf irgend einer Teilstrecke innerhalb des Gehirns so und so viel Prozent Kraft ab zur Entwickelung der kuriosen Nebenerscheinung, die wir Empfindung nennen.

Du kannst aber auch mit Dubois Reymond (es hatten's andere vordem schon schärfer gethan!) jedes Durcheinanderschmeißen und Auseinanderentwickeln von mechanischer Kraft und Empfindung für ein logisches Unding erklären. Und du kannst im Sinne eines sogenannten Parallelismus die mechanische Kette auch durch dein Gehirn vom Piken bis zum Au für eine in sich geschlossene halten, über der aber gleichzeitig die Empfindungslinie wie ein geheimnisvoller Regenbogen parallel erglänzt, ohne „erzeugt" vom Mechanischen aus zu sein.

Willst du konsequent sein nach dieser Seite, so wirst du diesen seelischen Regenbogen aber wohl noch viel weiter spannen müssen: du wirst sagen, daß schon jede ins Gehirn eintretende Kraftwelle eine seelische Parallele mitbringt. Also auch das Piken der Nadel. Und das dieses Piken also seelisch ebenso empfunden, als „Schmerz" empfunden wird, wie mechanisch sein Stoß als Kraftwelle eine Rolle in dem Mechanismus spielt. Und daß mit dem Au eine seelische Parallele zum mechanischen Abströmen dich auch ebenso wieder verläßt.

Die Lust mag dich an dieser Ecke anwandeln, diese wunderliche Parallelerei nochmals nachträglich zu vereinfachen.

Zuerst wirst du fragen, ob sie nicht bloß ein Anschauen desselben Dings von zwei Seiten bedeute: nämlich erstens von einer innerlichen subjektiven und zweitens von einer veräußerlichten, gewaltsam objektiven. Die Empfindung wäre der subjektive, die mechanische Kraftwelle der objektive Anblick desselben Dinges. Das Ding selber also wäre nicht mehr dualistisch, sondern die Zweiheit, der Dualismus steckte bloß noch in deiner Anschauungsweise.

Hier denn endlich könnte dich sehr gut die Lust anwandeln,

auch noch über diesen Anschauungs-Dualismus zu einem wenigstens grundlegenden Monismus, einer Einheitslehre hinsichtlich deiner gesamten Erfahrungswelt überzugehen.

Du könntest dich nämlich auf die einfache Thatsache besinnen, daß zunächst alle deine Erfahrung Empfindungserfahrung und also seelischer Natur ist, — während die ganzen Begriffe der Kraft und des Mechanismus erst innerhalb dieser grundlegend seelischen Erfahrung geschaffene Abstraktionen deines Denkens selber sind, die dir zur Ordnung des Weltbildes unschätzbare Dienste thun, aber mit keinem Finger und dicken Zeh irgendwo aus deinem seelischen Welterlebnis positiv herausragen können.

Es wäre also schließlich die mechanistische Anschauungsart doch nur eine Loge sozusagen innerhalb des umfassenden psychischen oder seelischen Theaters, und damit wäre die Einheit auch von hier aus erreicht, die am anderen Pol der Materialismus errungen zu haben glaubte.

Doch das mache nun mit dir ab wie du willst.

Sei es nun so oder so oder noch so damit: in jenem entscheidenden Moment ist eben auf alle Fälle alles wieder beim Alten. Ich selber bin von neuem das Maß aller Analogien. Ich bin konsequente Maschine, — zur Definition gerade meiner Maschine gehört aber irgendwie auch die Empfindung. Ich sehe nun, daß alle anderen Menschen in allem mir Sichtbaren auch Maschinen sind wie ich, — folglich werden sie wohl auch Empfindung besitzen. Die Maschine dort, die ich einen lebendigen Kuckuck heiße, wird entsprechend ebenfalls wohl Lust empfinden. Und so geht das nun abermals abwärts ins Unaufhaltsame. Alle Lebensmaschinen da unten sind ja nur Unterschiede des Grades, nicht der Art gegen mich. Und endlich überhaupt alles Mechanische. In alle Tiefen sinkt die Empfindungs-Analogie jetzt erst recht mit — und alles scheinbar vom Mechanismus Umgeworfene richtet sich auf wie strotzende Kornähren nach dem Regen.

Es genügt, denke ich, wieder einmal vollkommen, die Dinge bis hierher gleichsam aus dem Hauptbuch der modernen Philosophie aufzurollen.

Was erhellen soll und, meine ich, muß, ist die unabänderliche Beschränkung bei uns auf den großen Analogie-Schluß, — den Analogie-Schluß, der von jeder Betrachtungsweise aus in Vollkraft tritt, sobald das Wörtchen Empfindung überhaupt erklingt. „Ich" bin an einem einzigen Weltfleck Fachmann gerade hier, — aber das erkaufe ich auch damit, daß der ganze Rest der tausendgestaltigen proteisch bunten Welt im Empfindungspunkte für mich ein Analogie-Schluß bleibt. Und alles Versteifen auf den Mechanismus nützt dazu im angedeuteten Sinne nicht einen Pfifferling.

So hübsch es klingt: ich soll dich aus dir selbst begreifen lernen, den Kuckuck aus sich selbst, die Pflanze aus sich selbst, den Bazillus aus sich selbst, den Kristall und die Erdkugel aus sich selbst, — — im Moment, da ich überhaupt dieses „Aus sich selbst" einführe in die Rechnung, setze ich mich selbst hinein vermöge eines Analogie-Schlusses. Ich muß es, — ich selber bin das einzige Mikroskop, um hierher überhaupt zu sehen.

Aber ich fühle auch sofort die Schwierigkeiten, die Schranken meines Werkzeuges. Ich bedarf eines großen Glaubens an die geheimnisvolle Grundähnlichkeit aller Natur, um nicht völlig zu verzweifeln. Auch so aber werde ich im Einzelfalle schwanken, werde mich in einem Labyrinth sehen, werde nicht wissen, wo die Analogie zu weit geht oder nicht reicht. Es sind ja doch Unterschiede da. Ich als Mensch bin nicht der Pflanze, dem Bazillus ohne weiteres gleich. Die Maschine ist sichtbarlich verschieden, wenn schon nicht prinzipiell. Für alles Empfindende aber habe ich nur eine einzige Schablone: — mich.

Diese Dinge mußten hier gesagt werden, wenn sie auch ins Verwickelte menschlicher Denkprozesse greifen, die nicht jedermanns Sache sind.

Sie beweisen einerseits die unkritische Leerheit der Forderung, Seelisches aus sich zu begreifen ohne Menschenanalogie. Andererseits aber deuten sie auch die Schwierigkeit an, die in dem einzigen und ewig uns gegebenen Analogie-Schluß von unserer eigenen Person aus liegt.

Wo in der Liebe eine echte Empfindungsfrage nackt aus den Wellen des Körperlichen stößt, mußt du dich auf diese Sachlage mit derselben Unbefangenheit besinnen, die dich das Körperliche nackt hat anfassen lassen.

Ein solcher Punkt aber ist die Wollust.

Wir haben keine Ahnung davon, was eine einzellige Amöbe, was ein Bazillus empfinden, wenn sie sich in zwei Stücke teilen. Es ist ihr Liebesakt. Warum sollen sie nicht etwas dabei fühlen? Es ist nach allen Analogien selbstverständlich. Zugleich ist es der Urakt aller Liebe. Die Wollust wäre hier bei ihrem Urphänomen. Aber wie gesagt.

Und wenn zwei jener einzelligen Wesen miteinander verschmelzen, — im Urbild aller späteren Geschlechtsliebe, — was dann?

Man möchte sich ausdeuten, bei jenem Zerfallakt käme eine bestimmte Kette von Empfindungen vor, in denen Lust und Unlust wechseln. Zuerst ein Gefühl der Überfülle, des Strotzens, des überquellenden Dranges. Dumpfe Unlust. Dann der eigentliche Akt der körperlichen Spaltung. Höchstwahrscheinlich doch scharfer Schmerz. Dann aber in den beiden neuentstandenen Teilwesen ein Gefühl der höchsten Entlastung, Frische, Erlösung.

Die Analogie für diese ganze Kette läge für uns bei einem gebärenden Weibe. Bloß daß die Analogie hinkt.

Denn die Selbstteilung geht als Schnitt durch das ganze Bazillus-Individuum. Der Akt der Teilung muß eine Art Tod enthalten und dann in den Teilen beiderseits ein Gefühl des Wiederauflebens. Jeder Teil ist ja Kind zugleich und Mutterhälfte. Die Empfindungen müssen also doch wohl noch viel kompliziertere sein, sie müssen noch ein Mysterium mehr in sich fassen — Tod und vergnügtes Weiterleben — das sich unserer Erfahrung entzieht.

Ähnlich könntest du die Verschmelzung von zwei solchen einfachsten Urwesen in eine Analogie bringen mit den Hunger- und Sättigungsgefühlen bei dir. In jedem der beiden Wesen regt sich ein Gefühl der Lebensschwäche, das nach Auffrischung verlangt. Eine wirkliche Art Hunger. Also auch hier ein allgemeines seelisches Unbefriedigtsein zuerst, — dumpfe Unlust. Dann, mit der Begegnung der beiden, der Annäherung wohl schon, wachsende Lustgefühle. Vielleicht wird das Erkennen vermittelt durch gewisse Geruchsempfindungen. Diese würden bei beiden Teilen schon Lust erzeugen. Der Berührungsakt könnte das steigern. Die Verschmelzung enthielte die volle Befriedigung mit nachfolgendem erhöhtem Kraftgefühl, völliger Sättigung und Beruhigung.

Diese Hunger- und Freß-Analogie ist aber doch eine recht mangelhafte. Man sucht unwillkürlich schärfere Analogien aus unserm menschlichen Zeugungsakt. Zuerst das allgemeine Unlustgefühl der liebesverlangenden, aber einsamen Seele. Also Liebeshunger, Liebessehnsucht. Es ist eine höchst eigenartige Sorte Unlust, die lange eine starke Beimischung von Süße hat. Das braucht dir ja nicht besonders beschrieben zu werden, das Wörtchen Liebessehnsucht genügt. Dann die wirkliche Begegnung mit einem Gegenstand unserer Liebe. Die feinen Distancewerte des Sehens, Sichkennenlernens. Die körperliche Berührung. Der Mischakt endlich selbst. Die nachfolgende seelische Ruhe.

Auch in dieser Analogie hinkt noch vieles.

Es fehlt ja die wahre physische Verschmelzung der Urwesen. In dieser muß ebenso wie in jener Selbstteilung ein Todesmoment liegen. Gewiß ist es höchst merkwürdig, wie der Augenblick der äußersten Hingabe und Erlösung auch in unserm menschlichen Geschlechtsakt für Mann wie Weib etwas todesartiges besitzt: einen Moment des Zerfließens, der Aufhebung der eigenen Individualität. Aber die Psychologie dieser höchsten Sekunde ist wohl kaum bisher klar durchdacht worden. Unser eigenes Empfinden steckt da so im Mysterium, daß wir mit Analogie nicht viel machen können. Ist dieser Todesmoment des Doppel-Individuums bei jenen Urwesen im Moment ihres Zusammenfließens zu einer einzigen neuen Individualität eine Lust- oder eine Unlust-Empfindung? Man möchte die Gegenfrage stellen: ist der Tod beim Menschen eine Lust- oder eine Unlust-Empfindung? Womit wir wieder an der Mauer sind. Hier hören nicht die Analogien auf, sondern unsere Kenntnisse über uns selbst.

Es ist ja nicht auszusagen, wie dumm wir klugen Menschen in unserer eigenen Haut stecken. Wir wollen das Geheimnis der Bazillus-Empfindungen lösen durch Analogie mit unsern eigenen Empfindungen — und merken allerorten, wie wir selber uns selber ein rabenschwarzer Urwald sind, in dem der Knabe Simplicius verloren an einer Einsiedlerklause sitzt.

Ja wohl: gewußt wird die Sache ganz sicher innerhalb unserer Leiber, — nur nicht von „uns".

Die einzig wahre Analogie zu jener Bazillus-Liebe bildet offenbar das Empfindungsleben unserer eigenen Samenzellen und Eizellen. Da wird alles noch nach der Ur-Schablone famos selber erlebt. Samenzelle und Eizelle verschmelzen genau so miteinander, und genau so spaltet die befruchtete Eizelle sich abermals in zwei Zellen auseinander. Was dabei an Lust und Schmerz zu empfinden ist, werden die Kleinen da unten schon genugsam erfahren. Aber wir großen Menschen-Individuen

sind einmal wieder haarsträubend viel „dümmer als wir selbst“. Jeder Dichter, hat Vischer einmal gesagt, ist viel dümmer als er selbst und viel gescheiter als er selbst. Will sagen: in jeder Dichter-Individualität giebt's ein kleines Lichtfeld und eine ungeheure Abgrundtiefe darunter, die faktisch unendlich viel mehr umfaßt, als oben sichtbar wird. So schweben wir Menschen aber alle miteinander beständig über einem Ozean von Dingen, die eigentlich alle „wir“ sind und die wir gleichwohl auf Verlangen nicht haben können. Das Seelenleben deiner eigenen Samentierchen ist dir so fremd wie das der Marsbewohner.

Aber nehmen wir wirklich einmal an, wofür doch im Grunde alles spricht: das Zusammenfließen zweier Wesen, die jedes nur aus einer einzigen Zelle bestehen, in ein neues Einheitswesen bedeute für diese Wesen ihren höchsten fertigen Wollustmoment.

Diese Wollust war dann offenbar die wirklich älteste der Lebewelt auf Erden. In irgend einem Urmeer vergessener Grautage der Erdgeschichte ist sie zuerst von Einzellern erlebt worden, — bei den Rumpelstilzen unseres Schöpfungsmärchens. Von solchen Einzellern ist sie dann in aller Folge myriadenfach weiter erlebt worden. Und sie wird noch in uns selbst und in allen anderen höchsten Tieren täglich erlebt von den einzelligen Geschlechtszellen, dem Samen und dem Ei, wo immer diese den wahren Mischakt vollziehen.

Wir ganzen Menschen aber, ich, und du, wie du hier vor mir stehst, und jeder sonst, — wir können überhaupt den Fertigwerdepunkt unserer Wollust nicht in diesem äußersten Mischmoment mehr haben, — denn wir sind riesige Zellstaaten, Genossenschaften von Zellen, die sich als solche gar nicht mehr miteinander im Ganzen vermischen.

Hier tritt einfach in Kraft, was wir oben so eingehend durchgesprochen haben: daß nämlich für uns bewußte große Einheitsmenschen auch der intimste Begattungsakt immer noch im feinsten Sinne ein Distanceakt bleibt. Die Körper von Mann und Weib berühren sich bis in die diskreteste Innenwelt hinein, — aber sie verschmelzen nicht. Nur die jederseits losgelöste Samenzelle und Eizelle vollführen den wahren Mischakt, aber erst nachträglich und ganz ohne unser weiteres Zuthun. Unsere gesamte Ganzmenschenliebe ist und bleibt von ihrem Alpha bis zu ihrem Omega, von der ersten Lichtwelle, die zwischen den Liebenden her und wieder fliegt, bis zu der tiefsten Versenkung des Liebesgliedes in die Liebespforte, eine einzige fortlaufende Distanceliebe.

Daraus aber ergiebt sich geradezu zwingend eine weitere einfache Folgerung.

Wir haben früher den Weg genau verfolgt wie aus einzelligen Urwesen vielzellige Tiere sich herausbildeten. Die Einzeller traten zu Zellgenossenschaften zusammen. Anfangs ist jede Einzelzelle in solcher Genossenschaft noch ein selbständiges Wesen. Jede Zelle besitzt alle Lebenseigenschaften in sich: sie frißt, verdaut, atmet, bewegt sich, empfindet Lichtwellen, Schallwellen, Geruchs- und Geschmackseindrücke, sie orientiert sich in ihrer Umgebung nach Kräften und so weiter. Allmählich aber ordnen sich die Genossenschaftszellen dann nach dem Prinzip der Arbeitsteilung. Jede kultiviert in sich nur mehr ein Ressort, genießt aber die Arbeit aller anderen dabei mit. Bestimmte Zellen fressen nur noch, andere fangen bloß Lichtwellen auf, wieder andere bloß Schallwellen, gewisse bewegen die ganze Kolonie vorwärts, noch andere bilden eine Zentralstelle zur allgemeinen Orientierung. Kurz: die Zellgenossenschaft bildet schließlich ein neues Individuum, das wie eine vergrößerte, gesteigerte Auflage der ursprünglichen Einzelzelle erscheint.

Auch dieses Gesamt-Individuum bewegt sich, frißt, atmet, hört, sieht wieder, bloß daß alle seine Organe engere Verbände

urſprünglicher Einzelweſen nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ſind. Im Triumph ſeiner Vereinheitlichung beſitzt es natürlich auch wieder die Luſt- und Schmerzempfindungen wie jede jener früheren Einzelzellen. Ein Stich mit der Nadel bringt bei ihm eine Schmerzreaktion hervor genau wie bei dem Einzeller. Und wenn es in die Liebeserregungen gerät, ſo taucht auch dieſes höhere Vielzell-Individuum in eine breite Goldwelle vielfältig verſchlungener Luſtgefühle mit einer geraden Steigerung auf einen Gipfelmoment der abſoluten Liebesluſt-Erfüllung los.

Aber!

Dieſe ganze Liebesluſt muß ſich mit all ihren Steigerungen doch in einem hier den Verhältniſſen der Zellgenoſſenſchaft im Gegenſatz zur Einzelzelle anbequemt haben. Ihr ganzer Lauf mußte ſich bis zum Schluß erfüllen innerhalb jener Diſtance-Liebe, die der Zellgenoſſenſchaft ja allein gewährt iſt. Von einer Erfüllung im wahren Miſchakt konnte bei ihr keinerlei Rede ſein, da die ganzen männlichen und weiblichen Vielzell-Weſen ſich als ſolche gar nicht mehr miſchten bis zum Ineinanderfließen.

Alles umfaßte bis zu dem gewiſſen Punkt ja das Liebesleben auch der großen Zellgenoſſenſchaften, wie du eine biſt, wie ich eine bin, wie deine Liebſte eine iſt. Dieſe höheren, geſteigerten Individuen ſahen ſich, konnten ſich aufeinander zu bewegen, hörten ſich, fühlten ſich durch hundert feine äußere Medien hindurch, ſie ſchmolzen geiſtig einander zu, ſetzten ſich in wunderbare Harmonie, — ſie berührten ſich endlich unmittelbar mit den Hauptwänden ihrer Leiber — ſie drückten ſich die Hand, umarmten ſich, küßten ſich, — ſie preßten ſich immer feſter aneinander, durchdrangen ſich ein kurzes Stück Körper in Körper. In alle dem trug ihre Liebe die ganze Sache, trug ſie tauſendmal beſſer als die ſich ſuchenden Einzelzellen es jemals vermocht, trug ſie für die im Leibesinneren verborgenen Geſchlechtszellen mit. Alle Luſt- und Leidgefühle

der Liebe wallten und wogten so lange durch den Gesamtorganismus in voller Wucht, wühlten das ganze obere, höhere, umfassendere Personen-Individuum auf bis in jede Tiefe hinein, verlangten, klagten, jauchzten, verströmten in ihm.

Aber an ganz bestimmter Stelle dann machte das alles oben Halt. Die Samenzellen spritzten aus, die Eizelle fand sich zu ihnen, ein geheimes Innenleben kleiner separater Maulwürfe begann innerhalb des einen Über-Individuums. Eine letzte Distance wurde dort genommen und eine echte Zellmischung fand statt. Aber als das kam, war jede unmittelbare Verbindung mit dem Liebesleben der großen Individuen Mann und Weib bereits völlig abgerissen. Der körperliche Liebesakt war dort längst zu Ende. Seine eigene höchste Steigerung und Erfüllung mußte längst vorüber sein.

Denkst du dir das klar in Erinnerung an einen Liebesakt deines eigenen Körpers durch, so kann dir wohl kein Zweifel darüber bleiben, was geschehen mußte und geschehen ist.

Der höchste Wollustmoment, bei den einzelligen Wesen in die völlige Verschmelzung naturgemäß gelegt, mußte sich für die Vielzeller ebenso naturgemäß gleichsam in eine andere Stufe der großen Liebesbahn verlegen.

In eine frühere.

In die dem wahren Mischakt nächste der Distance-Liebe. Also in den äußersten Punkt dieser Distance-Liebe, der von den großen Attrappen der echten mischfähigen Geschlechts-Einzeller, von den vielzelligen Über-Individuum selber noch erreicht wurde.

Damit hast du den Schlüssel des ganzen Entwickelungsganges in der Hand. Auch die Liebe der Zellgenossenschaften wahrte sich ihren höchsten körperlichen Erfüllungspunkt, ihren Wollust-Punkt. Aber sie legte ihn ihrer ganzen Veranlagung nach an eine andere Stelle der großen Kette, — dahin, wo diese Kette sich für sie, als auf einem erreichten und nicht mehr zu überbietenden Gipfel, schloß.

fragte ſich jetzt nur in der großen aufſteigenden Linie der Tiere noch, wo dieſe Gipfelſtelle überall war. Und hier ergiebt die wechſelreiche Arabeske deſſen, was ich dir vorher erzählt habe, wahrſcheinlich die nötigen Fortſchrittsſtufen von ſelbſt.

Der äußerſte körperliche Liebesakt der vielzelligen Weſen, dieſer großen Zell-Pyramiden, unter deren Schutz und Deckſchild erſt die kleinen Samen- und Eier-Maulwürfe ihre letzte Arbeit vollziehen, iſt kein Miſchakt, ſondern im günſtigſten Falle ein Berührungs-Akt.

Wir haben aber geſehen, wie lange ſelbſt das in deiner werten Ahnenſchaft ſchwankte. Die liebenden Vielzell-Weſen ſuchten ſich, näherten ſich, ſahen ſich, empfanden ſich in weiteſter Diſtance irgendwie, — dann ſpritzten Samen wie Eier ins Blaue los auf Gutfinden. Erſt allmählich kommt die echte körperliche Berührung als Bedingung hier hinzu. Fiſche, die ſich Leib zu Leib drücken. Die ſich aneinander ſaugen, mit den Floſſen halten. Endlich ein feſtes Preſſen Liebespforte zu Liebespforte. Es iſt lange Zeit die Afterpforte. Allmählich wächſt in dieſer beiderſeits das Scharnier. Es wird, einſeitig ſich erhebend und endlich vom After befreit, zum Mannesgliede. Mit ihm vernageln ſich die Geſchlechter ſchließlich im Akt. Bis zu dir, wo's noch genau ſo iſt.

Dieſer klar zu Tage gelieferte Weg der äußeren möglichen Diſtancenahme zwiſchen den großen Deck-Individuum Mann und Weib iſt nun offenbar mit allen ſeinen Stationen auch der Weg der Wolluſt-Projektion dieſer Individuen geweſen.

Die Wolluſt ſoll als höchſter Luſtmoment die gegebene Liebeskette krönen. Es verſchiebt ſich nur eben von Stufe zu

Stufe der Grenzpunkt dieſer Liebeskette immer tiefer noch hinein. Und alſo geht die Wolluſt mit, ihren rechten Ort zu ſuchen.

Kehre noch einmal zu jenem Ur-Bilde des vielzelligen Weſens zurück, das uns in unſere Betrachtung ſchon ſo oft geholfen hat. Der Stufe, die Häckel das Urmagentier oder die Gaſträa getauft hat.

Das ganze Tier beſteht bloß aus Haut und Darm. Der Darm beſorgt die Ernährung. Die Haut dagegen bewegt, ververteidigt — und iſt der weſentliche Sitz der Empfindungen. Sie nimmt Lichtreize auf, Schallreize, äußere Stöße und Stiche und Berührungen jeder Art.

Die Haut iſt hier im ganzen Umfange das, was ſpäter das Nervenſyſtem iſt. Dieſes ganze Nervenſyſtem mit allen ſeinen Sinnesorganen und inneren Werkſtätten iſt eben urſprünglich aus der Haut hervorgegangen. Die feineren Verarbeitungsateliers wurden allmählich in Gruben, Rinnen, Säcke dieſer Haut aus Schutzgründen mehr nach Innen verlegt. So iſt das Gehirn, das Rückenmark, das ganze Nervennetz langſam von Stufe zu Stufe gleichſam eingeſunken aus Hautſtücken, in die ſicherere Tiefe des Leibes hinein, — nach demſelben Grundprinzip, das zuerſt den Magen nach innen ſich hatte einſtülpen laſſen. Je feiner, je verwickelter das geſamte Innenkunſtwerk des Tierkörpers ſich ausgeſtaltete, deſto feiner und verwickelter ſpann ſich auch dieſes urſprüngliche Hautnetz durch ſein ganzes Inneres hindurch. Immer aber mußte auch jetzt noch die ſtrengſte Verbindung zwiſchen den Empfindungs-Werkſtätten im Inneren und der Außenwelt bleiben.

Zog ſich auch der eigentliche Sitz des Empfindens tief in den harten Schädel und in die Wirbelſäule zurück als Gehirn und Rückenmark, — ſo wahrten doch dieſe uralten, einwärts gewanderten Hautteile fort und fort auch dann noch durch Nervenverbindungen, — alſo auch letzthin nur feinſte Hautverlängerungen, nach innen geleitete Hautſpitzen gleichſam, —

ihre „Fühlung“ im eigentlichsten Sinne mit der Körperoberfläche, also dem alten echten Sitze der Haut.

Noch immer, auch bei dir, nimmt diese Außenhaut zunächst die Lichtwellen, wie die Schallwellen, das ärgerliche Piken der Nadel wie die behagliche Wärme der Maiensonne und so weiter und weiter zunächst auf. Der eigentliche Sitz der Empfindung ist dann freilich nicht mehr gleich an der Aufnahmestelle der Oberfläche, sondern es schaltet sich noch der Telegraphendraht des Nervs ein, der den Licht-, Schall-, Stoß- oder Wärmereiz ins innere Hautorgan, also das Rückenmark und Gehirn, befördert. Auch hat sich die Hautoberfläche mehrfach bei dir schon in bestimmter Weise selber wieder in die Arbeit geteilt. Zwei Stellen, die Augen, passen ausschließlich auf Lichtreize. Zwei, die Ohren, nur auf Gehörsreize. Zwei in der Nase lediglich auf Geruchsreize. In diesem Falle haben sich sogar diese äußeren Aufnahmestellen nochmals wieder etwas eingesenkt und geschützt: die Netzhautstellen für das Licht liegen tief hinter einer durchsichtigen Oberhautstelle; ebenso ist das Ohr eine geschlossene Kapsel geworden; und die Nase bildet mindestens eine Tasche mit ihrer riechenden Schleimhaut.

Nur die Reaktion auf Druck und Temperatur ist fast der ganzen Hautoberfläche gemeinsam geblieben, — wo ich dich an Arm oder Bein oder Schulter oder Brust mit der Nadel pike, fühlst du es und zwar unangenehm als Schmerz, und ebenso fühlst du mit jeder dieser Stellen auch die wohlige Wärme der Sonne da droben.

Indessen alle diese Verfeinerungen und Verwickelungen sind Schritt für Schritt erst zwischen den ältesten Hauttieren und dir entstanden. Noch hast du Tiere deutlich heute vor dir, bei denen die ganze wirkliche Oberhaut auch das ganze Gehirn noch darstellt und in ihrer Ganzheit hört oder Licht empfindet. Und erst allmählich siehst du das Gehirn sich sondern als eine Zentralstelle, die alle Empfindungen sämtlicher Hauptzellen noch wieder in eins greift wie eine Spinne die Fäden

ihres Netzes. Allmählich siehst du dann auch, daß zum Beispiel diese oder jene Stelle der Haut nur noch Licht empfindet für alle anderen mit. Du siehst diese Stelle nach innen in Kontakt bleiben mit jenem Gehirn durch eine bestimmte Hautfaser, den Sehnerv — und du siehst zugleich, wie sie außen einsinkt, eine Grube erst bildet, dann eine Tasche, endlich eine geschlossene, bloß vorne für Licht durchlässige Kapsel, — wie sie, mit anderen Worten, erst nach und nach zum Auge wird. Das ganze höhere Tierreich ist dieser sinnreichen Fortschritte fortlaufendes Exempel.

Nun denn: auf die Haut also führt uns auch das ganze Empfindungsgebiet der Liebe bei den vielzelligen Wesen offenbar zurück.

Die Haut wurde der große Kuppler, der allherrschende Liebesvermittler und Liebesträger für die vielzelligen Tiere, die nicht mehr auf echte Ganzvermischung hinlieben durften, sondern nur mehr Distanceliebe, Berührungsliebe pflegten. Und so ist die Haut denn auch die ursprüngliche Wolluststätte geworden, der Schauplatz für den höchsten körperlichen Lusttriumph dieser Distanceliebe.

Über die Anteilnahme der Haut an den Liebesdingen stelle da nun zunächst einmal mit dir selber ein kurzes Verhör an. Du bist allerdings mit deinem ungeheuren Gehirn, deinem endlose Weiten durchtauchenden Gedächtnis, deiner jederzeit fest gestaltenden Phantasiethätigkeit, deiner geheimen Schulung auf tausend Kulturmittel, Kulturabkürzungen, Kulturstenogramme ein äußerst schwieriges Beispiel. Trotzdem laß uns einmal grob hersagen.

Deine Haut nimmt Anteil an deiner Liebeserregung zunächst als Netzhaut. Beim Sehen. Anblick des weiblichen Körpers, Anblick der speziellen Geliebten und so weiter.

Dann als Tastorgan für Schallwellen. Als Ohr. Menschliche Stimme, Gespräch, Gesang, Musik. Über erotische Wirkungen durch Musik besteht wohl schlechterdings kein Zweifel.

Drittens als Naſenſchleimhaut. Die Rolle des Geruchs im Erotiſchen iſt bei uns ja eigentümlich verſchleiert. Wir reden von wollüſtigen Parfüms und das ſehr mit Recht. Im Übrigen ſcheint der Geruch aber, worauf Guſtav Jäger ſo verdienſtlich hingewieſen hat, bei uns nur mehr eine Art Geheimrolle zu ſpielen, über die unſer Bewußtſein keine rechte Kontrolle beſitzt. Das Thema liegt noch total im Argen und erfordert erſt eine umfaſſende wiſſenſchaftliche Klarlegung.

Viertens durch körperliche Berührung. Hier tritt bei uns eine unverkennbare Steigerung der Intenſität der ſpeziellen Wolluſtneigung ein. Kuß. Umarmung. Kitzeln. Eine ganz beſtimmte Form des angenehmen Kitzels, den warme weiche menſchliche Haut auf Haut hervorbringt.

Innerhalb dieſes Allgemeinkitzels tritt aber fünftens eine ganz unverkennbare Lokaliſierung jetzt ein. Die erotiſche Empfindung ſteigert ſich im vollen Verhältnis der immer größeren Annäherung dieſes unmittelbaren Berührungsreizes an — die Geſchlechtspforte.

Als Gipfelpunkt erſcheint ein ganz beſtimmt umſchriebener Ort: beim Manne das aktive männliche Geſchlechtsglied; beim Weibe jenes eigentümliche Überbleibſel eines weiblichen Geſchlechtsgliedes: der Kitzler. Bei nachhaltiger Reizung dieſer Stelle wird bei beiden Geſchlechtern der höchſte Wolluſtmoment erreicht. Bei beiden Geſchlechtern beſteht dabei irgend ein tiefer Zuſammenhang zwiſchen der Reizfähigkeit gerade dieſer Stellen und der Reife des großen Zellkörpers zur Abſpaltung von Zeugungsſtoffen. Ja beim Manne fällt der äußerſte mechaniſche Akt dieſes Abſpaltungsverlaufes, das Ausſchleudern der Samentierchen, unmittelbar mit dem höchſten Wolluſtmoment zuſammen und ſteht in einem ſo intimen Verhältnis zu ihm, daß die beiden Vorgänge gar nicht zu trennen ſind.

Unterſuchſt du die betreffenden kritiſchen Körperſtellen, an denen die volle Wolluſterlöſung bei dir lokaliſiert iſt, ſo findeſt du auch beſtimmte Nervenbedingungen dazu, die uns geradezu

von „Wolluſtorganen“ reden laſſen. Indeſſen iſt von einem echten komplizierten Geſchlechts-Sinnesorgan, etwa ſo wie das Auge eines für das Licht darſtellt, doch nicht die Rede. Der Hautzuſammenhang im ſchlichten Sinne bleibt aufdringlich deutlich.

Denke dir einmal einen Moment, etwa dieſe deine ganze weiße Körperhaut hier ſtellte eine Rieſenreihe von Taſten eines Inſtruments dar, auf dem Muſik gemacht werden ſoll.

Da haſt du einige Flecke der Haut, die eigentlich ja nur eine einzige Taſte beſitzen. Die Augen je eine für Licht. Die Ohren je eine für Schall. Aber gerade dieſe „eintaſtigen Organe“ beſitzen in ihrer Taſte recht einen Drücker zugleich für Öffnung eines ganzen herlichen Inſtruments, ja eines ganzen rieſigen Orcheſters, das die verwickelſten Stücke ſpielt.

In einigermaßen ähnlicher, wenn auch geringerer Lage ſind auch noch Zunge und Naſe.

Dagegen findeſt du eine ungeheure, weit überwiegende Maſſe von Hautſtellen — auf ein paar Punkte deine ganze ſchöne nackte Leibeshaut da — die beſitzen zwar jede mehrere Taſten, aber dieſe Taſten ſind halt auch allein da, — ohne weiteres, zu öffnendes Klavier dahinter.

Eine Taſte reagiert auf Druck und Stoß, eine auf leichtes Kitzeln, eine auf Wärme und Kälte. Je nachdem mit Luſt oder mit Schmerz. Aber mit dieſem einfachen Reagieren iſt auch alles gethan.

Und in dieſe Reihe tritt nun eigentlich doch auch jene Stelle an den Geſchlechtspforten, am Mannesglied und Weibeskitzler. Sie hat, ſcheint es, zwar auch wieder nur eine Taſte. Doch nicht wie Auge, Ohr, Zunge und Naſe eine ganz beſondere, die die übrige Haut nicht hat, — ſondern nur eine von den der Haut auch in der Maſſe der Stellen gegebenen: nämlich die Kitzeltaſte.

Dieſe Taſte hat ſie einſeitig ausgebildet, doch nicht im Sinne von Auge und Ohr zu einem ungeheuren Orcheſter

[illegible] verwickeltem Harmonie- und Disharmonie-Spiel [illegible] unendenhaft Proteiſche hinein. Sondern ſie hat eine [illegible] Luſtſtimmung, die in der Taſte ſchon allgemein lag, [illegible] als ſolche ins Heroiſche vergrößert.

Das leichten, feinen Kitzeln liegt überall eine unverkennbare Luſtwirkung. Die iſt nun in der Wolluſtecke ins Ungeheure, Orkanartige heraufgeſchraubt, ohne dabei doch innerlich jemals feiner gegliedert zu werden. Gegen das Geſicht, das Gehör iſt die Wolluſt ein Ungetüm, ein klotziger Rieſe, der alle ſeine Kraft nicht aus der Verfeinerung ins Detailleben hinein, ſondern einzig aus der koloſſalen Übertreibung einer einzigen konkreten Luſtwirkung ſchöpft, — allerdings eine Goliathskraft.

Der Zuſammenhang mit dem einfachen angenehmen Hautkitzel in deiner Wolluſt iſt ein überaus deutlicher — ſo weit auf dieſem verwickelten Empfindungsgebiet überhaupt etwas deutlich ſein kann, wo wir immerzu mit Analogien ſchon beim nächſten Mitmenſchen rechnen müſſen und in uns ſelber nur auf einer dünnen Planke über der ſchwarzen See des eigenen Unbekannten hängen.

Es iſt vielleicht gar kein ſo übler Vergleich, wenn du dir einmal einen typiſchen Kitzelakt ſonſt mit dem, ſagen wir mal hier bloß männlichen, Geſchlechtsakt in Parallele bringſt. Ich meine das Nieſen. Irgend etwas kitzelt leicht die Schleimhaut deiner Naſe. Es entſteht ein prickelnder Reiz mit raſcher Steigerung. Endlich erfolgt eine Auslöſung mit impulſivem, von deinem Willen unabhängigen Ausſtoßen. Der Kitzel ſamt Erlöſung dabei hat einen unverkennbaren Luſt-Inhalt, ich brauche nur an ſeine Ausbeutung bei uns unentwegten Luſtſuchern im Schnupfen zu erinnern. Der ganze Akt aber hat thatſächlich eine frappante Ähnlichkeit wenigſtens mit dem männlichen Geſchlechtsakt.

Auch hier fällt der höchſte Luſtmoment mit einer unwillkürlichen Ejakulation, einer Herausſchleuderung zuſammen.

Findet doch selbst das allbekannte „Zusammenknicken“ des Körpers im Geschlechtsakt seine deutlichste Ähnlichkeit im Verhalten eines Niesenden! Ja ich wüßte, wenn ich die beiden Akte in Gedanken miteinander vergleiche, bei bestem Willen überhaupt keinen stichhaltigen Unterschied anzugeben, — mit einziger Ausnahme der reinen Steigerung des Grades (nicht der Art) in dem Lustgefühl bei der Wollust. Es ist eben ein Kanonenschuß gegen — eine Priese Schnupftabak.

Diese ungeheure, märchenhafte Steigerung der Kitzellust im Geschlechtsfalle, die kolossale Wucht des einen dumpfen Tones, der der Hautkitzeltaste hier und nirgendwo sonst verliehen worden ist, — das eben meine ich aber, ist die Folge einfach davon gewesen, daß dieser Geschlechtskitzelakt hier zugleich die äußerste Stufe der Distanceliebe der Zellgenossenschaften Menschenmann und Menschenweib darstellte, — und damit das ganze riesige Plus auf sich bekam, das in dem höheren Individum an Lustempfindung *frei geworden war* durch den Verzicht auf das wirkliche Mischen und Verschmelzen der Einzeller.

Das Glücksgefühl der Liebeserfüllung, von der realen *Körpermischung* abgetrennt bei allen vielzelligen Überindividuen, *lokalisierte* sich an dieser für die Distanceliebe äußersten Hautkitzelstelle.

Damit nun freilich hat dieses „Wollustgefühl“, wenn es auch kein vergeistigtes Sinnesorgan nach Art des Auges oder Ohrs sich geschaffen hat, doch eine ungeheure Perspektive hinter sich erhalten, — es ist zu einem bestimmten Krönungsmoment in der allgewaltigen Liebesodyssee jedes Vielzellindividuums geworden. Du brauchst bloß an die Vergeistigung dieser Liebe gerade als Distanceliebe in all ihrer himmelblauen Herrlichkeit zu denken, um ein Gefühl zu erlangen, in welche Geisteskette die Wollust damit eingetreten war. Ein Flug von einem gesteigerten Schnupftabakkitzeln zum großen Einschlag in einer wahren „göttlichen Komödie.“

Denn ob du nun die Wolluſt noch ſo ſehr (in einem, wie du jetzt ſiehſt, gar nicht einmal ſtreng berechtigten Sinne) als blutrote Miſchliebe bezeichnen und gegen die lilienweiße Augen-, Ohr- und Kuß-Diſtance-Liebe herabſetzen magſt, — leugnen wirſt du nicht können, wie das Brummen dieſer einen einzigen, aber herkulesſtarken Hauttaſte deines Leibes einen Grundbaß dennoch ſpielt in allen, allen deinen noch ſo botticelliſch-ſüßen Geiſtesmelodien. Und auch einen berechtigten Baß. Denn das, was du Körper nennſt, iſt in Wahrheit ja ſo gut Geiſt wie alles andere in dir. In das große Konzert gehört jedes Inſtrument gleichberechtigt mit hinein. Auch das.

Von dieſem Schluß aus hat nun, hoffe ich (immer im Wahrſcheinlichkeitsrahmen!) die weitere geſchichtliche Betrachtung keine beſondere Schwierigkeit mehr.

Nehmen wir eine befriedigende Wolluſt-Erlöſnng auch für alle vielzelligen Tier-Individuen nach unſerer Menſchen-Analogie einfach einmal als eine Grundthatſache hin, ſo mußte die Lokaliſierung dieſer Wolluſt ſich auch dort eben den verſchiedenen Sachlagen anpaſſen, ſo gut es ging.

Ein Fiſch, der noch gar kein Geſchlechtsglied beſitzt, kann die höchſte Wolluſt nicht lokaliſiert haben im Geſchlechtsglied wie du. Erinnere dich nur wieder an die lieben Blaufelchen. Sie finden ſich, Männlein und Weiblein, zueinander, ſehen ſich, berühren ſich mit dem ganzen Bauche im Liebesluftſprung — und gleichzeitig jetzt ſpritzen beim Mann der Samen, beim Weibe die Eier aus. Nach der Analogie deiner eigenen Liebeserlebniſſe wirſt du ſagen: hier genügt eben ſchon der einfache Kitzel bei Berührung der ganzen Bauchhaut, um die Wolluſt auf ihre Höhe zu bringen. Und mit dieſer Höhe in engſter

Verbindung ſteht hier ein Geſchlechts-Nieſen beider Parteien — Mann und Weib ſpritzen ihr Liebesprodukt dabei vor.

Es ſtände aber nichts im Wege, das darüber rückwärts hinaus ſich noch viel einfacher zu denken.

Laß ſelbſt die allgemeine Bauchberührung, ja jede unmittelbare Körperbetaſtung als Kitzelmoment fortfallen. Zwei Tiere verſchiedenen Geſchlechts ſollen bloß ihre gegenſeitige Nähe durch ein Sinnesorgan Auge oder Ohr merken, — ſie ſollen ſich hören, oder ſehen, oder auch riechen. Und dann beide losſchießen. Hier bildete geradezu alſo das Auge oder das Ohr oder die Naſe den Kitzelerreger, der ſofort zur vollen Wolluſt führte.

Du ſiehſt: jede einzelne Stufe jener Steigerungsſkala, die wir bei dir oben betrachtet haben, kann bei dieſen oder jenen deiner tieriſchen Ahnen ſchon genügt haben, um das ganze ſofort auszulöſen. Wie wenn du deine Geliebte bloß ſäheſt oder reden hörteſt oder gar bloß den Parfüm ihres Kleides einatmeteſt und das genügte, um die ganze Melodie des intimſten Liebesaktes bei dir ſpielen zu laſſen mit ſämtlichen Empfindungen und unter Ausſtrömen der Lebenswelle.

Bei den Blaufelchen wärſt du doch wenigſtens ſchon beim Händedruck. Den umgekehrten Weg vom Blaufelchen zu dir kannſt du dir aber jetzt wirklich von ſelber abzählen. Die Kröten dort im Teich regen ſich offenbar noch ganz durch äußere Hautreibung auf. Bei den Molchen, die Pforte an Pforte lieben, iſt die Empfindung ſicherlich ſchon ſtark auf dieſen Pfortenrand lokaliſiert. Aber es ſind ja noch die Kloaken-Pforten. Alſo das Wolluſt-Centrum ſitzt ſehr im Gegenſatz zu dir noch am After. (Der Fall iſt, nebenbei bemerkt, wieder intereſſant zur Geſchichte der Päderaſtie.) Dieſer Sachverhalt hält ſich auch noch bei Eidechſe und Krokodil. Aber hier hört etwas anderes, dir fremdes ſchon auf.

Das Weib behält nämlich ſeine Eier fortan auch über den Wolluſt-Akt hinweg im Leibe.

Die Befruchtung, jener eigentliche Mischakt der Samenzellen und Eizellen, findet im Weibesleibe selbst statt. Es bedeutete das einerseits einen Schutz für die Eier, und andererseits eine gewaltige Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, daß jedes Ei ein Samentierchen fand, also der wahre Mischakt überhaupt eintrat. Der Fortschritt war aber eben erst möglich, nachdem ein Mannesglied sich ausgebildet hatte. Fortan brauchte also bloß noch beim Manne jener Nies-Akt der Samenausspritzung mit dem Höhepunkt des Wollust-Aktes vereint zu bleiben. Beim Weibe fiel jede Eier-Explosion im Wollustmoment endgültig fort.

Du erinnerst dich, daß gerade dieses Fortfallen beim Menschenweibe wieder einer der Punkte war, den du oben als Absurdität brandmarken wolltest. Daß nämlich beim Weibe der Wollustakt scheinbar ganz außer Beziehung geraten ist zu der Eierablösung im Eierstock! In Wahrheit kam von einer bestimmten wichtigen Ecke der Entwickelung an alles darauf an, daß bloß der Samen möglichst tief in das Weib eingepumpt wurde. In diesem Einpumpen lag der äußerste Akt der Distanceliebe der beiden großen Deckindividuen Mann und Weib zu Gunsten der Mischliebe der Samen- und Eizelle. Also konzentrierte sich auf diesen Pumpakt auch beiderseits die höchste Wollust. Beim Manne mußte nach wie vor das Samenauspumpen damit zusammenfallen, selbstthätig verknüpft wie Schnupftabakkitzel und Niesen. Beim Weibe aber brauchte schlechterdings nichts damit zusammenzufallen, als die bestmögliche innere Situation zum möglichst tiefen Einströmenlassen der Samenwelle. Alles was die eigenen Weibeseier betraf, war längst so tief nach innen verlegt, und hatte hier so sehr seinen eigenen Mechanismus, daß der ganze Akt der beiden großen Leute sich darum überhaupt nicht mehr zu kümmern brauchte. In das eigentliche Eierland vorzudringen, war Sache der eingezeugten Samentierchen selbst. Mochte die eine eigene Wollustsehnsucht noch wieder für sich weitertreiben

— Sehnſucht nach jener uns Großen körperlich unbekannten Urwolluſt der wirklichen Körperverſchmelzung. Das hatte mit dem rieſigen millionenzelligen Mutterorganismus über ihnen aber nichts zu thun und konnte alſo auch keine Beziehung zu deſſen Wolluſt haben. Deine ganze Forderung vom Zuſammenfallen auch der Weibeswolluſt mit der Eierentſendung iſt einmal wieder der Ruf nach etwas längſt Antiquiertem, — nach einem Fiſch- und Krötenſtadium, wo auch dem Weibe die Wolluſt kam, wenn die Eier abgingen, — einem Stadium, das aber ſchon das Reptil endgültig aufgegeben hat, weil es unpraktiſch war.

Die Wege, wie die Pforte des Weibes zum einfachen Einpumpen des Samens immer rationeller ausgeſtaltet wurde, haben wir vorhin genügend beſprochen. Die Afterliebe ſchwand bei beiden Geſchlechtern. So konzentrierte ſich die Wolluſt alſo folgerichtig nur noch um die Urin- und Geſchlechtspforte. Inzwiſchen hatte ſich beim Krokodil aber jener Fleiſchzapfen mit der Samenrinne als erſte Form des Mannesgliedes gebildet. Die männliche Wolluſt, nach wie vor im engſten Bunde mit der Samenausſpritzung und immer auf dem vorderſten Vorpoſten, lokaliſierte ſich ſtreng folgerichtig auf dieſen Zapfen. Aber auch beim Weibe ſcheinen deine Ahnen hier herum ja einen entgegenkommenden Zapfen gebaut zu haben. Alſo der konzentrierte ebenſo auf ſich die weibliche Wolluſt.

Nachher freilich erwies ſich eine noch größere Vertiefung als noch rationeller. Der Mannesſame wurde nicht bloß an dem Weibeszäpflein entlang auf die Eierpforte zugegoſſen, ſondern das immer mehr vergrößerte und verfeinerte Mannesglied wurde überhaupt ſo tief eingeführt, daß es ſogar unter dem Zäpflein her direkt in die Eierpforte ſelber noch ein Stückchen vordrang.

Damit aber nun war, wie geſagt, das weibliche Zäpflein als Pumphelfer völlig entlaſtet. Es ſaß indeſſen nach wie vor ſo günſtig für den gleichzeitigen weiblichen Kitzelakt, daß

eine Fortverlegung des Wolluſt-Centrums von hier geradezu ein Schaden geweſen wäre. Und ſo hielt es ſich als Luſtzäpfchen fortan allein weiter, — heute von uns noch Kitzler getauft und damit in ſeiner Rolle anerkannt.

Die Wolluſt als reine Augenblicks-Luſtempfindung betrachtet, ſpielt, ſagte ich dir, gleichſam nur auf einer Taſte.

Sie macht dabei dieſe Taſte nicht zu einem Orcheſter, ſondern ſie erzielt ihre dämoniſche Macht im Moment nur durch einfache Steigerung eines einzigen Tons. Von hier aus wird verſtändlich, daß in der Kette deiner tieriſchen Vorfahren von da ab, wo überhaupt Luſt- und Schmerz-Reaktionen äußerlich ziemlich deutlich werden, die Wolluſt wie etwas mehr oder minder fix und fertiges erſcheint.

Schon das Benehmen von verliebten Fiſchen, die ſich bloß aneinander reiben, noch ohne Begattungsglieder zu haben, hat eine ſo frappante Ähnlichkeit mit geſchlechtlich erregten Menſchenkindern, daß es den ſchlichteſten Beobachtern aufgefallen iſt. Vielleicht verteilt ſich das Gefühl lange noch über eine größere Zeit. Vielleicht. Sagen läßt ſich das nicht genau, da man nie weiß, wie viel Vorſpiel iſt, wie viel erſt echter Akt. Man möchte meinen, beim Menſchen ſei alles, wenn es denn ſo weit iſt, auch epigrammatiſch zugeſpitzt. Wie er ja in all ſeinem Handeln dieſes Konzentrierte, Sparſame, Epigrammatiſche auch ſonſt hat. Aber wenn man im übrigen bloß den Akt im Ganzen anſchaut, ſo iſt es wirklich ſchon ein Kunſtſtück, auch nur den geringſten ſtichhaltigen Unterſchied zu finden zwiſchen einem verliebten Froſch-Männchen und einem bloß von der nackten groben Wolluſt-Sehnſucht gepackten Menſchen.

Wie ein Wahnſinniger — ein Monomane thatſächlich der einen brummenden Taſte ſeines Gefühlsorcheſters — ſtürzt ſich der Froſch auf ein beliebiges Froſchweib. Auch er noch ohne Begattungsglied, — bloß allgemeiner Berührungs-Liebler. Aber er packt das Weib mit einer Gewalt um den Leib, daß es nicht ſelten daran ſtirbt. Iſt kein echtes Froſchweib ſeines Gleichen zur Hand, ſo packt er auch ein anderes gerade verfügbares Tier und regt ſich daran zum Ziel auf. Ein Karpfen wird beritten, daß die Schuppen fliegen und nicht ſelten die Augen gar ausgekratzt werden. Eine Kröte im Goldfiſchglaſe hetzte die Goldfiſche ſchließlich zu Tode ſo. Aber Männchen des Froſches beſpringen auch Männchen, wenn es nicht anders iſt. Ein totes Weibchen wird genau ſo wüſt umarmt wie ein lebendiges. Ein ſchon liebend vereintes Paar wird von ledigen Männern nochmals beſtiegen, bis ein ganzer ekler Klumpen verworrenen Lebens entſteht. Ja ganz lebloſes Holz wird ſchließlich erfaßt und begattet.

Tolles Spiel. Denkſt du nicht daran, was Menſchenunſinn alles verſucht hat mit der Wolluſt?

Alles, um in dieſen dumpfen Grundbaß Abwechslung zu bringen. Liebe zwiſchen Mann und Mann, Weib und Weib. Liebe mit Eſeln und Gänſen. Liebe mit Toten, mit Gequälten, mit Sterbenden. Liebe mit künſtlichen Gegenſtänden, mit Puppen und Apparaten. Liebe zu Vielen. Liebe in den kautſchukmenſchenartig ausgeklügeltſten Stellungen. Es iſt wohl nicht nötig, dieſe humoriſtiſche Schreckenskammer weiter aufzuthun.

Schließlich kommt der vollgeprüfte Liebesepikureer und ſpricht als Fazit aus, wie armſelig wenig doch im Grunde dieſes an Intenſität ſo ungeheure Wolluſtgefühl zu variieren ſei, — ein kleiner Kreis, ewig neu abgetrottet, und als Reſultat eigentlich immer wieder gar nichts.

Das alles hat aber — bis auf das Philoſophieren — wirklich der Froſch ſchon vorgemacht, und du großer Raffine-

ments-Menſch ſo vieler Kulturjahrhunderte ſtehſt da in Wahrheit vor einem bänglich armen Zirkel von Jahrmillionen, die dich von deinem Menſchen-Froſch trennen. Man muß ſagen, die Menſchheit hat in dieſem Punkt einen wahren Don Quixote-Helden-Kampf bis zum Äußerſten geführt, um Varianten im einfachen Gefühl zu ſchaffen. Und iſt doch wahrhaftig nicht über den Froſch hinausgekommen.

Nein, in dieſer Linie war es nun einmal nicht zu machen. Ein ganz anderer Weg iſt viel langſamer daneben hoch gekommen — und eben der doch ſchließlich ein menſchlicherer. Der Menſch iſt einmal nun das Geiſtestier, das Tier des aufſtrebenden Geiſtes — und da hilft alles nichts.

So iſt von hier eine ganz andere, entſchieden ausſichtsvollere Straße verſucht worden. Etwas geräuſchloſer, aber doch übermächtig. Es iſt nämlich, ſintemalen der Kitzelakt der Wolluſt nun doch einmal in die große Liebeskette als feſter Fels hineingeraten war, verſucht worden, auch dieſen Fels zu vergeiſtigen in eine höhere Linie hinein.

Von einer höheren Linie iſt das Zuſammentreten der beiden Individuen Mann und Weib einer Reviſion unterzogen worden im Sinne einer nochmals höheren Einheitsbildung.

Nicht jedes Weib als ſolches und nur deswegen, weil es „Weib" iſt, mit jedem beliebigen Manne und umgekehrt. Du verſtehſt, was ich meine. Das ungeſtüme Roß der Wolluſt, ſelber nicht entwickelungsfähig, iſt zwiſchen die Schenkel eines allgewaltigen Geiſtes- und Kultur-Reiters gepreßt worden: der geiſtigen Begründung des Liebes-Individuums auf Grund individueller Harmonie zwiſchen dieſem Manne und ausgeſpart gerade dieſem Weibe. Von hier beginnt ein weiterer Werdeprozeß, der noch einmal wirklich alles umwertet. Das Wort Einzelehe bezeichnet ihn nur andeutend und vorläufig, nicht dauernd weſentlich. Aber es faßt ihn immerhin grob ſo, daß die Sache erkennbar wird.

Die Wolluſt, die zwiſchen Männern, Weibern, mit

Tieren, Leichen, Instrumenten und so weiter schließlich doch keine ernsthafte Fortentwickelung erfuhr, wird endlich als Faktor eingestellt in die Beziehungen zweier Menschen zu einander, die von einem ganz anderen, seelischen Boden aus in eine höhere Gemeinschaft, eine ganz bestimmte Individuums-Bildung bereits eingetreten sind. Sie wird der rohe Naturbursche zunächst auch solcher Alliance sein, zweifellos. Aber es fragt sich, ob sie von hier nicht doch zu erziehen ist, — sie, die von ihren Ur-Anfängen an eigentlich ein Harmonie-Gefühl zwischen zwei körperlich verschmelzenden Individuen war, — die dann sich auf eine Distance-Ecke zu äußerst festsetzte bei den Vielzellern, den Deck-Individuen Mann und Weib, — und die jetzt die Möglichkeit hätte, wieder in einen echten geistigen Verschmelzungsversuch einzulenken.

Die Bahn dieser Entwickelung liegt zum Teil schon offen in der Chronik der Einzelehe und alles dessen, was damit zusammenhängt, vor. Zum besten Teil freilich steckt sie in einer Ehe (cum grano salis), die noch nicht hinter uns Menschen von heute liegt, sondern erst vor uns.

Das macht die Sache abermals grundschwierig.

Ein ganz neues, fernes, dämmerblaues Schneegebirge taucht vor uns auf.

Alles meldet sich, was wir voreinst bereits über die Ehe-Anfänge geredet haben. Das Wort fällt aber selber wie eine Deckhülle von einem noch sehr viel tieferen Problem.

Wir haben vom Liebes-Individuum bisher immer nur gesprochen als überhaupt „Mann und Weib". In dieser Gegensätzlichkeit lag alles. Wir beobachteten ihre Mittel, sich zu finden, zu binden, das höhere Individuum zu gründen, den Misch-Akt einzuleiten und so weiter. Wie nun, wenn sich in diesen Zusammenschluß von Mann und Weib nochmals viel feinere Motive mischen?

Nicht mehr bloß Mann und Weib im Sinne des nötigen Geschlechtsgegensatzes.

Sondern ein Mann, ein ganz bestimmter Mann.
Und ein Weib, ein ganz bestimmtes Weib.
Individualisierende Wahl.

Es ist gewiß wahr, daß gerade die Wollust vielleicht der ausgesucht seltsamste Punkt ist, um auf dieses neue Kapitel zu kommen. Gerade die Wollust mit ihrem einen groben, gleichförmigen Grundbaß ist bisher bei uns Menschen selber noch stets positiv die stärkste Nivellierungswalze gewesen, die uns immer und immer wieder beibringen wollte, jede höhere, vergeistigtere, individualisiertere Wahl beim Schließen des Liebes-Individuums sei eigentlich gleichgültig, da diese Grundmelodie doch spielt, ob nun das dümmste Augenblickswesen unserer Laune oder die verklärteste Idealliebe die Taste schlägt.

Und es ist wirklich so, daß erst Zukunftswerte gerade hier vor dir auftauchen, wenn du von Individualisierung auch der Wollust reden willst, — von einem in gewissem Sinne befreiten Menschen redest, der für das Gefühl auch der wirklichen Wollust schlechterdings nur noch empfänglich wäre bei inniger Einigung mit dem anderen Wesen, das auch sein ganzer unendlich verfeinerter Kulturgeist, all seine Ethik und Ästhetik, all seine Idealität und Idealschaffungssehnsucht für das richtige, ihm entsprechende erkannt hätten, das also Madonna und Venus im höchsten Sinne zugleich für ihn wäre. Diese erhabene Harmonie ist offenbar bei uns selber noch ein Entwickelungs-Ideal, das wir wohl schon sehnend schauen, aber noch keineswegs besitzen. Erst dieses unablässige inbrünstige Schauen (dem wohl keine echte und reine Seele im Punkte der Sehnsucht je im Leben, in noch so viel stark dagegen abstechenden Akten, eigentlich untreu geworden ist) soll uns ja den Besitz einmal verschaffen. Inzwischen scheint aber jene alte grobe Wollust-Form ihre gute Rolle darin zu spielen, daß sie überhaupt Liebes-Individuen auch jetzt unablässig — wenn schon rohe einstweilen, Mondkälber gleichsam des Ideals — schaffen hilft. Die Menschheit stürbe sonst aus und aller

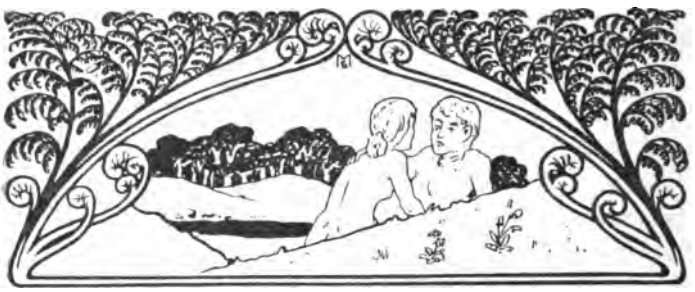
Ideal-Schaffung würde der Nerv damit durchgeſchnitten von einer tieferen Schicht aus, die wir Ringenden ſo wenig in uns ſelber geringſchätzen dürfen, wie das Rieſenfräulein des Märchens den Bauer, der das Korn ſät.

Aber warum in unſerer ſo abſichtlich unſyſtematiſchen, nur intimen Gedankenreizen folgenden Betrachtungsart nicht gerade ſolchen Knoten des Älteſten mit dem Zukünftigſten zum Sprungbrett nehmen zum weiteren Satz! Grade weil's ſo iſt.

Hinauf in den ſtillen, aber ſteten Triumph der Individualität noch auf einer neuen Stufe, einer höheren. Nicht mehr bloß Mann und Weib. „Der" Mann — und „das" Weib.

Eine Tiergeſchichte zur Einleitung.

Aber vorher noch — ein Wort.



Intermezzo . . . .

Über der kleinen Kiefernſilhouette des Seeufers drüben treibt ein blendend weißer Wolkenblock langſam empor.

Gegen die winzigen Bäumchen erſcheint er rieſig — wie ein Gebirgshang mit ewigem Schnee. Gegen die ungeheure blaue Himmelsſchale iſt er nur ein blinkendes Stückchen Zucker.

Und es iſt, als freſſe ihn dieſes heiße Blau ſchon, kaum daß er ſich über den Horizont wagt. Der weiße Klumpen wird höckerig, bekommt Buckel wie Hamlets Kameel und fratzige Profile mit großen Napoleonsnaſen. Dann bricht eine erſte Naſe oben ab, ſchwebt eine kurze Weile ſchwindelnd als loſe Flocke für ſich im Blau.

Du ſchauſt einen Augenblick auf den See und jetzt erſt wieder hin. Fort iſt das Flöckchen ganz. Geſchmolzen. Aufgeſogen. Kaum noch, daß du ein ſchwächſtes blaſſeres Federſtreifchen noch eben vom Ganzazur ſich abheben ſiehſt. Noch eine Minute und auch das iſt hin. Das Blau blendet wieder in einheitlichem Erz.

Inzwiſchen iſt aber der ganze Schneeberg unten im vollen Zerfall. Noch zwei, drei Wölkchen löſen ſich ebenſo ab und ſchmelzen höher oben für ſich. Dann ballt ſich der ganze Hauptklumpen zu vielen kleineren Centren von einander, die nicht mehr ſteigen, ſondern ſchon unten ſich verkleinern.

Wie bläuliche Gletſcher ſchillert es auf einmal allenthalben in dem Schneegipfel. Aber ſchon werden die Gletſcher zu blauen Strömen und wieder die Ströme werden zum offenen Riß in das Metallblau des Azurs hinein. Feine Fähnchen hängen jetzt gleich ſchillerigen Eiszapfen von den Schneerändern hinaus. Dann zerſtieben die Zapfen ganz zu feinem weißen Staub, als würden es Waſſerfälle, die in Schaum verfliegen ehe der Abgrund durchmeſſen iſt. Noch ein paar Minuten — und die ganze Wolke iſt hin, — ein Nebelfleckchen nur noch im ſieghaften Blau, eine bleiche Trübung — nichts mehr. Aber tief unten auf dem Wald liegt wie ein äugender weißer Bär ſchon eine neue, die herauf will. Herauf in denſelben Kampf. Und um auch ſo zu ſterben . . . . . .

Ja wohl, das Geſchichtliche gibt zweifellos einen tieferen Blick. Dieſer Millionenjahre-Menſch, in dem ſo und ſo viel Welten aufeinander geſchichtet liegen, der durch ſo und ſo viel Ungeheuer hiſtoriſch durchgeklettert iſt und von allen heute noch gleichſam Schwänze und Klauen an ſich trägt, — dieſer Menſch Darwins und der wahren Weltgeſchichte iſt wirklich ein ganz anders verſtändlicher Kerl als jener Paradies-Adam Jehovahs, der fix und fertig gedrechſelt und lackiert auf den Markt geſtellt wurde, um ſogleich und für alle Folge jetzt das Ideal zu vertreten, und der dann doch ſo mangelhaft ſich erwies, wie er — eben iſt.

Dieſer geſchichtlich gewordene Menſch gleicht dem Helden der Tolſtoiſchen Novelle, dem ſein Leben vorkam wie die fürchterliche Würgearbeit eines Lebendigen, der in einen Wollſack eingenäht iſt, und der ſich wälzen und wirbeln und ſtoßen muß, bis endlich, endlich der Kopf das eine Wurſtende durchgebohrt hat und ins Licht taucht. Es iſt gewiß keine Ab-

ſurdität, wenn dieſer Menſch, im Lichte tief aufatmend, noch das Haar dick voll Wollflocken hat. Und ſolche Wollflocken einfach wären alle jene ſcheinbaren Verrücktheiten in deinem menſchlichen Liebesleben von heute, die zahllos verpulverten Zeugungszellen, die Verknüpfung von Heiligem und Unappetitlichem in dem Akt, und ſo fort.

Gut, ich ſehe in eine unendliche Verwickelung, und wenn dieſe geſchichtliche Verwickelung noch heute Verwickeltes erzeugt, ſo iſt das in ſich wirklich ganz und gar nicht abſurd, ſondern es iſt ſchlichteſte Logik.

Aber ich ſtütze den Kopf auf die Hand und ſchaue in die Wolken dort, die ſo ſchön weiß und ſolid aufſteigen und ſich doch immer wieder ins blaue Nichts löſen. Auf dem See ſchnattern die ungezählten Pärchen liebender Vögel, eine große Hochzeit iſt da unten, ein wildes Zeugen neuen Lebens. Aber oben kommen und gehen dieſe ſchweigenden Wolken, mit einer ſtillen Tragik wie ein großer Chor, der den Schluß zieht, die Moral von der Geſchichte.

Ja die Moral. Und ich träume mich hinein in das Schickſal eines jener Quadrillionen verpulverter Samentierchen und ich frage mich, ob wir die Abſurdität mit alle dem nicht doch nur ein Stück weiter in den Kern der Weltendinge verſchoben haben, ohne ſie auch ſo ernſtlich aus der Welt herauszubringen.

Damit einer lebt und weiter liebt, müſſen Quadrillonen ſterben.

Eine Samenzelle findet ihre Eizelle und es wird ein Menſch und wird groß und wandert ins Licht, ihm wachſen Augen und er ſieht die Sterne und das märchenhafte Blau da oben.

Dafür aber bleibt die ganze Pilgerfahrt von tauſend Eizellen das armſelige Stückchen Herumtappen in einem ſtockfinſteren Kanal zwiſchen Eierſtock und Gebärmutter. Und

Millionen Samentierchen erleben nichts als den kurzen, dummen, sinnlosen Weg von ihrer warmen Wiege im Mannesorgan bis zum Verschmachtungstode in einer ungeheuren, schauerlichen, kalten, fremden Welt draußen, die sie bloß begrüßt, um sie zu Tode zu quälen. Arme Bausteine zu Welten, aus denen doch keine Welt wird!

Durch meinen Sinn zieht auch die famose Geschichte des Multatuli: wie der Vater sein Kind unterweist, wie schön alles in der Welt eingerichtet sei. Der Vogel legt seine Eier und zur rechten Zeit, da es Würmlein als Speise gibt, kommen die Jungen aus und ihr Gesang ist eitel Dank für so treue Fürsorge. „Singen die Würmer mit, Papa?" fragt das Kind.

Nein, sie werden gewiß nicht mitsingen, diese verschwendeten Samentierchen, wenn sie mit ihrer Jahrmillionen-Fracht an Vererbungen und Hoffnungen auf irgend einer Leinewand verdursten, ohne Mensch geworden zu sein.

Ich merke es wohl, du willst mich ins Äußerste hinein beschwören. Bis ins Kernholz des Philosophischen. Ich aber möchte dir mit einem einzigen Bilde bloß antworten. Vielleicht daß es genügt.

Mache dich leicht im Geiste, leicht wie ein Vogel, ein Ballon, — noch viel leichter, ganz schwerelos. Und schwebe empor.

Hoch wie ein Eukalyptusbaum von fünfhundert Fuß. Die dreihundert Meter des Eiffelturmes. Die 8840 Meter des Gaurisankar. Wie ein blaues Auge ist der runde See hier unter dir eingesunken in dem graugrünen Kiefernteppich.

Und der Teppich verschwimmt in dem allgemeinen Bunt einer unentzifferbaren Stickerei. Violette Höhen im Süden. Im Norden der Horizont auf dem hoch sich wölbenden Meer. Zuletzt die ganze deutsche Ebene noch wie in einem Riß, — dann der Riß sich schließend, Wolken, unendliche weiße Einsamkeit. Die höchste Ballonhöhe: Berson im „Phönix" mit 9000 Metern, der leere „Cirrus" bis 18000. Im Sinne des Altertums müßtest du jetzt die berühmte kristallblaue Himmelsglocke schneiden, auf der die Götter wandeln.

Aber kein Kristall taucht dir auf, kein schneeiger Venusleib spiegelt sich darin. Nur die blaue Farbe hast du wirklich durchschnitten. Die feinen Wasserbläschen reflektieren über dir kein Blau mehr. Gespenstisch rabenschwarz ist der Himmel, — die Sonne weißglühend darin wie das scharf umrandete Loch eines Hochofens. Mit eisiger Hand greift hier schon die Polarkälte des Weltraums zu dir heran. Bei jenen 18000 Metern schon 67 Grad unter Null. Allmählich dann bis zur Hundert herab. Unten schmelzen jetzt auch die Wolkenbänke zu Flocken und Streifen ein. Die Erde erscheint wieder, aber tonnenartig nach innen eingewölbt wie ein gähnender Trichter.

Höher. Die Atmosphäre geht zur Neige. Bei zweihundert Kilometern ist sie so gut wie fort. Geheimnisvoll zeigen sich an diesem Luftufer nur noch die letzten Auswürflinge des tieferen atmosphärischen Ozeans angespült. Da schweben Teilchen vulkanischer Asche und leichteste Bakterienkeime, wohl das Einzige, was die sausende Erde unablässig in den Raum hinein verliert. Dazwischen aber schon Gäste des Neuen. Vielleicht durchquerst du die rätselvolle Gasschicht, die uns da oben in der bunten Strahlenkrone des Nordlichts erglüht. Der feine meteorische Nickeleisen-Staub des Alls beginnt reichlicher auf dich einzufallen. Unter dir verpufft wie eine platzende Bombe ein derber Meteorstein durch die Reibung an der unaufhaltsam rasend von West nach Ost

gedrehten Luftwalze. Noch ein Ruck: der freie Raum. Frei bis zum Monde.

Doch du beſchleunigſt deinen Flug. Lichtgeſchwindigkeit nimmſt du an. 40000 Meilen in einer Sekunde peitſcht ſich die Ätherwelle, die von uns als Licht empfunden wird, dahin. 51000 Meilen bloß ſteht der Mond von der Erde ab. Alſo noch nicht anderthalb Sekunden haſt du bei ſolcher Geſchwindigkeit bis zu ihm. Ein Sprung wie von einem Stuhl herab — und du ſitzt auf dem Mond. Hexerei der Phyſik. Am Rande einer der ungeheuren Kraterhöhlen. Tauſende von Metern unter Dir, unter ſchwindelnder Wand, eine endloſe, wellige graugelbe Ebene. Der Schatten des Zackengrates, auf dem du hängſt, fällt in gigantiſchen kohlſchwarzen Hörner-Silhouetten weit in die blinkende Fläche ein. Fern ein einzelner ſteiler Pik, — der Zentralkegel des Kraterkeſſels. Myſteriöſe Farbflecke hier und da in der Ebene. Grüne, blaue. Sind es Wälder giftgrüner Kriſtalle . . . . . oder eine phantaſtiſche Pilzvegetation, mit eukalyptushohen Stengeln und Dächern wie Paläſte groß?

Doch du richteſt den Blick in die Höhe. Da ſchwebt die Erde. Die Volva, wie Kepler ſie in ſeinem „Traum vom Monde“ ſelenitiſch getauft hat. Ein freier Rieſenglobus. Das Polareis des Nordpols erzeugt einen Reflex, daß das Auge blinzelt. Es iſt die Gegend gerade, die ſelbſt der Menſch noch nie ganz durchmeſſen hat. Von da abwärts die Meere grünblau. Rötlichgelb die Sahara. In ſattem Smaragdgrün der Tropengürtel Afrikas und Braſiliens. Über Teile von Europa dampft langſam eine blendend weiße Wolkenbank ab. Wo dein See hier liegen müßte, iſt es gerade wieder ganz klar. Aber umſonſt, daß du ihn ſuchſt. Er iſt viel zu winzig. Ein mikroſkopiſches Pünktchen. Kaum daß du den ganzen Raum zwiſchen Mittelmeer und Nordmeer gewahrſt und die größten Tatzen, die der kleine Erdteil in dieſe Meere ſchiebt.

Und keines unſerer Rieſenfernröhre, auf dieſe ſelenitiſchen

Kraterzacken gestellt, würde dir je auch nur einen einzigen der Menschen zeigen, deren Lust und Weh zu dieser Stunde fünfzehnhundertmillionenfach sich auf dieser Kugelwölbung aus-jauchzt und ausweint. Schon nach 51000 Meilen Weg nur noch Wasser, Land und Eis, und die Kugel selbst, — aber kein Menschenantlitz mehr . . . . .

Doch du rastest nicht. Weiter im Fluge. Was ist ein Weg von noch nicht anderthalb Sekunden Lichtbahn in diesem schwarzen, sterndurchglühten Raum. Nimm drei Minuten Lichtflug. Schon lange innerhalb der ersten schmilzt der Erdenglobus zu einer kleinen glitzernden Mondsichel mit zartester Schattenzeichnung, neben der die wirkliche Mondsichel bloß als silberner Punkt steht. Am Ende der dritten Minute faßt du auf einem der kahlen ziegelroten Hochplateaus des Mars Posten. Es ist späte Nacht und am Dämmerhimmel der Seite, wo der Tag werden will, steht ein Morgenstern, so hell wie bei uns die Venus. Das ist die ganze Erde. Ein Lichtpunkt im Firmament. Weder Meer noch Erdteile unterscheidet dein bloßes Auge. Der Mond ist unsichtbar mit im Glanz. Auf diese Ferne von sieben Millionen Meilen existiert er für deinen Blick nicht mehr selbständig. Ein schöner Stern immerhin. Wie eine weiße Blume blüht er noch lange im Osten, während das Morgenrot darunter in roten Streifen über die Ebene da unten aufbricht und mit blutigen Reflexen in das weite Kanalnetz überall einschwimmt . . . . . .

Zehn Minuten Flug. Nach einer schon wieder ist der ganze Mars selber ein gelbroter Stern. Nach zehn wölbt sich über dir ein gespenstisch blasser Nebelbogen durch das Firmament. Du bist auf dem Saturn. Der Ring schwingt sich da oben hin. Im Himmelsausschnitt funkeln Sterne. Wo ist die Erde? Du suchst umsonst. Ihr Lichtpünktchen ist so klein, daß dein Auge sie ohne Glas nicht mehr findet. Auch die Sonne selber ist schon tief herabgeschmolzen wie eine kurzgedrehte Gasflamme.

Vier Jahre Flug. Die Lichtkraft, die dich in noch nicht anderthalb Sekunden von der Erde auf den Mond warf, braucht vier Jahre, um die vier Billionen Meilen bis zum nächsten Fixstern zurückzulegen. Auf einem Planeten der roten Doppelsonne Alpha im Sternbild des Centauren machst du Halt. Und wieder ist Nacht und dein Auge sinkt erschauernd in das Sternenmeer. Ein Lichtpünktchen dort, im silbernen Staube zwischen den tausenden wirbelnd: die Sonne. Sie selber ist jetzt nur noch ein kleiner Stern. In dieses Sternleins Licht zugleich aber stecken jetzt alle die Planeten unsichtbar mit, die weiße Venus, der rote Mars, der riesige Saturn mit seinen Ringen, der endlos ferne Neptun. Und deine Erde selbst. Alles in allem nur noch ein Pünktchen. Ein Silberstäubchen, das in Wirklichkeit die Größe der Neptunbahn, also mehr als neuntausend Millionen Kilometer Durchmesser, umschließt.

Doch auch das ist dir noch nicht fern genug. Du nimmst größere Geschwindigkeit, als das Licht besitzt.

Du durchquerst die ganze Fixsternwelt. Bunte Doppelsonnen und Triosonnen kreuzen deinen Weg. Planeten solcher Systeme, die heute eine blaue Sonne am Himmel haben, daß alles wie in die blaue Grotte von Capri eintaucht, morgen eine grüne, daß die Landschaft im smaragdenen Kristall des Vierwaldstätter Sees versinkt, und nächstens eine rote, daß es wie Höllenfeuer über Meer und Gebirge flammt. Und jeder Planet mit fühlenden Wesen, ähnlich dir. Die Sternbilder zerbrechen vor dir zu solchen Blütengärten, die Milchstraße fließt auseinander zu buntem Schaum. Dein Sonnensternchen aber ist längst untergegangen im Weltenmeer.

Doch du fliegst und fliegst.

Und du Ahasverus des Alls wirst eines Jahres alles überflogen haben, was wir Menschen von der Erde aus an Sternen kannten. Die ganze, ganze Fixsterninsel, zu der unsere Sonne im Engeren gehört, das ganze System von

Fixſternſonnen, Sternhaufen, Nebelflecken ſchließlich, das noch dämmernd ſein Licht da und dort zu uns nieder ſchickt, — das alles, alles haſt du eines Tages hinter dir.

Und wenn du nun im Fluge dich umſchauſt, ſo ſchmilzt es in ſeiner Allheit hinter dir zuſammen zu einer leuchtenden Schneewolke, einem blanken länglichen Silberſchild, einer fernen glimmenden Axenſtelle des unendlichen ſchwarzen Raumes. Und wieder, da du eine lange Weile geradeaus vorwärts geflogen, wendeſt du dich: da iſt dieſer ganze Sternenhimmel mit all ſeinen Sonnen und Nebelflecken nur wieder ein einzelner Stern, — ein einziger Lichtpunkt in der Weite, aus der du ſteigſt, — Millionen Weltkörper alle wieder in einen Punkt gebannt.

Schau es recht an, dieſes glimmende Sternchen. Deine Fingerſpitze magſt du davor halten — und ſie verdeckt es. Es iſt nicht größer, als das brennende Stäubchen, das von deiner Zigarre fällt. Und doch Millionen und Millionen Erden in dieſem Licht, alle mit Hoffen und Sehnen der Menſchenbruſt. Und alles, was dieſe Menſchenaugen ſehen in ihrem höchſten Moment, dieſes glühende Firmament mit all ſeinen brennenden Fragen, — alles, alles in dem einen, einen kleinen weltverlorenen Sternenpunkt. Nicht bloß du biſt als früherer Menſch dort darin, ſondern alles, was dieſes Du im Weiteſten war, die ganze Welt, die in dieſem Du ſich ſpiegelte, durch dieſes Du hindurch ging. Ja, es iſt eine „Welt", dieſer Stern dort, eine ganze, in ſich geſchloſſene Welt . . . .

Doch dein Auge wandert. Da ſind ja noch mehr Sterne. Wieder Sternbilder, Sternhaufen, Nebelflecke, wie dort drinnen. Dein Weltenſtern iſt ſchlicht dabei. Sieh, er bildet ſogar mit anderen ein Sternbild, ein geheimnisvolles Dreieck, und dieſes Dreieck iſt wieder das Schwert nur einer überweltlich rieſigen, aus Weltenſternen aufgebauten Oriongeſtalt. Alles wie bei uns. Bloß jeder Stern nicht eine Sonne, ſondern eine ganze Welt.

Du landeſt auf einem Planeten dieſes Jenſeitsreichs. Andere Weſen wohnen dort, in anders gewaltigen Dimenſionen als die irdiſchen. Wie ihre Raumbegriffe Welten ſtatt Sterne faſſen, ſo ihr Zeitbegriff Jahrmillionen als Moment. Erſt ſolche Momente aus Millionen ſetzen ihre Zeitenfolge zuſammen. Ein ſolcher Menſch tritt vor ſeine Thür. Er ſchaut in ſeinen Sternenhimmel. Und wie es Tycho de Brahe einſt ging, an jenem wunderbaren Abend des 11. November 1572, als er plötzlich die altvertraute Kaſſiopeja ſuchte und einen neuen, nie geſchauten ſchneeweißen Funkelſtern darin gewahrte von Jupitergröße, — ſo ſieht er ein fernes Sternlein gerade aufglimmen an einer Stelle, die vorher dunkel war. Er wundert ſich und merkt ſich die Stelle. In der nächſten Nacht ſchaut er wieder hin. Und das Sternlein iſt ſchon wieder verglüht. In einem Tage. Er ſieht ſchon nichts mehr.

Und der Mann des Überwelten-Sternes ſtützt die Stirn auf die Hand und ſinnt. Armes Loos dieſes Sternleins. Die ganze Vergangenheit hatte daran gebaut, daß es glühte. Und nun glüht es ein paar Stunden und fällt wie eine Rakete ab. Wie iſt es uns hier ganz anders geworden. Seit Äonen unſerer Zeit kommen wir in ſteter Entwickelung empor, in Äonen ſteigen wir weiter, da iſt noch kein Abſehen. Und dieſer arme Stern von zwölf Stunden!

Was hat er geleiſtet? Ein paar Stunden etwas Licht ausgeſtrahlt. Gerade genug, um meine Netzhaut hier eben zu berühren. Und dann ſofort ins Nichts.

„Singt der Stern auch, Papa?“

. . . . Die zwölf Stunden jenes Menſchen waren innerhalb des verſchollenen Sterns hunderttauſend Trillionen Jahre. In dieſen Jahren mußte für jeden Einzelſtern die Epoche ſeiner Glut, die jener Menſch allein ſehen konnte, vorüber ſein, damit die herrliche Entwickelungsphaſe, die wir organiſches Leben nennen, überhaupt eintreten konnte. Was jener Menſch in dem Augenblick ſah, da ihn das Weltenſternlein auf der

Netzhaut kitzelte durch einen Lichtreiz, — war eigentlich nur die barbariſche Urform ſeiner Geiſtwerdung, da es noch rein als Glut ausfloß; für die Entwickelungsform des Intellektuellen, die erſt nachfolgte, hatte er keinerlei Sinn von ſeinem Standpunkt aus.

Ihm aber war mit dem Aufhören dieſes plumpen Netzhaut-Reizes einfach „alles zu Ende“. Was ſollte auch in Zeit von ein paar Stunden ſich da viel entwickelt haben! Dummheit. Es war eben eine müßige Naturverſchwendung, ſolcher Stern. Ein himmliſches Samentierchen, das nicht in die forttreibende Lebenswelle, ſondern auf die kalte Leinewand gefallen und dort alsbald wieder verdurſtet, vertrocknet war. Sie warfen mit ungleichen Würfeln da oben. Dieſer nichts und jener alles. Trübe Welt!

Und der Menſch dort unter ſeinen Weltenſternen und mit ſeinem Millionenjahre-Zeitbegriff ſtützte den Kopf auf und ſchmollte. Trübe Welt. Dumme Welt. Unberechenbare Welt . . . . .

Träume. Aber wenn du ſo tief ins Philoſophiſche willſt, haſt du überhaupt nichts als Träume und Analogien. Immer, wohin du auch ſiehſt und was du auch ſiehſt: immer haſt du nur Schnittflächen von Entwickelungen.

In jedem Stäubchen ſchachteln ſich Welten zuſammen. In jedem Fall eines Stäubchens rauſcht die Entwickelungswelle von Welten an dir vorbei.

Ändere dir den Größenblick und jedes Tröpfchen Lebensſubſtanz deines Gehirns umfaßt Siriusweiten, Räume, durch die das Licht hundert Jahre zum Fluge brauchte. Ändere ihn, — und unſer ganzes Fixſternſyſtem ſchmilzt zu einem Tröpfchen ein in einem Gehirn, und die Sonne dort iſt ein

ſchwingendes Molekül im ungeheuren Verbrennungsprozeß einer Gedankenfabrik, die Fixſtern-Gedanken denkt.

Das verſchmachtende Samentierchen ſo gut wie der auswachſende Menſch ſind Schnittecken ſolcher Entwickelung. Einmal ſiehſt du nur einen Punkt, einmal ein längeres Stück im Schnitt, einen Stamm gleichſam, der im Querſchnitt Jahresringe ſetzt. Was willſt du? Ein Ganzes, ewig Fortſchreitendes ſiehſt du als ſolches hier ſo wenig wie dort. Dein Samentierchen, das dich hat bilden helfen, iſt nicht auf einer Leinewand eingetrocknet. Du biſt daraus geworden. Aber was iſt dieſes Du? Morgen liegſt auch du auf einer Leinewand, keuchſt und ringſt nach Wärme, Luft und Licht, — und ſtirbſt ebenſo, bloß ſo und ſo viel Jahre ſpäter, heraus aus einem Leben der vollen Kraft, das den Sternenhimmel geſchaut, das Goethe geleſen, das unter Liebesſchauern und Erkenntnisſchauern und Schönheitsſchauern gezittert hat, — aber doch heraus — in dasſelbe „Nichts".

Nämlich in denſelben Längsteil unbekannter Entwickelungen hinein, von denen du unabänderlich dort wie hier nur den Querſchnitt ſiehſt, der ſich gerade in deine Lebensebene projiziert.

Ein Punkt hier, — ein kleiner Stammes-Querſchnitt mit Jahresringen dort. Aber du haſt in jenem Bilde geſehen: der Punkt ſchon, ein einſames leuchtendes Lichtpünktlein im All, kann eine ganze Welt von Trillionen Sonnen umſchließen, um die Quadrillonen Erden voll ſehnſuchtsvoller Menſchenaugen kreiſen innerhalb des einen Punktes. Den erwachſenen Menſchen ſchneideſt du im Gegenſatz zum Samentierchen ein zeitlich längeres Stück, nicht mit einem Punktquerſchnitt bloß, ſondern mit einem erweiterten Querſchnitt vieler konzentriſcher Kreiſe, die ſich im Laufe von vierzig oder ſechzig Jahren um dieſen Punkt legen. Schließlich aber hört dir der eine Schnitt für dein Sehen ſo gut wieder auf wie der andere. In dir liegt offenbar die Verſchiedenheit.

Du lebst gerade in einer Weltenschau, die die vertrocknenden Samentierchen in ihrem Entwickelungsloos augenblicklich und für immer verliert, — während die anderen, aus denen ein Mensch von deinesgleichen wird, in deine Welt, so lange sie Mensch sind, hineinwachsen, sich dir sichtbar, hörbar, fühlbar machen. Nur was von Milliarden gerade in die Form der Menschwerdung tritt, siehst du, erlebst du weiter, — alles andere tritt für dich in die Versenkung ein. Aber wie willst du da nun werten, willst du abwägen? Wenn ein Sternenpunkt der Schnittpunkt eines ganzen Kosmos sein kann, — willst du einen Menschen ohne weiteres gegen einen Kosmos stellen?

Das Wiederverschwinden aus deinem Gesichtskreise kann doch kein Werturteil für sich abgeben. Denn auch der Mensch in der Höhe all seiner Kraft entschwindet dir eines Tages ebenso doch noch, schließlich. Und was weißt du im Grunde von ihm so viel mehr als von dem vertrocknenden Samentierchen, das gerade das Loos hat, augenblicklich zu gehen? Aus dem „Nichts" kommt ihr, ins „Nichts" geht ihr. Dieses „Nichts" zu verklären mit dem ewigen Entwickelungsgedanken, in ihm das Ganze zu ahnen, von dem wir nur die zufälligen paar Querschnitte sehen, durch die gerade unsere Existenzphase eben durchschneidet, — das ist zuletzt die wesentlichste Aufgabe aller Naturerkenntnis, aller Weltanschauung.

Und so ist es auch die wahre Erlösungs-Philosophie des auf kalter Leinewand verschmachtenden Samentierchens.

Tiefinnerlichste Wege scheiden sich hier.

Wenn du in dem Weltgeschehen überhaupt bloß ein Nonsens, einen weltengroßen Unsinn siehst, — dann ist der weltengroße Goethe in seinem Sterbesessel auch nur ein armes verelendendes Samentierchen, das nach einem wilden Liebesspiel auf der Bettdecke liegen geblieben ist und mit dem Schwänzchen zuckt, bis der letzte Rest Wärme und Feuchtigkeit entschwindet und der alte Schnitter Tod es in die kalte Garbe wirft.

Laß deine Wolken ziehen.

Und laß uns in der Kette deſſen bleiben, was wir als grünen Plan mit bunten Blüten immerhin ſchon verfolgen können von unſerer Selbſtherrlichkeit.

Setze das Fernrohr wieder von der Welt ab auf deinen Stern, den Stern Menſch. Auf dich hier im Graſe, dieſen handgreiflichen Querſchnitt aus nackter weißer Haut, ſehnenden Sternen-Augen und heiß wallendem Liebesblut . . . .

Wir haben unſer Problem auf einen neuen Moment geſtellt.

Der Menſch, noch im Tiere, aber prometheiſch bereits aufwärts drängend, fand in ſeiner Liebe die engere Wahl.

Mann war auf Weib, Weib auf Mann endlich wunderbar eingeſtellt. Aber nun blitzt ein neues Licht. Ein neuer Entwickelungsquerſchnitt wird im Großen auch hier ſichtbar.

Ein beſtimmtes Individuum im anderen Geſchlecht derſelben Art wird gewählt.

Was tritt hier alles in Kraft?

Eine hochbedeutſame Arabeske gilt es zunächſt zu verfolgen.

Einen Diſtanceweg über das Auge. Aber hinter dieſem Auge ſtehen geheimnisvolle Eigenſchaften deines Urweſens, die ſchon im Tiere vorbrechen.

Folgen wir ihnen zunächſt im Tier — um ſie dann für den Menſchen fortan als ein Leitmotiv ſeines Menſchheitsganges zu beſitzen wie etwas Selbſtverſtändliches bei ſeiner Liebe.

Es war an einem goldenen Herbſttage in Dresden.

Die Silhouette der Altſtadt mit ihren ſpangrünen Dächern in einem Kranz tiefroter Blätter des wilden Weins; und in Stadt und Stimmung etwas übermütig Luſtiges, das aller hergebrachten Herbſtmelancholie Hohn ſprach.

Ich war ein paar Stunden lang durch die große Galerie gewandert, ohne Bädeker, bloß als behaglich freier Schwimmer im blauen Meer menſchlicher Hochkunſt. Einmal wieder war ſie an mir vorbeigezogen: die ganze bunte Überwelt, die der Menſch auf dieſer dunklen Erde ſich ſelbſt erſchaffen — von der weinverwegenen Lebensfreude der Niederländer bis zu der ſtrahlenden Idealgeſtalt der weltgewordenen Liebe, vor der Friedrich Albert Lange einſt die Frage geſtellt, welcher Philoſoph wohl jemals die Sixtiniſche Madonna „widerlegen“ werde . . .

Ganz noch im Bann dieser Herrlichkeiten schlenderte ich durch den alten, lieben Zwingergarten mit seinen brennend roten Gerantenbeeten und seinem Dornröschenzauber inmitten der rasselnden Großstadt. Schlenderte hinüber ins zoologische Museum, das stilvoller als wohl irgend ein zweites seines gleichen, in den Gängen und Pavillons dieses Zwingers seine Heimat hat.

Es hat das vornehme Haus schon einmal mit seiner Existenz bezahlt, damals, als im Straßenkampfe von 1849 die Flamme hineinfiel und seine Schätze fraß. Aber aus den verkohlten Räumen ist es zu erneuter Kraft auferstanden, heute abermals der besten eines im deutschen Land.

Wer mit dem frischen Kuß der Kunst auf der Stirn kommt, wie ich in diesem Moment, dem leuchtet aber alles in einem fremden Licht. Ich kam nicht, um lateinische Namen auf den Schildern trüber Spiritusgläser zu entziffern. Durch die schönen lichtfreien Zwingerfenster flutete auch hier das ganze Herbstgold herein. Ein Hauch des Lebendigen zitterte über die grotesken Fratzen ausgestopfter Tierwelt von nah und fern. Und mit dem Leben zugleich etwas, das im innersten noch mehr, noch höher war.

Ich sah heute nicht die Drähte, die nachhelfenden Fäden, die diese tote Welt zu wissenschaftlichem Belehrungszweck noch einmal zusammenhielten. Aber mir war, als zögen sich feine, nur im äußersten Silberglast wahrnehmbare Fädlein hinüber von dieser reglos erstarrten Tierwelt des Naturforschers zu jener leuchtenden Farbenwelt in dem Kunsttempel da drüben. In solcher guten Stunde grübelst du, verbindest und vergleichst wie ein Sonntagskind, das den grünen Wald und den blauen Himmel auf einmal ganz neu anschaut und auch fühlt, daß es von ihnen mit den Augen eines viel tieferen, geheimnisvolleren Lebens angesehen wird.

Das Dresdener Museum besitzt einen Schatz, für den Naturfreund an Rang sehr wohl vergleichbar jener nahen weltberühmten Schatzkammer des „Grünen Gewölbes" mit ihren gleißenden Edelsteinen, die jedermann kennt. Kaum daß du dich in das Labyrinth der Glasschränke voll zoologischer Seltsamkeiten etwas vertieft hast, zwischen schwarzhaarigen Gorilla-Leibern und zu Häupten ein ungeheueres, die Decke entlang gezogenes Skelett des Finn-Walfisches, — so liest du auf einer Tafel mit einem Richtungspfeil: „Zu den Paradiesvögeln."

Das ist der Schatz.

Gewaltige Spiegelscheiben, — und dahinter ein Schimmern und Gleißen der wunderbarsten Farben und Formen, ein leuchtender Regenbogen, in wechselnden Lichtern gebrochen auf dem Federkleid tierischer Gestalten. Und das also jetzt eine der reichsten Sammlungen der Welt von jener Gruppe rabenähnlicher Vögel, die der gläubige Sinn einst in romantisch spielender Zeit einer kindlichen Naturforschung „Paradiesvögel" getauft hat, mit einem jener glücklichen Griffe naiver Phantasie, denen die fortschreitende Erkenntnis doch immer wieder einen Sinn giebt.

Es blüht kein Paradies heute auf Erden, auch in keinem entlegensten Tropenwinkel. Und doch ergreift auch den Sinn des schlichtesten Beschauers noch jetzt vor diesen seltsamen Wesen ein dunkles Ahnen, daß es etwas Besonderes um sie sei. Sie sind so schön! Es ist wie ein Aufatmen, wenn du aus all den Fratzen und gaffenden Mäulern der Museumsgründe hierher auftauchst. Das ist ja nicht mehr Wissenschaft hier, — das ist Kunst! Wie vielen mag das auf der Lippe gelegen haben.

Dort schwebt, zierlich ausgestopft, einer der kleinsten in der Reihe, der sogenannten Königsparadiesvogel. Ein zartes Tierchen, nicht so groß wie eine Drossel. Aber welches Juwel. Nimm einen Krammetsvogel und tauche ihn an Kopf, Rücken, Schwingen und Schwanz in ein förmlich aufflammendes Zinnober-

rot, mit einem Glaſt geſponnenen Glaſes, der ſich auf dem Kopf zu einem ſammetenen Orange verklärt. Die Bauchſeite ſei ſeidenweiß, wo aber dieſe weiße Seide an den roten Sammet des Kopfes ſtoßen will, etwas unter der Kehle, da ſpinnt ſich dazwiſchen noch ein Band von tiefem Smaragdgrün wie der Bauſch einer Ordensſchleife. Goldgelb ſticht der Schnabel aus dem Rot, kobaltblau die Füße aus dem Weiß. Rechts und links von dem grünen Bruſtbande aber erheben ſich, von den zimmetroten Schwingen unabhängig, je ein Büſchel langer Federn fächerartig empor, jeder Fächer erſt ſilbergrau, dann gegen den Rand abermals grün wie ein Reifen ſchillernder Smaragde. Und endlich aus dem roten Schwanz ſich zu ungeheurer Länge leierartig herauslöſend zwei dünne Federſtrahlen, deren Spitzen halbſeitig mit goldgrünem Fahnenbart verſehen und ſpiralig eingerollt je ein ſchillerndes Smaragdplättchen abermals für ſich bilden, — eine feenhaft nachſchwebende Guirlande, wie ſie kein zweiter Vogel der Welt ſo beſitzt.

Sage und Naturforſcher-Romantik weben ſich gleichmäßig um dieſen Prachtkerl.

Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts berichtet der alte Konrad Geßner von ihm.

Mit allerlei Köſtlichkeiten war von den Sunda-Inſeln auch ab und zu ein Balg von ihm herübergekommen. Wo er eigentlich zu Hauſe war, konnte man nicht wiſſen, denn die ganze Wunderwelt von Neu-Guinea, das wahre Paradies dieſer Paradieſier, lag der Geographie von damals ja noch im Nebel. Aber einen einheimiſchen Namen will Geßner ſchon kennen: Manucodiata, das „Vögelein Gottes“. Ohne Füße werden ſie geboren, dieſe Vögelein Gottes, wie er meint. Nie berühren ſie im Leben die profane Erde. Des Männleins Rücken bildet einen hohlen Winkel und das Weiblein hat einen vertieften Bauch. Indem die Eltern ſich nun eng aneinander ſchmiegen, bilden ſie ſo zwiſchen ſich ein natürliches warmes Neſt, in dem die Eier ausgebrütet werden, während das Elternpaar in

den Himmeln ſchwebt. Und damit das treue Paar ſich nicht zufällig löſe, wickelt das Männlein jene beiden langen dünnen Schweiffedern die Zeit über feſt wie einen „Schuhmacherdraht“ um den Leib der brütenden Mutter.

Die Hiſtorie iſt ſo ſinnreich erfunden, daß man ſich faſt wundert, daß ſie nicht wahr iſt. Denn die Natur iſt ja unerſchöpflich in ähnlich verwickelten Methoden bei erſchwerter Brutpflege. Lieblich erfunden iſt auch die kleine Wilden-Geſchichte, die Geßner beifügt: vom Vöglein Gottes als Bekehrer zum Unſterblichkeitsglauben. „Die Könige Marmin in den Inſeln Molukkis“, erzählt er, „haben vor wenig Jahren die Seelen untötlich ſeyn anfangen zu glauben, und das auß keinem andern grund, dann daz ſie etwan ein ſehr ſchönes vögelein, ſo nimmer weder auff die Erden, noch ander Ding ſitze, vermerkt haben, ſondern daz es zu zeiten auß der hohen Luft auff das Erdtreich alſo todt hinabfalle. Und als die Machumeten, ſo dann umb Kauffmanſchatz willen zu jhnen kommen, dieſen vogel im Paradiß, welches dann das ort der abgeſtorbenen Seelen were, geboren ſeyn bezeugten, da haben die Könige die Machumetiſche Sekt angenommen, darumb daß dieſelbge von dieſem Paradiß viel großes verhieſſe und zuſagte.“

Dreihundert Jahre ſpäter folgt eine Stunde ſchillerndſter Naturforſcher-Romantik.

Es iſt im März 1857, auf einer der kleinen Aru-Inſeln dicht bei Neu-Guinea. Ein engliſcher Sammler, Herr Alfred Ruſſel Wallace, hat ſich hier einquartiert, um Vögel zu ſchießen und Schmetterlinge und Käfer zu fangen. Es iſt derſelbe Wallace, der wenig ſpäter als Mitbegründer der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl neben Darwin berühmt geworden iſt. Die Aru-Inſeln waren damals für einen Zoologen jungfräuliches Gebiet. Wallace ſchickt ſeine Burſchen auf die Jagd und einer bringt einen bunten Vogel heim. Es iſt der erſte Königsparadiesvogel, den ein Naturforſcher an Ort und Stelle friſch vom Schuß erhält.

Äußerst anziehend schildert Wallace, wie der Tag für ihn ein Fest war. Einer der Zwecke seiner ganzen Reise war damit erfüllt. „Die Empfindungen eines Naturforschers, welcher lange gewünscht hat, das Ding in Wirklichkeit zu sehen, das er bis jetzt nur nach einer Beschreibung, nach Zeichnungen und nach schlecht erhaltenen äußeren Körperdecken kannte — speziell wenn dieses Ding von außerordentlicher Schönheit und Seltenheit ist — bedürften einer poetischen Ader, wenn sie vollkommen zum Ausdruck gelangen sollten. Die entfernte Insel, auf der ich mich befand, in einem fast unbesuchten Meere, weitab von den Straßen der Kaufmannsflotten, die wilden, üppigen, tropischen Wälder, die sich weit nach allen Seiten hin ausbreiten, die rohen, unkultivierten Wilden, die mich umstarrten, — alles das hatte einen Einfluß auf die Empfindungen, mit denen ich diesen Inbegriff der Schönheit schaute."

Er schwebte allerdings nicht im Sinne Geßners ewig durch den Äther, dieser Inbegriff der Schönheit. Wallace sah diesmal sehr genau die blauen Füße vor sich, die an früher bekannten Bälgen stets erst nachträglich von den Eingeborenen abgeschnitten worden waren. Aber der unmittelbare Reiz des Schönen blieb. „Ich dachte an die lang vergangenen Zeiten, während welcher die aufeinander folgenden Generationen dieses kleinen Geschöpfes ihre Entwickelung durchliefen — Jahr auf Jahr zur Welt gebracht wurden, lebten und starben, und alles in diesen dunklen, düsteren Wäldern, ohne daß ein intelligentes Auge ihre Lieblichkeit erspähte, — eine üppige Verschwendung von Schönheit."

Der Gedanke stimmt ihn melancholisch. Er sagt sich, daß der Kulturmensch, wenn er wirklich in diesen entlegenen Waldwinkel kommt, die schwachen Vögelchen sogar rasch zum Aussterben bringen wird — eine Prophezeihung, die heute schon für das ganze Paradiesvogel-Geschlecht sich in Wirklichkeit zu verwandeln droht. Und so philosophiert er, daß diese köstliche

Naturſchöpfung nicht um des Menſchen willen allein entſtanden ſein könne, ſondern einen eigenen Selbſtzweck der Exiſtenz beſitzen müſſe.

Ich bin auf dieſe Entdeckungsgeſchichte hier ſo genau eingegangen, weil ſie einen Maßſtab dafür giebt, wie dieſer Vogel immer wieder gewirkt hat. Der rohe Eingeborene, der geſchäftskühle überſeeiſche Händler, der hausbackene Gelehrte des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeiner Apothekerſtube daheim, und dann wieder der feinſinnige Philoſoph und Naturforſcher des neunzehnten Jahrhunderts, ſie alle laſſen im Anblick dieſes Vogels die Tagesarbeit einen Augenblick ſinken, ſinnen, dichten Märchen; ſelbſt der ſtrenge Forſcher ſucht eine poetiſche Ader und philoſophiert über Gott und Welt. Worte wie Gott, König, Paradies, Inbegriff der Schönheit werden beſchworen, um ihm einen Namen zu geben.

Und dabei iſt dieſer Königs-Paradiesvogel nur einer unter vielen in langer Reihe. Der zierlichſte, aber nicht einmal auffälligſte ſeiner Familie.

Da iſt in dem bunten Muſeumsbilde der ſogenannte „große Paradiesvogel“, eigentlich der bekannteſte Typus der Gruppe. Auch er im Grunde noch kein großer Vogel, einer Dohle etwa gleich. Aber die Empfindung der Größe entſteht durch die ungeheuerliche Verſchwendung gewiſſer Federn. Der echte Vogelleib iſt beinah ſchlicht gefärbt, braunrot, nur im Nacken mit einem Goldband und von der Kehle bis über die Augen ſammetgrün. Aber an den Seiten dieſes Leibes, unter den Flügeln, an einer Stelle, wo man auffallende Federn ſonſt gar nicht erwartet, ergießt es ſich wie eine rieſige Welle wogenden Goldes, der eigentliche „Paradiesſchweif“, deſſen köſtliche Federn überall geſchätzt ſind, der thatſächlich an dem Vogel bloß loſe daran

hängt, wie der Roßschweif an einem Helm — ein reines Schmuckstück, das mit der hergebrachten Reihe von Nützlichkeitsfedern an Leib, Flügeln und echtem Schwanz schlechterdings gar nichts zu thun hat. Die Goldwelle beherrscht aber das ganze Bild des Tieres als das Auffällige, das eigentlich überraschend Schöne, das Paradiesische.

Wer das prachtvolle Geschöpf öfter gesehen hatte, mochte sich ausmalen, wie es wirken würde, wenn diese Welle statt in Gold in einer anderen Spektralfarbe strahlte.

Was mochte das zähe Wunderland Neu-Guinea — so spät bekannt geworden, jetzt aber so heiß umworben — hier nicht noch alles bieten! Zu dieser Stunde steht in Dresden der Rudolfs-Paradiesvogel, benannt nach dem Schüler Brehms, Rudolf von Österreich. In der Farbenlehre sagt man: die Komplementär-Farbe zu gelb ist blau. So leuchten jene Schmuckfedern dieses Paradiesiers in einem wahren Capriblau, als sei alles Licht italischen Meeres darauf ausgegossen. Wunderbar ist dabei der Gegensatz zu gewissen karmoisinroten Federrändern unter dem Blau, die wie ein Korallenbusch in dieser Bläue liegen. Und auch hier ist diese blaue Welle nicht Flügel, nicht eigentlicher Schwanz, es ist ein Luxus, der aber wie ein magisches Nixenkleid beim Fluge das ganze Tier umwallt.

Es ist das Bezeichnende aller schönsten Paradiesvögel, diese Luxusleistung. Dem Wallace-Vogel, der sonst ein graues Vöglein ist, blos mit einem violetten Krönchen auf dem Kopf, schießen aus der Brust wahre Standarten metallischen Grüns, und von den Schultern heben sich noch besonders vier schneeweiße Riesenfedern, die sich senkrecht gegen die Flügel aufrichten lassen.

Dem König-Alberts-Vogel wallen zwei einzelne Federfahnen, um ein vielfaches länger als der ganze Vogel sonst, in abwechselnd blau und weißer Porzellanfärbung wie ein ungeheuerliches buntes Akazienblatt hinter dem Ohr hervor.

Noch andere der Reihe sind schwarz wie Anthracit und aus dem Muschelbruch dieses Anthracitkörpers bricht es plötzlich

in grünem oder violettem oder goldrotem Erzglanz wie eine große Flamme heraus, ungeheuerliche Kopfhauben, lange Papageienschwänze, Fächer und Diademe aller Art. Und immer daß der Beschauer staunt: wie schön! Abbildungen zeigen dir durchweg nur ein ganz ungenügendes Bild, zumal sie meist die Metallfarben stumpf wiedergeben. Aber eine echte Sammlung wie diese Dresdener überwältigt, bezwingt.

Du mußt nachdenken, mußt überlegen, was das soll: solcher Schönheitsrausch bei Geschöpfen eines entlegensten Urwaldes.

Noch heute ist Neu-Guinea ja im Innern das unbekannteste Land der Erde. Schon der brave Wallace empfand es, wie dieses spröde Heiligtum der Natur ordentlich verbarrikadiert war, als sollte der Mensch nicht heran. Unablässig rollt der volle Wellenschlag des Stillen Ozeans gegen die Nordküste an. „Das ganze Land ist felsig und gebirgig, überall mit dichten Wäldern bedeckt und bietet in seinen Sümpfen, Abgründen und gezackten Bergrücken ein fast unübersteigbares Hindernis gegen das unbekannte Innere hin. Die Bewohner sind gefährliche Wilde auf dem niedrigsten Zustande der Barbarei. In solch einem Lande und unter solch einem Volke findet man diese wundervollen Naturprodukte, deren auserlesene Schönheit in Form und Farbe und in der seltsamen Entwickelung des Gefieders darauf angelegt ist, die Bewunderung und das Staunen der zivilisiertesten und geistig am weitesten vorgeschrittenen Menschen zu erregen und dem Naturforscher unerschöpfliches Material für sein Studium, dem Philosophen für seine Spekulationen zu gewähren.“ So Wallace vor beinahe dreißig Jahren. Die Situation ist noch immer im wesentlichen scharf gezeichnet.

Mir aber, wie ich so von der Sixtinischen Madonna zur Paradisea Rudolphi kam, durch die That weniger Schritte im Zwingergarten zu Dresden, drängte sich mit tiefem Nachdruck die Frage auf: wo liegt hier das Band? Und giebt es wirklich eins?

Man muß notwendig einen Augenblick überlegen.

Und es ſcheint ſo, als wenn du zunächſt zweierlei gänzlich verſchiedene Dinge von einander trennen müßteſt.

Hier ſteht die Madonna Rafaels oder ſonſt ein köſtliches Gemälde der Dresdner Gallerie. Und ich ſchaue ſie an und ſage: das iſt ſchön.

Ich ſage es, ich von meinem menſchlichen Empfinden aus. Ich empfinde das als „ſchön“. Dabei bin ich mir einer Sache unbedingt gewiß.

Jener Maler, Rafael, der das Bild geſchaffen, war ein Menſch wie ich. Uns trennen Jahrhunderte, aber im Bereich künſtleriſchen Empfindens iſt das eine kurze Friſt. Phidias ergreift mich ebenſo noch heute, und der iſt über zweitauſend Jahre älter. Alſo das fällt fort. Rafael war ein Genie als Maler, was ich nicht bin. Darauf beruht eben ſeine Kraft, Bilder ſo nach außen zu projizieren, daß ich heute noch in ſtiller Andacht davor ſtehe. Aber auch das berührt nicht die Grundthatſache.

Er war ein Menſch. Ich bin einer. Er hatte Schönheitsempfindungen und zwar unbedingt in der Wurzel ähnliche wie ich. Seine perſönliche Kraft beruhte nur darin, dieſe Empfindungen „ſchaffend“ zu verwerten. Er „ſchuf“ und ich ſtaune. Aber in Wahrheit kehrt nur das menſchliche Schönheitsempfinden, das im Kern auch in mir ſteckt, auf dem Umweg über ſeine Meiſterſchaft zu mir zurück.

Und indem ich vor ſeiner gemalten Madonna alle Tiefen meines Schönheitsempfindens aufgeriſſen und mit ſtrahlenden Bildern belebt ſehe, empfinde ich mich im tiefſten Weſen doch nur ſelbſt. Rafael empfand „ſchön“. Ich empfinde „ſchön“. Er ſchuf auf Grund ſeines Empfindens „ſchön“. Ich empfinde ſein Geſchaffenes abermals als „ſchön“. Das iſt eine einfache Linie, nicht wahr?

Sie kommt vom Menſchen und geht zum Menſchen. Es ſchiebt ſich ein bißchen Vergangenheit hinein, aber ſie wird

überbrückt. Rafael iſt geſtorben, ſein Bild lebt aber noch. Es lebt mit mir und entzückt mich heute noch. Hier iſt alles kriſtallklar.

Nun aber nimm jenen märchenhaft blauen Rudolfs-Paradiesvogel. Ich brauche nicht in die Vergangenheit zu gehen. Er ſelbſt lebt neben mir, mein Zeitgenoſſe — wenn ſchon in recht verrammeltem fernen Tropen-Eiland. Hier im Muſeum ſteht er aber unmittelbar vor mir, nicht als Werk, ſondern er ſelbſt.

Und ich — ich finde ihn „ſchön".

Was heißt das jetzt?

Ich als Menſch finde ihn ſchön. Er iſt ein Vogel, ein lebendes Weſen weit entfernt von mir. Mir kommt das Wort auf die Lippen: welch herrliches Kunſtwerk iſt dieſer Vogel. Aber da öffnen ſich auf einmal die ſeltſamſten Fragen.

Iſt der Fall nicht doch ganz anders wie bei Rafael? Rafael, ein Menſch, projiziert Schönheitsdinge nach außen und ich finde ſie wieder ſchön — ein glatter Kreislauf. Das Bild iſt im Grunde nur ein Stück von Rafaels Gehirn, in die Zeitdauer hinein projiziert, das Gehirn ſelbſt aber iſt Gehirn des Menſchen und ich finde nur wieder, was ich ſelbſt habe, wenn ich auch jene Projizierungskraft für mein Teil nicht beſitze.

Bei dem Paradiesvogel iſt ſcheinbar nur die halbe Kreislinie ausgeſchrieben. Mein Gehirn findet ihn ſchön, unmittelbar ſo bald es ihn ſieht. Aber ich vermiſſe zunächſt die andere Kreishälfte. Welches Gehirn hat dieſen Vogel erſonnen? Hat ihn als „Schönheit" aus ſich herausprojiziert? Auf den erſten Anblick fehlt mir jedes Band. Dieſer Paradiesvogel des Rudolf mit ſeiner Farbenpracht der blauen Grotte von Capri — er flog vielleicht ſchon in den Urwäldern jenes verwunſchenen Neu-Guinea, als zuerſt Menſchen auf der Erde entſtanden. Woher kam ſeine „Schönheit"?

Indem ich ſie empfinde, träume ich, ich finde auch in ihr wie in jener Madonna Rafaels etwas wieder.

Aber was? Ich gerate ja über jede Grenze des Menſchlichen hinaus. Schön — und ſchön! Wären die Begriffe doch nicht die gleichen? Laß uns vorſichtig weitergehen, ob ſich eine Löſung biete.

Das Dresdener Muſeum zeigt nicht nur die prachtvollſten Paradiesvögel. Auch die übrige Vogelſammlung iſt überaus reich gerade an den ſchönen Formen. Umſichtig aufgeſtellt, erzeugen ſie einen Farbenrauſch ohne gleichen. Da ſind die Kolibris, deren ganze Farbenleiſtung meiſt auf einen kleinen Fleck an der Kehle zuſammengedrängt iſt, hier aber volle Edelſteinkraft beſitzt. Da ſind die Spechte, die gewiſſe Farben immer wieder kaleidoſkopartig durcheinandergewürfelt zeigen; überblickſt du ſie, wie es die faſt künſtleriſche Anordnung hier ermöglicht, in langen Farbenreihen, ſo ſiehſt du, wie die einzelnen Kaleidoſkopſtellungen in Wahrheit Stufenfolgen bilden, eine die andere ablöſen, erſetzen, ſich auseinander entwickeln laſſen. Da ſind die Tauben, unſere einheimiſchen meiſt ſo ſanft in den Farben, auf den tropiſchen von den Molukken aber der ganze Schiller üppigſter Tropenpracht.

Auf einmal dann aber, vor einer neuen Schrankflucht, ein ganz anderes Bild.

Grau und braun, jenſeits aller Lichterfülle, die zahlloſen Arten der Neſter all dieſer Vögel. Es iſt wirklich eine andere Welt. Auf den erſten Blick ſiehſt du, wie alles auf die Nützlichkeit, die Sicherheit, den Schutz hier angelegt iſt. Aber mit welchem Genie, unter wieviel tauſend Möglichkeiten und Zwangslagen! Da iſt das ſogenannte eßbare Schwalbenneſt, das aus kittendem Speichel an die ſenkrechte Felswand geklebt iſt. Das Neſt des Schneidervogels, zu dem ein paar große Blätter vom Vogel ſelbſt durch eigens geſponnene Fäden mit dem Schnabel als Nadel regelrecht aneinandergenäht ſind. Die

Neſter der Rohrſänger zwiſchen Rohrſtengeln wie ein Pfahlbau befeſtigt. Das ſchwimmende Inſel-Neſt des Waſſerhuhns. Die tollen Flaſchenkörbe, die Beutel und Schläuche der Webervögel und Beutelſtare, die gleich rieſigen Früchten am dünnen Zweigende, unzugänglich für jeden ſchwereren kletternden Räuber, zwiſchen Himmel und Waſſer hängen. Bis zu den großartigen ſchwebenden Heuſchobern des afrikaniſchen Siedelſperlings, die eigentlich nur ein Genoſſenſchaftshaus darſtellen, unter deſſen ſicherem Geſamtdach jetzt erſt wieder viele hunderte von Einzelneſtchen ruhen.

Nicht die äußere ornamentale Schönheit packt hier, ſo niedlich und ſauber oft die Baukunſt anmutet. Aber etwas anderes packt diesmal überwältigend: die Achtung vor dem Gehirn dieſer luſtigen Schar, vor dieſem kleinen Organ unter dem dünnen Schädelchen, das du als Schlemmer beim Krammetsvogel als beſonderen Leckerbiſſen dir herausklaubſt, ohne eine Ahnung zu beſitzen, welche feine Geiſteswerkſtatt da zwiſchen deinen Zähnen zergeht.

Ich will in dieſem Augenblick garnicht an die tiefere Frage rühren, wie der erſte Siedelſperling oder Schneidervogel auf ſeine wunderbare Art des Neſtbaues geraten iſt. Ich will annehmen, daß durch einen geheimnisvoll vererbten Inſtinkt (wir wiſſen thatſächlich über dieſe Vererbung ihrem Weſen nach eigentlich gar nichts, als daß wir ein Wort uns gebildet haben, um etwas Dunkles zu kennzeichnen) jeder Vogel, der heute geboren wird, bereits ein allgemeines Bild ſeiner Neſtform mit auf den Weg bekommt.

Was ich aber auch dann immer von neuem bewundern muß, iſt die geradezu überwältigende individuelle Leiſtung nun doch wieder jedes Einzelvogels, dieſes Neſt nun für ſeinen Fall in Wirklichkeit herzuſtellen.

Immer und immer wieder ſind ja die äußeren Bedingungen etwas anders, immer und immer wieder muß der Neſtbau gerade dieſem Aſt, gerade dieſen Rohrſtengeln in dieſer indivi-

duellen örtlichen Lage angepaßt werden. Und das vollbringen alljährlich in ihrer Niſtzeit nun ſo und ſo viel Millionen kleiner und kleinſter Vögelchen, mit einer ſchier unendlichen Beweglichkeit ihres winzigen Gehirns in der Wahl des Ortes für jeden neuen Einzelfall und in der Anpaſſung des allgemeinen Schemas der Neſtform an die gegebene Einzelmöglichkeit dieſes Ortes.

Wer auch hier noch von blindem Inſtinkt reden will, wirft alles durcheinander. Jedem, der logiſch vergleichen gelernt hat, erſcheint in dieſer Individualiſierung das denkbar ſchärfſte Merkmal einer geiſtigen Thätigkeit, die ſchlechterdings nur mit unſerer eigenen verglichen werden kann.

Nun meine ich aber, es ſei für unſere ganze Erörterung doch nicht unwichtig, daß wir von einer anderen Stelle her gerade ſo aufdringlich an das Daſein eines denkenden Gehirns beim Vogel gemahnt werden.

Auch unſer ſchöner blauer Rudolfs-Paradiesvogel, von dem wir ausgingen, beſitzt ein ſolches Gehirn.

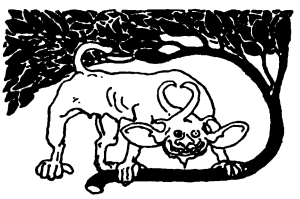
Unſere Kunſtvergleichung hatte uns aber auf der Seite des Rafaelſchen Gemäldes ſo ſehr nachhaltig auf das Wörtchen Gehirn geſtoßen. In Rafaels Gehirn lebte Gefühl für Schönheit. In das Bild der Sixtiniſchen Madonna wurde dieſes Gefühl — gleichſam ein Stück Gehirn Rafaels — hineinprojiziert. Durch dieſe Projektion, als dauerndes, in der Galerie hängendes Gemälde vermag das Gefühl heute noch auf mich zu wirken: es weckt meinen eigenen Schönheitsſinn in meinem Gehirn. Der vollkommene Kreislauf!

Bei dem Vogel wirkte auch etwas auf mich ſo, daß ich ſagte: ich fühle meinen Schönheitsſinn erregt, zur höchſten Bewunderung hingeriſſen. Aber ich wußte nicht, wo diesmal die Schönheit herkam. Es fehlte mir die Hälfte der Kreislinie.

Jetzt ſcheint ein Lichtpunkt mindeſtens mehr aufzudämmern. Der Paradiesvogel hat ja auch ein Gehirn!

Es iſt zunächſt nur ein Lichtpunkt, ganz und gar nicht etwa ſchon das fehlende Kreisſtück. Denn bei dem Gehirn Rafaels

iſt allerdings auf der einen Seite alles klar: das Gehirn hat Schönheitsempfindungen, es projiziert ſie in das Bild und das Bild wirkt wieder auf die Schönheitsempfindungen meines Gehirns. Aber beim Paradiesvogel . . . .? Welcher Zuſammenhang ſollte wohl beſtehen zwiſchen ſeinem kleinen Rabengehirn — und der Pracht ſeines Federkleides, die ich mit meinem Gehirn als „ſchön“ empfinde . . . .?



Bleiben wir ruhig noch ein Weilchen im trefflichen Dresdener Muſeum. Da ſteht neben den Schränken mit den vielen luſtigen Vogelneſtern ein beſonderer Kaſten mit einem Ding, das zunächſt einen weiten Gedankenſpaziergang ganz für ſich nötig macht. Es iſt ein hübſcher Spaziergang und du ſollſt auf ihm vorerſt noch einmal alle graue Theorie wie den Sandſack eines Luftballons, der ſteigen will, über Bord werfen.

Du blickſt in dem Kaſten in eine auſtraliſche Landſchaft. Durch ein Stückchen niedlich gemalter Hintergrundskuliſſe iſt die Phantaſie im ganzen geweckt: du ſiehſt auſtraliſche Bäume, eine kleine Strecke jener eigenartigen Buſchwald-Landſchaft, die den alten merkwürdigen Erdteil der Schnabeltiere, Känguruhs und Molchfiſche auszeichnet. Vor dieſer Landſchaft ſteht dann vollſtändig naturgetreu wiederaufgebaut ein echter auſtraliſcher Gegenſtand der ſeltſamſten Art.

Du ſollſt die Empfindung bekommen, daß du in dieſem Augenblick wirklich durch den auſtraliſchen Buſch ſtreifſt — und auf einmal ſteht vor deinem Blick dieſes Etwas, ſchwieriger zu bezeichnen als eine unendliche Fülle anderer Erzeugniſſe der erfindungsreichen Mutter Natur.

Es iſt die Hochzeitslaube des Kragenvogels, der Chlamydodera, wie der Vogel wiſſenſchaftlich heißt.

Hochzeit! Wir ſind auf einmal bei einem Liebeswerk!

Der Vogel gehört ſeinem Bau nach ſo eng zu den Para-

diesvögeln, daß er geradezu mit ihnen vereinigt werden kann, und auf alle Fälle ist er ein Muster dafür, was wir vom Gehirn etwa auch unseres blauen Rudolfs-Vogels zu gewärtigen haben.

Bloß daß der Ort diesmal das Festland von Australien ist.

Dort im „Skrub", im echten neuholländischen Busch, hausen wundersame Tiere aller Art. Da huscht nachts das groteske Echidna-Tier aus seinem Versteck, das Land-Schnabeltier, das, obwohl ein Säugetier, doch noch Eier legt wie ein Vogel. Da scharrt das Skrub-Truthuhn, der berühmte Talegallus-Vogel, der irgendwie in seinem Vogelverstande doch ein großes Gesetz der Chemie dämmernd entdeckt hat: daß nämlich gewisse Gährungserscheinungen faulender Pflanzenstoffe Wärme erzeugen. Es ist das Gesetz, nach dem feuchte Heuschober sich so leicht im Innern selbst entzünden. Der Talegallus aber hat diese Sache von der praktischen Seite genommen: er scharrt Haufen von Blätter, Gras und Pilzen bis zu zwei Metern Höhe und vier Metern Umfang zusammen, und in diese kleinen Schober legt er seine Eier, damit die entstehende Wärme sie ausbrüte wie ein Brutofen. Dabei weiß er genau wie ein Kenner auf die Sache zu achten: täglich mehrmals kommen die Alten heran, lüften die Eier, die bis zu Metertiefe eingegraben liegen, schauen nach, ob die Hitze sich auch richtig entwickelt hat oder ob sie umgekehrt nicht zu hoch gestiegen ist. Zuletzt helfen sie dem ausgeschlüpften jungen Küken dann aus seinem warmen Neste heraus — nützliche Beiträge auch das zu dem oben angeschlagenen Thema vom Vogel-Gehirn.

Hier also im düsteren, einförmigen Busch, wo höchstens am Rande einmal ein paar gelbe Blüten etwas „Schönheit" wecken — zwischen umgefallenen Stämmen, abgestorbenen Zweigen und jenen künstlichen Hügeln der Talegallus-Hühner, — hier lebt auch jener Kragenvogel oder Laubenvogel: die nicht minder bei allen Tierkundigen berühmte Chlamydodera.

Richard Semon hat sie neuerdings wieder an Ort und Stelle genau beobachtet. Der Vogel selbst besitzt nicht die

Schönheit der Paradieſier von Neu-Guinea. Ein ſchlichter Kerl, nicht ganz wie ein Eichelhäher groß, grau und braun mit helleren Tupfen, nur im Nacken mit einem kleinen Kragen hübſch roſenroter oder violetter Federn geſchmückt. Aber gerade dieſer ſchlichte Kauz wird dir zum Lehrmeiſter über ein geheimnisvoll bedeutſames Gebiet im Vogel-Gehirn, — für unſere Frage das allerbedeutſamſte.

Die Chlamydodera baut ihr echtes, für die Eier und Jungen beſtimmtes Neſt ſchlecht und recht wie jeder andere Vogel ihrer Verwandtſchaft. Das iſt eine ernſthafte Pflicht-Sache, die keinerlei Extravaganzen duldet. Wenn die rechte Zeit da iſt, wird das Neſt im Eukalyptusbaum oder Akazienbuſch bereitet, napfförmig wie das einer Droſſel, der Rohbau aus dürrem Reiſig, das dann noch die zarteſten Gräslein und Federchen den lieben Kleinen mollig machen müſſen. Alles natürlich ſo verborgen und ſo unſcheinbar wie möglich. Denn wenn Auſtralien auch keine einheimiſchen Katzen hat, ſo hat es doch kletternde Beuteltiere, die frech wie Katzen räubern.

Wo immer Vögel ſo zum Neſtbau ſchreiten und um das Wohl der Jungen ſich mühen, da ſind ſie in der ſorgenvollen Zeit ihres Lebens, wo ſie am wenigſten an eigene Bequemlichkeit und Luſtbarkeit denken. Und doch: bei unſerer Chlamydodera iſt dieſe Bauzeit nur der zweite Akt. Sie hat ſchon einmal gebaut — vorher — nicht in nachdenklicher Familienſorge, ſondern im luſtigen Rauſch der erſten Liebeszeit. Eine beſondere Art Neſt galt es auch da, aber nicht eine Kinderſtube, ſondern — eine Hochzeitslaube.

Das jetzt iſt das ſeltſame Ding, das ſie in Dresden ganz wieder aufgebaut haben.

Die Liebeszeit der Kragenvögel iſt da. Die Liebespaare locken und ſuchen ſich. Da erſteht durch die Arbeit der verliebten Vöglein am Boden des Buſchwaldes, weit ab von den Stellen, wo ſpäter das wirkliche Neſt hinkommt, eine Art von Liebestempelchen: das Hochzeitshaus.

Es ist unvergleichlich viel größer als das spätere Kindernest. Auf die Länge von einem Meter und mehr bauen die Vögel (vor allem das Männchen) zunächst eine Art Hütte oder Zelt aus solidem Reisig auf. Die Reisigstücke werden von zwei Seiten her schräg aneinander gelehnt, genau so, wie wenn Kinder aus Streichhölzchen ein langes Zelt zusammensetzen, bloß daß die Größe gewaltig über Streichhölzchen hinauswächst. Ist das Zelt roh fertig, vorne und hinten mit einer spitzen Thür und innen mit einem schmalen Gang, über dem die schrägen Reisigsparren mehr oder minder bogig oder firstartig zusammenschlagen, so beginnt die feinere Arbeit.

Und zwar, du magst nun Worte suchen, wie du willst: eine ästhetische Arbeit, die mit platter Nützlichkeit schlechterdings nichts zu thun hat.

Die grobe Reisigwand des Häusleins wird mit zierlichen grünen Grashalmen aufs glatteste tapeziert. Dann wird der Boden gepflastert, mit runden weißen Flußkieseln, die eine besondere künstliche Anordnung erhalten, hier zu Häufchen vereint, dort kleine Pfade frei lassend. Bunte Federn, grellrote Beeren, ein blaues Läppchen Tuch, das irgendwo stibitzt werden konnte, werden in die grünen Graswände an guter Stelle eingeordnet. Und endlich wird je vor dem Ein- wie Ausgang eine Art besonderer Schausammlung auffälliger und hübscher Gegenstände angehäuft. Wundervolle Muschelschälchen, die meilenweit erst vom nächsten Fluß im Schnabel hierher geschleppt werden mußten. Bunte, schimmernde Steine. Zwischen dem vielerlei Farbigen zum Kontrast schneeweiße Knöchelchen, die offenbar mit höchster Sorgfalt als weiße Musterproben ausgelesen sind, besonders die kleinen Schädel von Fledermäusen. Ein halber Scheffel solcher Reichtümer findet sich bisweilen an einem Fleck beisammen.

Das ist die Liebeslaube der Chlamydodera.

Ist sie endlich fertig und ragt strahlend in ihrem Prunk, so hebt eine frohe Zeit an. In dieser Laube suchen sich die Liebenden, springen und tanzen und jagen sich und kosten alle

Seligkeit goldener Liebestage aus. Und erſt wenn das alles vorüber iſt, kommt fern davon der eigentliche Neſtbau.

Es bedarf nur eines Blickes auf dieſe Hochzeitslaube mit ihrem Schmuck — und man iſt für immer überzeugt, daß in dem kleinen Gehirn dieſes Vogels im einſam wilden auſtraliſchen Buſch nicht bloß ein gewiſſer Verſtand wohnt, ſondern auch eine unmittelbare äſthetiſche Freude am „Schönen“. Du wirfſt vielleicht ein, daß ein paar rote Beeren oder eine ſchmucke Feder oder gar ein weißer Kieſelſtein doch äußerſt armſelige Schönheitsproben ſind. Aber warum zieht ſich der Wilde einen glänzenden Ring durch die Naſe, hüllt ſeine Liebſte in einen ſchreiend roten Lappen, hängt ein paar grelle Blumen an ſeine Hütte? Er findet das ſchön, ſeine kleine naive Äſthetik lebt ſich darin aus. Und warum tragen wir eine rote Nelke im Knopfloch, einen Brillanten im Ohr? Lege ein paar gemeine grüne Blätter ins Fenſter deiner Farm in Auſtralien und dazwiſchen eine rote Nelke: dein Kind wird zuerſt nach der Nelke greifen und die Blätter liegen laſſen — der Kragenvogel aber, verlaß dich darauf, wird es genau ſo machen, und deinen Brillantohrring ſchleppt er, es giebt Proben dafür, unter allen Umſtänden in ſeine Hochzeitslaube, wenn er ihn erreichen kann.

Vollends beweiſend aber für unſere allgemeine Schönheitsbetrachtung iſt, daß der Vogel in ſeine Laubenwand als Zierſtück geradezu auch bunte Vogelfedern ſteckt. Er ſelbſt hat, wie geſagt, nicht viel Buntes am Leibe. Aber nehmen wir an, er fände eine jener Federn des Rudolfs-Paradiesvogels (dieſer wohnt ja nicht dort, ſondern in Neu-Guinea) mit ihrem Capri-Blau: kein Zweifel daß er ſie aufpickt und heimträgt ins Liebeshaus als köſtlichſten Fund.

Warum? Weil er ſie „ſchön“ findet.

Und da haben wir's alſo jetzt: unſer Gehirn empfindet auf Grund ſeines Schönheitsſinnes den blauen Paradiesvogel als ſchön; hier aber iſt ein Vogel, der aufs engſte ſchon den Paradiesvögeln ſelber verwandt iſt, und im kleinen Gehirnchen dieſes Vogels entſteht ebenfalls beim Anblick der Paradiesvogel-Federn die Empfindung des Schönen.

Der nächſte, geradezu hahnebüchen grobe Schluß iſt: ſo wird der Paradiesvogel ſelber wohl, wenn er ſich ſelbſt geſpiegelt oder wenn er ſeinesgleichen ſieht, das für ſchön halten. Auch im Gehirn des Paradiesvogels ſelber wird eine Empfindung für Schönheit leben. Und ſo hätten wir die Vergleichung thatſächlich noch einen Schritt weiter. Rafael hatte Schönheitsempfindung in ſeinem Gehirn, er ſchuf mit ihrer Hülfe die Sixtiniſche Madonna, die mir, der ich ebenfalls Schönheitsempfindung im Gehirn beſitze, jetzt wieder als Schönheit erſcheint. Auch der Paradiesvogel hat ein Gehirn und er hat Schönheitsempfindungen, meinen eigenen vergleichbar, in ſeinem Gehirn. Mir aber, in meinem Gehirn, mit meinen Anlagen, erſcheint ſein Gefieder als Schönheit.

Ich meine doch, du ſiehſt deutlich: ganz iſt der Kreis im zweiten Falle immer noch nicht geſchloſſen.

Wir ſind der Sache ein rechtes Stück näher dadurch, daß wir dem Vogel ein Gehirn geben und in dieſem Gehirn nun auch noch einen dem unſeren verwandten Schönheitsſinn.

Aber nun klafft doch noch die eine unheimliche Lücke.

Rafael ſchafft kraft ſeines ſchönheitsſchwangeren Gehirns die Madonna und ich finde ſie ſchön.

Der Paradiesvogel — ſchafft zunächſt gar nichts.

Er hat etwas.

Er hat ſein Gehirn und in dem Gehirn Schönheitsbewußt-

ſein. Ferner hat er ſeine prachtvollen karmoiſinroten und himmelblauen Federn. Er ſelber hat Schönheitsbewußtſein genug, um dieſe Federn ſchön zu finden. Und ich finde ſie auch ſchön. Er und ich ſind uns unverkennbar näher gekommen — bis auf einen Punkt.

Rafael ſchafft in der Kette der Urſachen ſein Bild, projiziert gleichſam ſein Gehirn darin nach außen. Aber was — und hier kommt die Grundfrage — was hat das Gehirn des Vogels (bei all ſeiner Verwandtſchaft mit dem meinigen) mit dem eigenen Federkleide des Vogels hinſichtlich der Entſtehung dieſes Federkleides zu thun?

Hat der Vogel etwa ſich ſelber ſo ſchön gemacht, weil er es ſo für ſchön befand und ſo ausſehen wollte?

Iſt mit anderen Worten die That des ſchönheitsdurſtigen Paradiesvogels ſein eigenes Federkleid? Dann, ja dann wäre der Kreis auch hier geſchloſſen. Der Rudolfs-Paradiesvogel hat ein Gehirn mit Schönheitsidealen. Das iſt genau ſo (natürlich ins Menſchliche verſtärkt) der Fall bei Rafael. Rafael ſchafft ſein Bild, das mir ſchön erſcheint, weil ich ein ähnliches Gehirn mit (wenigſtens paſſiver) Schönheitsempfindung habe. Der Paradiesvogel ſchafft ſeine blaue Federnpracht, die mir ſchön erſcheint, weil ich ein auch dieſem Paradiesvogel immerhin noch ähnliches Gehirn mit Schönheitsempfindung von einer ihm ebenfalls ähnlichen Art beſitze.

Aber wer in aller Welt giebt uns das Recht, ohne weiteres eine ſo ungeheuerliche Annahme zu machen, um jenen Kreis zu ſchließen?

Der Vogel ſoll von ſeinem Gehirn und äſthetiſchen Können aus ſich ſelber die herrlichen Federn an den Leib gebracht haben!

Er ſoll ſein eigener Künſtler geweſen ſein in einem Sinne, der alles andere Kunſtſchaffen wie ein Kinderſpiel in den Schatten zu ſtellen ſcheint.

Nehmen wir noch einmal Rafael als Vergleich. Er ſchaute innerlich ein herrliches Kunſtideal, die Sixtiniſche Madonna,

im Geiſt. Und ſeine Hand greift zum Pinſel und ſchafft äußerlich aus Ölfarben auf einer fremden ſtofflichen Fläche einen Abglanz dieſes erhabenen äſthetiſchen Traums. Welche Aufgabe hätte jener ſchaffende Paradiesvogel ihm aber geſtellt? Er ſelber als lebendiger Menſch müßte ſich in ſein Kunſtideal verwandelt haben, und die Sixtiniſche Madonna müßte fortan als lebende Geſtalt auf dieſer Erde gewandelt ſein. Die Verdrehtheit des Gedankens ſcheint ſo handgreiflich, daß es nicht verlohnt, darauf einzugehen. Und unſere ganze Betrachtung ſcheint über Dresden, Neu-Guinea und den auſtraliſchen Buſch hinweg nun doch noch im wahren Wolkenkuckucksheim zu enden.

Was aber bloß not thut, iſt, daß wir abermals eine Weile die graue Theorie über Bord werfen und noch einige weitere Wirklichkeiten unſeres Muſeums in Augenſchein nehmen.

Es iſt eine alte Streitfrage in der Schönheitslehre: wer ſchöner ſei: — Mann oder Weib? Die Maler und Bildhauer, denen wir doch wohl in dieſen Dingen das Recht des Fachmannes zugeſtehen müſſen, haben dieſe Frage ſtets praktiſch beantwortet. Sie ſind für die abſolute Gleichberechtigung eingetreten.

Das Scherzwort bleibt ja wahr, daß ein ſchöner Mann immer ſchöner ſei als eine häßliche Frau und eine ſchöne Frau ſchöner als ein häßlicher Mann. Aber von einer gewiſſen Höhe der Schönheit überhaupt an iſt ein Unterſchied nicht mehr zu ziehen. Sobald Schön hier gegen Schön dort ſteht, weibliches Ideal gegen männliches Ideal, die Venus von Milo gegen den Hermes des Praxiteles, die Pieta des Michel Angelo gegen Michel Angelos David und Moſes, ſtellen ſich die Schalen der Wage gleich. Es bleibt der „ſchöne Menſch“

ein Wunderwerk der Entwickelung, das aber in sich kein Geschlecht mehr als Schranke kennt.

Mache nun einen großen Sprung und vergleiche ein Tier mit dem Menschen, das nach deiner Schätzung wohl schwerlich als schön gelten kann und das dir höchstens komisch erscheint: den Igel.

Du kennst die köstliche Geschichte vom Wettlauf des Hasen und Swinegel. Jedesmal, wenn der Hase ans Ziel saust, erhebt sich dort aus der Ackerfurche Swinegel als „längst angekommen". Der Kern des Scherzes steckt darin, daß Swinegel in Wahrheit gar nicht gelaufen ist, sondern nur seine Frau am Zielpunkt verborgen hat, die jedesmal „Ich bin schon da" ruft, wenn der Hase keuchend anlangt. Swinegel und Swinegels Frau sind sich eben so ähnlich, daß der dumme Hase überlistet wird. Und das Märchen giebt die nette Nutzanwendung, daß, wer ein braver Swinegel ist, sorgen soll, daß er auch einen Swinegel zur Frau bekomme. Das Märchen hat aber auch eine zoologische Nutzanwendung, wie sich denn aus den meisten Offenbarungen des sinnigen Volksgeistes vielerlei „Wahres" herauslesen läßt.

Es hat zur Voraussetzung die wirkliche zoologische Thatsache, daß der männliche und der weibliche Igel sich nur ganz verschwindend wenig von einander unterscheiden. Es bedarf hier nicht der Maßstäbe Schön und Häßlich: der Unterschied der Geschlechter fällt überhaupt so gut wie ganz für den äußeren Anblick fort. Nun ist der wohlbelobte Herr Swinegel aber, wie du dich erinnerst, eines der Tiere, die zwischen Beuteltier und Affe ziemlich nahe deinem eigenen menschlichen Stammbaum gestanden haben. Um so bedeutsamer, daß ihn nun schon das Volksmärchen benutzen darf als Vertreter einer zum Verwechseln ähnlichen äußeren Körpergestalt bei Swinegel-Mann und Swinegel-Frau. Man bekommt die Idee, daß selbst der positive Unterschied, der heute zwischen Mann und Frau beim Menschen besteht (der aber auch schon keinen Unterschied

zwiſchen Schön und Häßlich bedeutet), bei dieſen alten und niedrigeren Tierformen wie dem Igel (der an ſich gar nicht mehr für Schön oder Häßlich in Betracht kommt) ſchon ganz verwiſcht ſei.

Die feine Individualiſierung etwa in Frauenantlitz und Mannesantlitz wäre eben bloß erſt eine Entwickelungs-Errungenſchaft des Menſchen, und der Igel mit ſeiner Igel-Frau, die der Haſe für den Igel-Mann hält, weil ſie ihm aufs Haar gleicht, ſtellte uns noch die urſprüngliche, rohe Grundlage vor Augen — gleichſam den groben Marmorblock, aus dem erſt höhere Geiſtesentfaltung jenen prachtvollen Doppelſtern von Weibesſchöne und Mannesſchöne herausmeißeln ſollte.

Klingt hübſch — und iſt verkehrt über alle Maßen.

Mann und Weib ſind ſchon tief, tief unten im Tierreich in tauſend und abertauſend Fällen ſo grundverſchieden von einander, daß ſelbſt der geiſtig und leiblich blindeſte Haſe ſie nicht mehr mit einander verwechſeln könnte. Und der Igel iſt, alle ſeine Rolle in der edelſten Ahnentafel der Natur zugeſtanden, nicht das maßgebende Beiſpiel für die ältere Tierſchaft, ſondern eine echte und rechte Ausnahme. Schon bei ganz, ganz niedrig ſtehenden Geſchöpfen ſteigert ſich die Verſchiedenheit der Geſchlechter zu Extremen, gegen die unſere menſchlichen Verhältniſſe igelartig harmlos werden. Erinnere dich nur allein an den grünen Wurm Bonellia, bei dem die Größenverhältniſſe zwiſchen Mann und Frau differieren, wie zwanzig Zentimeter zu ein bis zwei Millimetern; die Zwergmännlein wohnen als winzige Schmarotzer im Leibe ihrer Rieſendame.

Nun iſt ja ein ein ſolcher unappetitlicher Wurm wie die Bonellia an ſich gewiß noch viel weiter entfernt von jedem äſthetiſchen Vergleich, als Herr und Frau Swinegel in ihrer Ackerfurche. Die Frage wird aber wichtig für unſere Schönheitsbetrachtung, wie ſich in dieſer Hinſicht jene Tiere verhalten, von denen wir uns geſtanden, daß ſie unzweifelhaft „ſchön“ ſeien.

Wir betrachten Paradiesvogel-Mann und Paradiesvogel-Weib.

Die Erwartung ſagt uns, daß wir wohl auch in dieſem Punkte hier auf mehr oder minder menſchliche Verhältniſſe geraten werden: zwar Verſchiedenheit der Geſchlechter, aber im Punkte des Ideals dabei Schön gegen Schön wie bei uns in der Venus von Milo und dem Hermes des Praxiteles.

Wieder gründlich daneben geſchlagen!

Wenn bisher von der „Schönheit“ des Paradiesvogels die Rede war, ſei es bei dem großen goldenen oder bei dem kleinen rot-grün-weißen oder bei dem neuen blauen — immer ſind wir, ganz ohne es zu wollen, „Partei“ geweſen. Wir haben einſeitig den Mann betrachtet, den Mann bewundert, über den Mann Gedanken ausgeſponnen.

Alle dieſe wunderbaren Paradieſier, wie wir ſie hier unten in den Schränken des Muſeums vor Augen haben: es ſind erwachſene, voll entwickelte Paradiesvogel-Männchen.

Dort oben aber, in ſchlichter Reihe, ſitzen die Weibchen. Man fragt ſich, was dieſe armſeligen Vögel hier ſollen. Denn der Kontraſt iſt ſo grell, daß ſelbſt gewiſſe ganz hübſche ſanfte Farben neben der Farbenorgie der Männchen notwendig armſelig erſcheinen müſſen.

Da iſt die ausgewachſene Frau jenes großen Paradieſiers, der die märchenhafte Goldwelle hinter ſich herſchleift: dieſe Frau iſt oben braun wie Kaffee, an der Kehle, wo der Gemahl eine Agraffe von Smaragden trägt, von einem trivialen Rauchviolett, am Bauche fahlgelblich; die ganze Welle angehängter Schmuckfedern fehlt vollkommen. Wenn man dieſen weiblichen Vogel anſchaut, ſo begreift man erſt, daß die Paradieſier im Syſtem eng an die Krähen und an die Stare

angeſchloſſen werden. Dieſes Weib iſt in der That kein Götter-vogel, ſondern ein einfacher Starmatz von Neu-Guinea.

Bei dem kleinen Juwel des Königsparadiesvogels iſt die Überraſchung beinah noch derber. Das Weibchen iſt oben erd-braun mit einem kaum merkbaren Anflug von Orangerot, unten gelblich braun mit etwas dunklerer Zeichnung — ein Spatz ſtatt eines Paradiesvogels. Man meint, ein Hofmann in über-ſchwänglicher Pracht eines brandroten Fracks, weißer Seiden-weſte, grüner Ordensbänder und langer goldbetreßter Schöße habe jählings eine braune Nonnenkutte übergeworfen. Dieſe Nonne iſt Zeit ihres Lebens der weibliche Königsparadiesvogel. Es bleibt nichts anderes übrig, als ſich zu ſagen, daß in dieſem Falle nicht nur ein koloſſaler Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern waltet, ſondern auch ein gröbſter Unterſchied gerade der äſthetiſchen Begabung, der Schönheit. Der männliche Vogel iſt ſchön bis zu einem Maße, daß die Sprache ſelbſt des kunſt-verwöhnten Menſchen in paradieſiſchen Bildern ſchwelgt. Und der weibliche Vogel iſt einfach ein Starmatz oder Spatz, deſſen höchſte Farbenvergleichung ein Bild wie „Kaffee“ ausſpricht.

Wo heute eine „Frauenbewegung“ beſteht, da hört man ſo oft das Wörtchen Ungerechtigkeit. Es giebt in der That ein ganzes Sündenregiſter der Punkte, in denen die Frau in der Kulturgeſchichte ungerecht behandelt worden iſt, und zwar weſentlich Ungerechtigkeiten, die in einer Zurückſetzung gegen den Mann beſtehen. Was wollen aber alle dieſe Vergewaltigungen, die uns vom „Menſchentier“ grauslich erzählt werden, wohl beſagen gegen die ſcheußliche Minderwertung des Weibes, die anſcheinend von Mutter Natur hier bei den Paradieſiern von Neu-Guinea verübt worden iſt.

Der Mann in einer Pracht, als habe Rafael ihn gekleidet, und das arme Weiblein ewige Karthäuſerin!

Nun dazu noch das Unheimlichſte, hergenommen aus jener früheren Betrachtung der Laubenvögel. Dieſe Paradieskinder im Urwald Neu-Guineas beſitzen in ihrem Vogelverſtande Sinn

und Liebe für Schönheit, für bunte Federpracht . . . . . Also dieſes Weibchen etwa des kleinen Königsparadiesvogels, dieſes lebenslängliche und ewig neu geborene Aſchenbrödel in Kaffeebraun und Unſcheinbarkeit: wir müſſen gewärtigen, daß es auch noch weiß, daß es häßlich und der Herr Gemahl ein Juwel an Farbenſchöne ſei.

Oder ſollen wir etwas anderes annehmen, im Grunde noch bitterer? Soll das Weib des Paradiesvogels keinen Schönheitsſinn beſitzen, während der Mann ihn hat? Es wäre die alte Schickſalsfrage: was beſſer ſei, ewig blind und dumm ſein — oder ſehen und ſich ſehnen, aber ohne Erfüllung. Schließlich doch eine Wahl, bei der man ſich entſcheiden kann, ob man vom Tiger gefreſſen werden oder in den Abgrund ſpringen will.

Übrigens zeigen die Thatſachen bei dem Laubenvogel gar nichts von ſolcher Trennung des Schönheitsſinns von Mann und Weib. Beide Gatten vergnügen ſich an der Hochzeitslaube wie ſpielende Kinder. Man ſieht von da aus nicht ein, daß es beim Königsparadiesvogel etwa anders ſein ſollte. Und dann verwirrt ſich doppelt nicht nur unſere „Ungerechtigkeit der Natur", ſondern es ſchürzt ſich auch ein neues Hemmnis in der ganzen Schönheitsfrage.

Erinnere dich doch: wir waren darauf und daran, uns zu fragen, ob der Paradiesvogel, deſſen Gehirn Schönheitsempfindungen hegt, nicht ſein ſchönes Federkleid ſich etwa gar ſelbſt „gemacht" haben könnte, ähnlich wie Rafael ſeine ſchönen Bilder geſchaffen hat. Nun ſehen wir plötzlich einen Doppelfall innerhalb unſeres Paradiesvogel-Beiſpiels. Angenommen, es haben wirklich beide Paradies-Gatten, das Männlein wie das Weiblein, in ihrem Gehirn Schönheitsgefühle. Beim Manne gelingt es, einerlei zunächſt einmal wie, dieſe Schönheitsgefühle äußerlich in einen herrlichen Federſchmuck des eigenen Leibes zu projizieren: der Paradies-Mann wird als ſolcher ein Juwel an Schönheit. Umgekehrt aber: die Frau

Paradieſierin erweiſt ſich als abſolut unfähig zu dem gleichen Akt. Mit all ihren Schönheitsgefühlen bleibt ſie — eine alte graue Krähe. Und der Gegenſatz iſt ſo grell, daß man meinen ſoll, die ganze Vorausſetzung muß über ihm den Hals brechen. Trotz Gehirn und Schönheitsſinn ſcheint es nur einfach eine doppelte und dreifache Abſurdität, daß der Paradiesvogel ſich ſelber ſeine herrlichen Farben auf den Leib gemalt habe.

Wir ſind jetzt wirklich in einer engen Gaſſe.

Die Dresdener Muſeumsſchränke mit ihrem bunten Federvolk und ihren klaren reinlichen Glasſcheiben ſtarren dich an, als hätten ſie ihre Schuldigkeit gethan und wüßten nun auch nicht weiter. Wir müſſen unſeren größten Helfer beſchwören: den Gedanken, den allgewaltigen spiritus familiaris, den wir Fauſte dieſes alten Erdplaneten nun doch allein beſitzen und in dem uns kein häßlicher Swinegel oder bildſchöner Paradiesvogel irre machen kann.

Kein geringerer als Darwin hat an der Stelle, auf die ich dich jetzt geführt habe, einen Gedanken gehabt.

Und der Gedanke, den er hatte, war kein geringerer als der: gerade dieſe Thatſache, daß nur das Männchen des Paradiesvogels ſchön gefärbt iſt, giebt uns einen unmittelbaren Fingerzeig dafür, wie die Federpracht dieſer Vögel überhaupt ihr eigenes Werk ſein könnte.

Und zwar ein Werk der Liebe!

Folgendes iſt im Kern die Darwinſche Schlußfolge. Darwin hat ſie allgemeiner ausgeführt für viele Vögel und noch andere Tiere. Ich dränge ſie dir zuſammen in ihren Kerngedanken auf unſer Beiſpiel von den Paradiesvögeln, das zugeſtandenermaßen das lehrreichſte und durchſichtigſte aller bekannten iſt.

Es war in früheren Zeiten.

Wie weit zurück, das ist einerlei, bloß nicht allzu weit. Schon hatten sich Vögel auf dem Wege über den uralten Eidechsenvogel Archäopteryx, dessen Reste — halb Eidechse, halb Vogel — heute im Berliner Museum liegen, aus Eidechsen entwickelt. Und diese Vögel hatten sich zerspalten in eine Unmasse von Gruppen in Wald und Steppe, Gebirge und Wasser. Die Gruppen größerer Art wieder in kleinere und die kleinsten zuletzt in einzelne Arten. Und da gab es denn auch die enge Sippe, die uns heute als die der Paradiesvögel im Bannkreise Australiens entgegen tritt.

Wo diese Sippe entstanden war, — wer weiß es? Wo sind vor Zeiten die Ursprungsstätten der heutigen Tierfamilien gewesen? Schwere Fragen. Wo sind die Pferde, wo die Hirsche, wo die Elefanten entstanden? Wir sehen da in tausend Schiebungen, Wanderungen, deren alte Wegweiser vermorscht, deren Brücken im Ozean versunken sind.

Genug: die Paradiesvögel tauchten eines Tages an der Grenze des australischen Gebietes, vor allem in Neu-Guinea, auf. Aber sie tauchten nicht als das auf, was sie heute sind, wenn wir ins Museum treten und sie bewundern. Alle, Männlein wie Weiblein, hatten einerlei Gestalt und Farbe. Unscheinbar war diese Farbe; es war die grau in grau oder braun in braun gemalte Federfarbe der heutigen Weibchen.

Noch giebt es heute einen scharfen Hinweis, daß auch der männliche Paradiesvogel voreinst die schlichte Kutte seiner besseren Hälfte trug statt des Juwelenmantels, in dem er heute seine Paradiesernatur zur Schau zu stellen weiß.

Der junge Paradiesmann gleicht zunächst vollkommen dem Weibe, keine Goldwelle geht von ihm aus, kein grünes Kehlband trennt die weiße Seidenweste vom granatroten Rock, auch er als junger Fant ist Kaffee in Kaffee, unscheinbar wie ein Kuttenmönch. Ein seltsames Gesetz aber, weißt du, scheint durch die ganze Welt des Lebendigen zu gehen: die Jugend-

form, die Keimform und Kinderform wiederholt noch einmal das Bild der Ahnen. Der junge Froſch atmet noch einmal mit Kiemen wie ein Fiſch, ſchleppt einen Schwanz hinter ſich her, wie ein Molch. Auch der ganz junge Vogel im Ei zeigt noch ſolche Kiemenſpalten, ſeine Flügel und Beine ähneln zuerſt Floſſen. Der junge Walfiſch entwickelt zuerſt ſtatt der Fiſchbeinbarten regelrechte kleine Zähne wie ſeine Vorfahren ſie hatten. Der kleine neugeborene Löwe iſt noch tigerartig geſtreift, die junge Wildſau, der kleine amerikaniſche Tapier verraten ein Streifen- und Fleckenkleid einer fremden Ahnenwelt. Der Beiſpiele giebt es zahlloſe.

Wenn im Jugendkleide Mann und Weib des Paradiesvogels heute gleich ausſchauen, ſo iſt es im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß dieſes Jugendkleid in Wahrheit das Ahnenkleid iſt. Einſt ſah das ganze Volk dieſer Vögel Zeit ſeines Lebens ſo ſchlicht und ärmlich aus. Das Weib muß dann das dauernd konſervative Element geweſen ſein. Es blieb bis heute ſo. Der Mann aber warf eines Tages das Ahnenkleid mit dem mannbaren Alter ab und erſetzte es durch ein ſtrahlendes Prachtgewand ganz neuer Art. Wie kam das? Das iſt die Frage.

Darwin ſchließt weiter.

Sieh dir zuerſt dieſes ſchlichte Kleid des heutigen Weibchens einmal unter dem Geſichtspunkte an, daß es das ehemalige allgemeine Kleid der Ahnen war. Es iſt, wenn nicht alles trügt, ein ſogenanntes Anpaſſungskleid.

Ich denke, du weißt, im Umriß wenigſtens, was das heißt. Der Kampf ums Daſein tobt in der Natur. Die Weſen ringen um ihr Leben. Starke, indem ſie angreifen, Schwache, indem ſie ſich verbergen. Die Farbe iſt ein Mittel in dieſem Zwiſt. Sie verbirgt den Angreifer wie den Angegriffenen. Das Wüſtentier auf gelbem Wüſtenboden hat Vorteil, wenn es gelb iſt, wie Löwe, Schakal, Wüſtenfuchs, Sandviper und Sandeidechſe. Dem Polartier dient, wenn es weiß wie Schnee iſt:

weiß ist der Eisbär, der Polarfuchs, der Polarvogel in vielfältigster Art. Grün nützt dem Laubfrosch, der Heuschrecke. Und so weiter. Eine naturgesetzliche Anpassung ist überall im Kampfe um die Existenz eingetreten. Darwin selbst meinte, daß von tausend verschiedenen Farben stets nur die beste, die „angepaßte" sich erhielt. Wie durch ein Sieb fielen die unpraktischen Farben ab. In der Wüste erhielt sich nur gelb, — alles andere wurde ausgerottet. Auf dem grünen Blatt nur grün. Und so fort. Andere haben an noch direktere Zusammenhänge gedacht. Das „Wie" sei der freien Debatte ausgeliefert, für die auch Darwin dir nur eine Anregung sein mag. Aber die Thatsache einer allgemeinen Anpassung der Lebewesen zu Zwecken des Daseinskampfes, sei es Raub oder Schutz, kann schlechterdings nicht mehr angezweifelt werden.

Ihr unterlag nun auch, scheint es, jene ursprüngliche schlichte Farbe der Paradiesvogelahnen.

Hier spielte „Schönheit" keinerlei Rolle. Was Schönheit, wenn es groben Lebenskampf gilt! Da ist ein Land, wo wilde Räuber, Katzen oder Halbaffen oder Eichhörnchen (echteste Nesträuber auch diese!) den armen Vogel und seine Brut bedrohen. Als Parole gilt, so unscheinbar wie möglich aussehen. Glücklich der Vogel, der braun ist wie ein Spatz. Er drückt sich an den braunen Stamm und wird nicht erkannt. Der Räuber sieht ihn reglos auf dem Neste sitzen und denkt, es ist eine dürre Baumflechte, ein Stück krauser Rinde, ein welkes Blatt: Mutter und Brut sind gerettet.

In solcher Zeit der Drangsal festigt sich die Anpassungsfarbe, — weltfern von aller „Schönheit". Was denkt ein Soldat in der Schlacht an ästhetische Werte — und sei er selbst daheim eigens privilegierter „Professor der Ästhetik". Das ist die Stimmung, in der die Ahnen der Paradiesier sich bildeten. Sie wurden, wie heute die Jungen, die Weiber sind: Anpassungsprodukte, bei denen Kaffebraun als Rindenfarbe Trumpf war. Bloß keine üppigen Federanhängsel! Sie

wären ein Ballaſt im harten Zwiſt geweſen. Nehmen wir noch einmal das Bild des Soldaten in der Schlacht. Wird er ſich mit einem koſtbaren Gemälde auf dem Torniſter belaſten in der Todesnot? In ſolcher Stunde wird Rafael Ballaſt. Es iſt der Augenblick, wo die Byzantiner einſt die ſtürmenden Goten von den Zinnen der Engelsburg zu Rom mit den Meiſterwerken griechiſcher Plaſtik, die Hadrian geſammelt, bombardiert haben . . . .

Da aber, — ein Wechſel der Dinge.

Wer will den Schleier alter verſchollener Wanderungen der Tiere lüften? Jahrtauſendelang, ehe die Spanier die nackten Wilden Amerikas mit ihren Pferden erſchreckten, hat Amerika ſelber Pferde beherbergt. Ihre Knochenreſte liegen im Pampaslehm bis zum Feuerland hinab. Warum ſie ausgeſtorben waren, als Columbus kam — Myſterium. Woher ſie gekommen, — ebenſo unbekannt. Genau ſo müſſen eines Tages die annoch unſcheinbaren Paradiesvögel wie ein graubrauner, ſchönheitsfremder, bloß vom Daſeinskampf abgebrühter Krähenſchwarm in die paradiſiſch abgeſchloſſenen Urwälder Neu-Guineas eingeflattert ſein.

Und dann?

Hier beginnt im Ideengange Darwins ein neues Kapitel, das zweite und entſcheidende.

Neu-Guinea iſt für Vögel wirklich ein Paradies. Ein ungeheures Land, dieſe Inſel, — ein kleiner Weltteil faſt für ſich. Was könnten dieſe tiefen Dickichte nicht alles an böſen Räubern nähren ihrem Raum nach, Katzen und Marder, Affen und Halbaffen, große und kleine Eichhörner, die bei Tag und Nacht die arme gefiederte Welt bedrohten. Nichts derart aber iſt der Fall. Mit Neu-Guinea beginnt ſchon das Wundergebiet

Auſtralien. Alle jene Räuber gehören höheren Säugetiergruppen an. In Auſtralien giebt es keine höheren Säuger. Uralte Ordnungen vertreten ſie hier noch, graue Reliquien der Ichthyoſauruszeit: Schnabeltiere und Beuteltiere. Und das hebt weſentlich ſchon in Neu-Guiena an. Es fehlen aber ſogar hier die räuberiſchen, fleiſchfreſſenden Beuteltiere des auſtraliſchen Kontinents. Wohl klettert, ſeltſam genug, ein großes Känguruh der Inſel in die Baumäſte hinauf. Aber dieſes Baumkänguruh iſt Vegetarier gleich ſeinen hüpfenden Verwandten in der Grasebene. Das große Landſchnabeltier Neu-Guienas ſchleckt Ameiſen und hat nicht einmal einen Zahn im ſchnabelartigen Munde, um auch nur den ſchwächſten Vogel faſſen zu können. Dazu endloſe Strecken weit einheitlich dichter, dunkler Wald, ein undurchdringliches Blättermeer, in dem ſelbſt der Scharfblick eines kreiſenden Raubvogels kaum Gefahren bringt. Eine Luſt iſt es hier, Vogel zu ſein. Und wie entlaſtet erſcheint alles vom groben Daſeinskampf. Der Unſchuldsvogel der Legende, die Taube, ſicherlich der ſchutzloſeſten Vögel einer, wird kühn und üppig hier, mehrt ſich ins Ungemeſſene und ſpaltet ſich in mehr Arten als ſonſt auf einem zweiten Fleck der Erde, — dabei jene Prachttauben, die mit den Papageien an Farbenglanz wetteifern.

Das jetzt iſt auch der Ort, wo der Paradiesvogel ſeinen entſcheidenden Schritt that: von der mühſamen Behauptung im nackten Daſeinskampfe zur Kunſt.

Die Paradiesvögel, ſelber noch graue Krähen ohne jeden Schönheitsreiz, beſaßen doch jenen einfachen Schönheitsſinn ſchon in ihrem kleinen Krähengehirn, den wir beim Laubenvogel gefunden haben. Eine grellrote Beere gefiel ihnen beſſer als eine ſchlichte grüne, eine der wundervollen großen Blüten des Urwaldes machte mehr Eindruck auf ſie als ein beliebiges Blatt, ein reiner ſchneeweißer Kieſelſtein feſſelte ihre Aufmerkſamkeit ſtärker als tauſend grobfarbige ſchmutzige Steine des Bachrandes daneben.

Und zwar beſaßen den äſthetiſchen Sinn Männlein und Weiblein gleichermaßen.

Es iſt ein altes, hübſches Wort, daß der äſthetiſche Sinn mit der materiellen Sorge für den nackten Kampf des Lebens in einem gewiſſen Druckverhältnis ſtehe. Die Sorge laſtet auf der tieferen äſthetiſchen Seelenſtimmung bildlich geſprochen wie eine ſchwere Maſſe auf einer mouſſierenden Flüſſigkeit. Du nimmſt etwas Maſſe, etwas Druck, etwas Lebensſorge fort — und die Flüſſigkeit wallt augenblicklich mit impulſivem Stoß empor, das äſthetiſche Empfinden, die Freude am Schönen bricht entlaſtet herauf und beherrſcht ſogleich das ganze Feld, den ganzen Menſchen. Dieſer Vorgang hat etwas Zauberhaftes, er iſt im Menſchenleben aber eine uralte Erfahrung. Und er iſt zugleich eine unſerer tröſtlichen Erfahrungen. Sie lehrt uns, daß wir den Kampf um Beſeitigung einer gewiſſen Schicht grober Lebensſorgen nicht bloß deshalb führen, um nachher die Hände in den Schoß zu legen. Iſt der „Notmenſch“, wenn man es ſo ausdrücken ſoll, befreit, ſo wächſt vom Druck entlaſtet alsbald ein tieferer Menſch herauf: der Kunſtmenſch, vor dem eine neue Welt der Arbeit, doch höherer, genußreicherer, freierer und mehr ſelbſtgewollter Arbeit, liegt.

Geſagt wurden dieſe Dinge allerdings zunächſt immer nur vom Menſchen. Und oft wurde geradezu der entſcheidende Unterſchied zwiſchen Menſch und Tier auf dieſes Verhältnis von Notweſen und Kunſtweſen feſtgenagelt. „Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein“, hat uns der Dichter geſungen. Dem Tier ſollte jene tiefere Schicht fehlen, ſie konnte alſo bei ihm auch nicht entlaſtet werden. Das Tier, hieß es, von der Not des täglichen Brotkampfes, von der großen Hatz und Flucht jäh befreit: es frißt und ſäuft, vegetiert roh weiter, wird fett und kommt ſchließlich noch in Faulheit herunter von dem letzten Stückchen tieriſchen Verſtandes, das der Notkampf wenigſtens immer wieder angeſpannt hatte bis zum äußerſten.

Das iſt nun wieder eine der guten alten Behauptungen,

wie sie früher die Philosophie hinter ihrem Ofen so trefflich gebrauchen konnte, — bis eines Tages sich die echte Tierkunde klar darüber war, daß sie einfach verkehrt sei.

Jene Tierkunde, die sich darauf besann, daß der Mensch geschichtlich ja selber nur ein Tier sei, ein feiner Goldextrakt, destilliert aus Tierheit, ein Kristall, dessen Mutterlauge diese sogenannte Tierheit gewesen ist und nichts sonst.

Daß Tiere ästhetisches Empfinden überhaupt besitzen, hat uns der Laubenvogel Australiens gezeigt. Gerade dieser Laubenvogel weist aber auch schon auf jenes Verhältnis von Druck und Entlastung hin, das offenbar in dem kleinen Gehirn des Vogels sich ganz mit derselben Folgerichtigkeit entwickelt wie beim Menschen.

Im Vogel, der vom Daseinskampfe durch irgend eine Ursache stärker entlastet wird, ohne daß sonst durch eine Begleiterscheinung seine Kraft und Gesundheit leiden, quillt die tiefere ästhetische Schicht einfach genau so nach jener bildlichen Art entlasteter Kohlensäure in die Höhe, wie bei uns. Man kann etwas Derartiges schon bei jedem Tier, besonders jungen Tieren beobachten, wenn sie spielen. Das Spiel tritt unmittelbar ein, sobald die wirkliche Sorge auf einen Augenblick pausiert. Und dieses Spiel zeigt in vielen, wenn nicht allen Fällen schon Anfänge ästhetischer Züge, es ist eine Art Dichten des Tieres. Aber es giebt da noch einen viel allgemeineren und großartigeren Punkt und just ist das gerade der, den wir für unsere Paradiesvögel brauchen und um dessentwillen ich dir überhaupt dieses ganze Tiermärchen erzähle.

Jene Lauben des australischen Vogels sind „Hochzeitslauben."

Er baut sie in seiner Flitterzeit, im vollen Rausch der Liebe. Im Leben mindestens aller höheren und höchsten Tiere ist die Zeit der Liebe die ausgesprochenste Entlastungszeit ihres Lebens, was materielle Lebenssorge angeht. Das Tier in seiner Liebeszeit ist wie verzaubert. Es gehört einer anderen

Dimenſion gleichſam aller ſeiner Stimmungen an, iſt für eine mehr oder minder kurze Rauſchzeit Bürger einer Welt, die himmelhoch über der gewöhnlichen Lebensſorge ſteht. Es greift etwas in ihm hinaus über das einzelne Individium: das beſondere Leben der Gattung, das über Generationen, über Jahrtauſende wandelt. Ich ſagte dir ſchon: es iſt ſeine religiöſe Zeit. Doch laſſen wir jede Definition fort. Die Hauptſache: es tritt eine Entlaſtung von der gewöhnlichen Lebensſorge durch das ſeeliſche Ungeſtüm der Liebesempfindungen ein. Und folgerichtig: im gleichen Augenblick erheben ſich, vom Druck vorübergehend mehr entlaſtet, die äſthetiſchen Empfindungen.

Die Zeit der Liebesgefühle wird zugleich eine Zeit des befreiten äſthetiſchen Innenlebens, — eine Zeit der Schönheit.

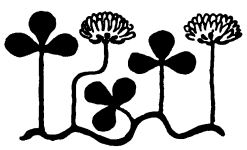
An einer Stelle kennt dieſen Zuſammenhang geradezu jedes Kind: beim Geſang der Vögel. Die rhythmiſchen Klänge des Vogelgeſanges, die unſer verwöhntes Menſchenohr nicht weniger entzücken, wie das Farbenkleid des Paradiesvogels unſer Auge begeiſtert, ſind Liebeslieder, Lieder der Liebeszeit. Aber auch jener mehr maleriſche Sinn für ſchöne Farben und Formen, wie ihn der Laubenvogel bethätigt, lebt ſich recht eigentlich aus in dieſer Liebeszeit.

Und unſere Paradiesvögel, dürfen wir wohl annehmen, werden ganz in derſelben Weiſe ſchon in der Zeit, als ſie noch als unſcheinbar gefärbte Krähen im herben Daſeinskampfe ſtanden, allemal ihre lebhafteſte „Kunſtzeit“ mit Freude an Bauten und Hübſchem in der Rauſchzeit ihrer Liebe gehabt haben. Mann und Weib mögen in dieſen Tagen, wie es einige Arten heute noch thun, geradezu nach dem Brauche der Laubenvögel auch ihr Liebesverſteck mit luſtigen roten Blumen geſchmückt haben wie ein Paar verliebter Schäfer, die ſich mit Roſen bekränzen.

Dieſen Paradieſiern aber glückt es jetzt, ſich in den Neu-Guinea-Wäldern feſtzuſetzen.

In dieſen Wäldern, wo der preſſende Druck des Daſeinskampfes überhaupt um ein beträchtliches Teil auch in der Nichtliebeszeit heruntergeht! In einem im ganzen fortan faſt gefahrloſen Leben wird die Liebeszeit jetzt ein dreimal freies und ideales Feſt. Alles in ihr mag ſich bis zur Neige ausleben: alſo auch die Freude an der ſchönen Farbe und Form.

Äußerſt ſeltſam aber: ſobald hier einmal offenſte Bahn für alle Wirkungen geſchaffen iſt, erſcheint es geradezu undenkbar, daß nicht auch folgendes eingetreten ſein ſollte. Etwas, was man gleichſam als einen Knoten bezeichnen kann, zu dem ſich die Regungen des Liebeslebens und die Regungen des Schönheitsſinnes notwendig eines Tages verſchlingen mußten.



Die Empfindung für hübſche Farben und Formen begann eine Rolle zu ſpielen bei der Wahl innerhalb der Liebe.

Bei unſeren liebenden Paradieſiern herrſchten im weſentlichen Verhältniſſe wie bei der Mehrzahl der übrigen Vögel. Es gab im allgemeinen ſtets mehr Männlein als Weiblein. Die Folge davon pflegt bei den Vögeln eine doppelte zu ſein.

Einerſeits iſt jeder Mann froh, wenn er eine Frau überhaupt gewonnen hat und wacht eiferſüchtig über ſeiner Ehe, ſo daß ſich bei dieſen befiederten Liebesleuten thatſächlich in größter Zahl ganz ehrbar monogamiſche Ehen auf Lebenszeit finden. Anderſeits aber fühlt ſich das annoch unvermählte Mägdelein durchweg in der guten Lage, unter einem ganzen Heer liebenswürdiger Bewerber den ausſuchen zu können, der ihr am liebſten ſcheint.

In der poſſierlichſten Weiſe beobachtet man, wie die eifrigen Werber ſich der Vielumworbenen vorſtellen, ihre Reize vor ihr entfalten und irgendwie ſich als der Begehrenswerteſte

um jeden Preis darſtellen möchten. Welche Gründe aber, fragen wir uns, dürften dabei nun ihre, der Umworbenen Wahl in den meiſten Fällen beſtimmen?

Im allgemeinen Getriebe der Weltdinge, die ja auch für ein Vogelhirnchen ihren Zwang unmöglich verleugnen können, wird das ſpröde Mägdelein wahrſcheinlich den kräftigſten Bewerber zunächſt auswählen. Ihr erſter und primitivſter Geſchmack wird einfach der Geſchmack etwa unſerer Ritterzeit ſein. Das Turnier tobt. Wer alle anderen, ſei es auch nur im Kampfſpiel und ohne Todesgefahr, aus dem Sattel wirft, gewinnt die Hand der Königstochter.

In der That führen, wie du weißt, verliebte, werbende Tiermännchen in ſolchen Fällen vielfältig die erbittertſten Turniere vor den Augen ihrer gemeinſamen Herzenskönigin auf, und die gute Unſchuld wartet hübſch, bis einer alle heimgeſchickt hat — und dann ſagt ſie Ja in der wohl begründeten Vorausſicht, daß dieſer entſchieden der Stärkſte ſei.

Aber wer will leugnen, daß dieſes Kampfmotiv etwas Rohes hat. Die Vöglein im Baum ſind zum großen Teil von Natur keine Kämpfer. Sollte es nicht noch andere Proben geben, die das Herz der Spröden öffnen und zwar weniger gewaltſame?

Denken wir noch einmal an die Ritterzeit. Die Lanzen ſplittern, Staub dampft empor, mit Ächzen und blauen Flecken liegen alle Gegner im Sand. Die Königstochter aber ſchwankt. Draußen, jenſeits aller Schranken, ſingt ihr Sänger ein ſüßes Minnelied zum Lobe der ſchönen Frau. Und das Unmögliche geſchieht. Sie wirft dem Sänger die Roſe zu.

Wenn wir es hören, ſo meinen wir den Anbruch einer höheren Kultur in leiſem Klingen zu vernehmen. Das Weib ſucht den Beſten, nach wie vor. Aber das Lied, der feine vergeiſtigte Extrakt der tiefſten Menſchenkraft, gilt mehr als die derbe Fauſtkraft, die bloß mit der Lanze Beſcheid weiß. Das Beiſpiel ſcheint ganz menſchlich. Und doch: wie nah iſt eben im Grunde das Tier dem Menſchen.

Eines Tages vollzog sich beim Vogel schon ein ganz ähnlicher Umschwung. Statt eines wilden Bewerbervolkes, das sich mit den Schnäbeln hackte, bis die Federn stoben und Blut floß, sah die minnigliche Maid auf einmal rings um sich einen Chor von Liebenden, die hübsche rhythmische Laute hervorbrachten, — sangen. Und der beste Sänger ersang sich die Braut. Der Sinn für ästhetische Reize, aufströmend in der Liebeszeit, wurde dem wählenden Weiblein ein Gradmesser für die Beurteilung der Bewerber und gab schließlich den Ausschlag. Aber auch hier wieder gilt das Gleiche wie früher: nicht allein der Gesang der Nachtigall kommt als ästhetisches Motiv in Betracht. Anderswo, bei anderen Vögeln, hatte der ästhetische Feinsinn sich konzentriert nicht so sehr auf das Ohr, als auf das Auge. Und da jetzt taucht für die Paradiesweibchen der Punkt auf, wo sich bei ihnen die Liebeswahl verknotete mit ihrem Schönheitssinn.

Da saß das Paradiesierweiblein. Zwölf Paradiesiermännlein saßen um es her und bemühten sich um seine Gunst.

In einem solchen Vogelhirnchen vollziehen sich keine verwickelten Denkprozesse. Was kommt, kommt ziemlich automatisch. Aber es ist, als stecke doch eine tiefste Gedankenlogik gerade erst recht darin. Das Paradiesweiblein findet dank seinem angeborenen Schönheitssinn eine knallrote Beere hübscher als eine kaffeebraune. Da sitzen nun zwölf Männlein um es her. Noch ist, wohlverstanden, auch die Schar dieser Männer damals gewohnheitsmäßig simpel kaffeebraun. Aber ein einziges Männlein hat auf dem Kopfe zwischen den braunen Federn eine etwas lebhafter gefärbte: nicht mehr so ganz kaffeebraun, sondern etwas mehr schon rotbraun. Einerlei für jetzt, wie das gekommen ist. Warum hat unter uns Menschen hier einmal einer ein rotes Mal an der Stirn; oder im pechschwarzen

Lockenhaar von Jugend an eine einzelne weiße Locke; oder dieſe oder jene ganz beſtimmte Form von individueller Beſonderheit? Sei es zunächſt einmal auch dort bloß ſo: es *hat* eben einer eine mehr rote Feder. Und unſere Wahlmaid wählt *dieſen* Bewerber gerade aus, ſintemalen er am eigenen Leibe etwas hat, was mehr den roten Beeren als den braunen gleicht, alſo *den* Beeren, die der Paradieſierin einfach netter vorkommen. Nach demſelben Geſetz gefällt ihr jetzt die rötliche Feder dort beſſer, und ſie wählt dieſen Vogel zum Gemahl unter Zwölfen.

Hundertmal, tauſendmal geht das ebenſo.

Immer ziehen die Paradieſier mit etwas mehr roten Federn am Kopfe das Loos der Miſchliebe ſtatt der Diſtanceſchwärmerei und bringen es im Gegenſatz zu allen anderen zur Gründung einer Familie mit entſprechender Dauerliebe.

Nun fangen gewiſſe dunkle Vererbungsgeſetze an, mitzuarbeiten. Die Jungen mit roten Federn am Kopfe gewinnen überhaupt ſchon von vornherein das Übergewicht. Und zwar vererbt ſich — hier arbeitet die Vererbung allerdings ganz in der dunklen Tiefe — die rote Federfarbe, die ja bei den Männchen ſtets ausgeſucht wurde, mehr und mehr auch bloß auf dieſe Männchen und nicht ebenſo auf die Weibchen. Warum? Ja, danach darf man bei „Vererbungsgeſetzen“ heute noch nicht fragen. Warum entſtehen überhaupt Männchen und Weibchen? Warum *mehr* Männchen als Weibchen? Laſſen wir auch dieſe Frage hier einſtweilen beiſeite.

Genug: ſo und ſo viel Zeit geht hin und es giebt überhaupt ſchließlich nur noch Paradiesvogelmännchen mit roten Köpfen. Da die Weibchen die Auswahl ins immer Intenſivere getrieben haben, iſt das Rot ſogar ſchon ganz grell geworden, Zinnober, leuchtend, wie geſponnenes Glas ſo farbenſchön. Aber nun iſt's da und weiter läßt ſich's nicht mehr treiben. Wieder ſind die Liebeswerber gleich.

Da tritt unter ihnen im Banne jenes ganz leichten,

ſcheinbar zufälligen Abänderns unter Zwölfen etwa einer auf, der iſt am Bauche nicht blaßgelblich braun, ſondern ſo blaß, daß ſchon mehr ein Weißgelb entſteht. Der Kontraſt gegen das ſchöne Rot am Kopfe wäre auch für unſeren menſchlichen Maßſtab immerhin *etwas* netter. Das wählende Weibchen entſcheidet ebenſo. Nach ſo und ſo viel Zeit haben alle Paradieſier derart weißgelbe Bäuche.

Schneeweiß wäre aber noch netter, und durch fortgeſetzte Wahl der äſthetiſch konſequenten Minnemägdulein ſind die Bäuchlein endlich ſämtlich ſeidenweiß.

Jetzt kommt aber ein neuer Fall: hier iſt eine „Mißgeburt“ von Mann, der hat zwiſchen dem korallenroten Kopfe uud dem ſeidenweißen Bauche eine grüne Feder, durch — ſagen wir mal vorläufig — irgend eine chemiſche Zufälligkeit bei der Bildung ſeiner Halsfedern. Dem Weibchen erſcheint das aber gar nicht als „Mißgeburt“. Grün zwiſchen rot und weiß, — wie hübſch! Es iſt ja Farbenſinn da, und der *muß* das ſehen. Eine Weile — und alle Männchen haben zwiſchen dem roten Kopf und weißen Bauche gewohnheitsmäßig eine ſmaragdgrüne Binde.

Wozu noch mehr ausmalen?

Der männliche Königsparadiesvogel entſteht vor uns, ein Ergebnis des Farbenſinnes ſeiner wählenden Weibchen, herausgezüchtet aus einem „Spatz“. Freilich wohlverſtanden, nur der männliche wird ſo ſchön. Das wählende Weibchen „wählt“ ſich nicht mit. Es bleibt ſtehen, bleibt ſelber dabei der alte graue Spatz. Aber vielleicht hat das ſogar noch ſeinen Nutzen für ſich. Das Weibchen iſt, mag der Kampf ums Daſein im lieben Neu-Guinea noch ſo harmlos ſein, doch als brütender Vogel auf dem Neſt immer der gefährdetere Teil. Die alte Spatzenfarbe war eine *Schutzfarbe*. Beſſer es behält ſie auf alle Fälle für ſich. Dem Schönheitsſinn iſt ja doch Genüge gethan, denn es geht *ihm wie Rafael vor ſeinem Bilde*. Es braucht nicht ſelber ſich in ſein Kunſtideal zu verwandeln

so wenig wie Rafael in die herrliche Kunstgestalt seiner Madonna selbst hineinzuschlüpfen braucht. Seinem Schönheitssinn ist alles Höchste erfüllt durch den Anblick dieser farbenprächtigen Männchen. Sie entfalten ihr Gefieder vor ihm, sie entzücken sein Auge. Immer noch wählt es die herrlichsten aus, in immer verfeinertem Kunstgeschmack. Alle sind sie so entstanden, der Königsparadiesier, der große goldene, der blaue des Kronprinzen Rudolf. Und noch immer währt der Schönheitsstreit der Männchen bis auf diesen Tag.

Höre noch einmal zum Schlusse Wallace, der die Paradiesier in den Wäldern ihrer Heimat belauscht hat, wörtlich. „Die Vögel hatten jetzt", erzählt er im Reisebericht von den Aruinseln dicht bei Neu-Guinea, „was das Volk hier ihre scaleli oder Tanzgesellschaften nennt, begonnen. Sie finden sich auf gewissen Waldbäumen ein, die nicht Fruchtbäume sind wie ich zuerst meinte, aber weiter sich ausbreitende Zweige und große, zerstreut stehende Blätter haben und den Vögeln schönen Raum zum Spielen und zur Entfaltung ihres Gefieders geben. Auf einem der Bäume versammeln sich ein Dutzend bis zwanzig vollbefiederter männlicher Vögel, strecken ihre Nacken aus und richten ihr exquisites Gefieder auf, indem sie es in beständiger zitternder Bewegung erhalten. Dazwischen fliegen sie in großer Erregung von Zweig zu Zweig, so daß der ganze Baum mit wallendem Gefieder in großer Manigfaltigkeit der Stellung und Bewegung erfüllt ist." Alles „Nützliche" wird vergessen bei diesem Liebesspiel. Massenhaft schießen die Eingeborenen — ein letzter und allerdings schlimmster Feind — die prunkenden Werber aus dem Blätterdickicht mit Pfeilen herunter. Dabei wissen die heute so herrlichen Männchen selber offenbar ganz sicher, daß „Schönheit" ihr Liebespfeil gegenüber dem Weibe ist. Vor den Spiegel gestellt, beschaut sich das gefangene Paradiesvogelmännchen mit unverkennbarer Eitelkeit, und hundert andere Züge mehr weisen darauf hin.

So wäre die alte Linie wirklich geschlossen.

Der männliche Paradiesvogel in seiner Schönheit erscheint als das Produkt des Schönheitssinnes seines Weibchens, genau so wie Rafaels Sixtinische Madonna das Produkt von Rafaels künstlerisch erhabenem Schönheitssinn ist.

Auch hier erscheint das Schöne auf der vollkommenen Wanderschaft durch den Geist zurück zum Geist.

Die Mittel sind gröber, es bedarf gewaltiger Zeit dazu, Vererbung muß in dunkler Arbeit fixieren, was Rafael in der Gunst kurzer Stunden eines kurzen Menschenlebens mit Hand und Pinsel zum Gemälde festigt. Aber in der Grundlage ist der Kreis der Dinge dort geschlossen wie hier. Rafael mit seinem mir verwandten Schönheitssinne schafft die Madonna, und sie wirkt auf mich kraft meines eigenen von ihr geweckten Schönheitssinnes. Das Paradiesvogelweibchen mit seinem mir verwandten Schönheitssinne schafft die Farbenpracht des männlichen Paradisiers, und sie wirkt auf mich kraft meines eigenen, von ihr nur geweckten Schönheitssinnes.

Es liegt in dem Gedankengange Darwins, wie er hier im Kern wenigstens zu Grunde gelegt ist, eine logische Gewalt ersten Ranges. Alle haben das empfunden, die aus der gangbaren älteren Schulästhetik zum erstenmale vor diese scharfe Schlußkette des Naturforschers gerieten. Zum erstenmale zeigte sich eine Möglichkeit, eine Schönheit wie die des Paradiesvogels wirklich in den Rahmen echter menschlicher Schönheitslehre einzuordnen.

Zugleich aber erschien etwas innerlich noch viel bedeutsameres. Der Weg, wie dieses Tier „Schönes" schuf, war ein umständlicher, grober, niederer. Aber die Wurzel auch seines Schaffens war im Grunde genau die gleiche wie bei Rafael: ein geheimnisvolles „Schönfinden" gewisser Dinge in den seelischen Tiefen seines Gehirns. Nie ist das Tier in der neueren Naturforschung seelisch dem Menschen näher gerückt worden als hier. Die ganze Frage war, das darf nicht vergessen werden, übergespielt in das seelische Gebiet, trotz aller Strenge naturwissenschaftlichen Denkens.

Wo immer auf einem Gebiete menſchlicher Gedankenanſtrengung die ehrwürdige Geſtalt des alten Darwin auftaucht, da iſt geweihte Erde.

Auch die Geſchichte des Liebeslebens dankt ihm einen Alexanderzug. Aber du wirſt mir erlauben, nachdem ich die „Idee Darwins“ in ein einzelnes Bild, ſoweit es ging, zuſammengedrängt, ohne dazwiſchen zu reden: — daß ich jetzt auch noch ein kleines eigenes Wörtchen anhänge. Im Vollgefühl, daß wir heute nicht Darwin in einer billigen Manier zu „überwinden“, — wohl aber mit gutem Bemühen fortſchreitend im Sinne ſeines eigenen Zieles zu vertiefen haben.

Charles Darwins Ideen über dieſe ſogenannte „Geſchlechtliche Zuchtwahl“, wie wir ſie ſeit dreißig Jahren jetzt beſitzen, ſind in dieſer Zeit Gegenſtand der heftigſten, zum Teil aber recht fruchtbarer Debatten geweſen.

Die weſentlichſten Thatſachen ſind dabei unbeſtritten geblieben. Mein Paradiesvogel iſt ja nur ein auf Darwins Grundſätze abgehandeltes Exempel. Ähnliche Dinge findeſt du in der höheren Tierwelt maſſenhaft. Prachtvolle Hochzeitskleider der Männchen. Ein Wählen der Weibchen. Dann verwandte Sachen fürs Ohr. Geigen, Singen, Muſizieren der Männchen. Vom zackigen Kamm des verliebten Teichmolchs bis zum Liede der Nachtigall.

Was man zunächst nur bestritt, war der verknüpfende Gedankengang des Alten von Down. Darwin war in seiner Zuchtwahltheorie so vielen zu „mechanisch." Allzugrob und roh durch reine Kampf- ums Dasein-Auslese der Passendsten sollte die große Entwickelungslinie sich dahin gedrängelt haben! Jetzt umgekehrt die ästhetische Auslese bei der Liebe, dieses „Sichvermehren der Wohlgefälligsten", wie einer die Sache gut bezeichnet hat, war so und so viel anderen wieder zu „seelisch", zu „menschenähnlich", zu sehr Gehirnarbeit des Individuums.

Manche dieser Argumente fallen gleich wie windige Spreu ab. So das: der Mensch habe allein Ästhetik, Freude an Schönem, das Tier nicht. Warum? Ja weil der Mensch halt „Mensch" sei, himmelhoch von jedem Tier getrennt. Das richtet sich von selbst durch Darwins weitere, umfassendere Tier- und Menschanschauung, von der wir keinerlei Grund haben, auch nur ein Titelchen nachzugeben. Diesen Standpunkt brauche ich dir nicht zu widerlegen, nachdem wir uns jetzt zwei Bände lang unterhalten haben. Zieh dich nackt aus, befrage deinen Leib, sage dir, daß Leib und Geist Eines sind, und frage nichts mehr . . . .

Weiter aber. Die ganze Pracht des Paradiesvogel-Männchens (und sonst ad infinitum bei Tieren) sei, heißt es, ein unmittelbarer „Überschuß von Kraft", ausgemünzt im Liebesstadium mit seiner Entlastung von Kampfessorge bei Tieren, die ohnehin im Daseinskampfe schon stark entlastet. Das Weibchen soll stets nur das aufdringlichste, auffälligste, üppigste Männchen wählen, das kräftigste eben, dessen Kraft es an dieser Üppigkeit merkt. Besonderes Wohlgefallen aber an dieser oder jener Farbe oder am feinen Rhythmus des Gesanges soll keinerlei Rolle dabei spielen, also nichts eigentlich Ästhetisches.

Diese Meinung, mit viel Energie vorgeführt, hat einen dunkeln Punkt und einen direkt falschen Punkt. Der falsche

liegt darin, daß vergeſſen wird, wie der Vogel — denke nur an unſere Chlamydodera oben — ja bunte Sachen (Federn, Beeren) ſammelt auch unabhängig vom Männchen und ſeiner Kraft. Jede knallrote Beere und blaue Feder an der auſtraliſchen Liebeslaube wirft dieſe ganze Ecke des Arguments um: der Vogel *hat eben überhaupt* Freude am Bunten, am äſthetiſch Hübſchen — und weil er ſie ohnehin hat, hieße es in der Liebeswahl einen Sinn bei ihm *ausſchalten*, wollte man von der äſthetiſchen Wahl hier abſehen. Erdrückend ſind aber die Beweiſe wieder, daß die Liebe wahrlich keine Sinne und Geiſtesanlagen ausſchaltet, ſondern im Gegenteil alles auf die denkbar höchſte Höhe ſchraubt.

Der *dunkle* Punkt dagegen ſcheint mir darin zu ſtecken, daß dieſe Anſicht noch durchaus nicht ohne weiteres die Entſtehung etwa der Prachtfarben eines Königsparadiesvogels aus Kraftüberſchuß im Liebesſtadium wirklich erklärt. Das „Wie?“ wird hier einfach mit einem Wort überſprungen.

Gut, ich glaube gern, daß die Liebeszeit alles im Leibe eines Vogelmännchens zur Hochglut gleichſam bringt. Wie der Blick feuriger wird, ſo wird auch die Haut lebhafter durchblutet werden. Ich will zugeben, daß das als Reiz auf das Wachstum der Federn wirkt. Die Federn werden zur Liebeszeit vielleicht ſelber dicker, größer, üppiger werden. Zumal bei Vögeln im geſchützten Urwald, wo der Kampf ums Daſein wenig eine Rolle ſpielt. Und zumal gewiſſe Federn der beſonders hoch geheizten Geſchlechtsgegend. Ein ſolches verliebtes Vöglein könnte ganz gut ſtärkere, längere Schwanzfedern als „Hochzeitskleid“ entwickeln. Ja ich will ſogar zugeben, daß — in einer mir im Engeren allerdings ſchon unbekannten Weiſe — dieſe verſchärften Reize gewiſſe chemiſche Wirkungen derart in den Federn hervorgebracht haben könnten, daß irgend eine veränderte Farbe aufgetreten wäre. Eine früher braune Feder mag meinetwegen, wie, weiß ich nicht näher, im Hochzeitsfieber rot geworden ſein.

Aber jetzt ſieh dir den Königsparadiesvogel an. Wie ſoll der Farbenrhythmus von Zinnober und Weiß, getrennt durch eine ſmaragdgrüne Binde, ſo entſtanden ſein? Er gerade iſt eigentlich das, was ſo zauberhaft „ſchön“ auf unſer Auge bei dem Tierchen wirkt. Er gerade iſt das, was bei Darwin erſt die äſthetiſche Wahl der Weibchen in einer Kette von tauſend Generationen langſam aus hundert Möglichkeiten herausgeſucht hat. Solche äſthetiſche Ausleſe ſoll nun gar nicht exiſtiert haben. Und doch exiſtiert der Farbenrhythmus. Muß er alſo wohl auch direkt durch jenen Kraftüberſchuß von den federbildenden Zellen des Vogelleibes erzeugt worden ſein! Aber das iſt, ſo einfach hingeſtellt, zunächſt mindeſtens eine ganz dunkle Sache.

So iſt denn oft betont und auch von Darwin ſelber geglaubt worden, daß der Vorſtoß auch von dieſer Seite an ſeiner teilweiſen Verkennung einfachſter Thatſächlichkeiten, alſo am falſchen Punkt, und gleichzeitig ſeinem Verſagen vor der faſt weſentlichſten Grundfrage, alſo am dunklen Punkt, vollſtändig geſcheitert ſei.

Indeſſen ließe ſich doch überlegen, ob man nicht eine Syntheſe beider Meinungen in ein noch Höheres und Beſſeres hinein vornehmen könnte.

Die äſthetiſche Ausleſe des jedesmal ſchönſten Männchens durch das freiende Weibchen ſtehe im Sinne Darwins feſt, und alles hier unmittelbar Anknüpfende bleibe genau ſo, wie es oben geſchildert iſt. Aber nun fragt ſich doch noch, ob nicht in der Gegend jenes anderen dunklen Punktes dem Ausleſe-Prinzip wirklich noch etwas wenigſtens entgegengearbeitet habe. Ich meine das — immer jetzt bloß im Aperçu ohne ſtrenge Beweiſe geredet — ſo.

Auch bei Darwin liefern die Männchen ſchließlich doch das Material der Ausleſe. Es tritt einmal eine rote Feder auf — und die wird dann von dem Weibchen bevorzugt und ſo fixiert. Nachher kommt eine grüne, der es ebenſo geht. Und eines Tages hat ſich an Rot und Grün eine Fläche weißer

Federn geschlossen, die nun abermals treu gepflegt und so konserviert worden ist.

Auch in Darwins Sinne kann hier nichts entgegenstehen, wenn man sagt: diese zunächst regellos auftretende lebhafte Färbung einzelner Federn überhaupt dürfte wohl in jenem Sinne der gesteigerten Erregung des Vogels in der Liebeszeit ganz im allgemeinen zuzuschreiben sein. So gerätst du auch von hier wenigstens an die Grenze jenes dunklen Punktes der anderen Betrachtungsart. Der Körper des Männchens thut jedenfalls auch aus sich etwas hinzu. Er liefert eine Art Palette, aus deren regellosen Farben dann das Auge und Gehirn der Weibchen von so und so viel Generationen erst den ästhetisch schönen Farbenrythmus allmählich herausdestillieren.

Hier könnte sich bei dir nun die Frage wenigstens einstellen, ob dieser rhythmischen Wahl nicht vom Federkleide, also allgemeiner gesprochen, der Haut des Paradiesvogelmännchens aus doch auch schon etwas selber Rhythmisches, ästhetisch Ordnendes entgegengearbeitet hat.

Wohl verstanden: nicht vom Gehirn des Vogelmannes. Das wird hier nach wie vor so wenig Macht gehabt haben, wie wir Menschen regelrechter Weise etwa durch reines „Denken" von Rot, Grün, Weiß nun auch unsere Haut entsprechend färben können, oder so wenig wir überhaupt Macht über unseren Körper und seine Organe direkt von Innen heraus aus unserer „Bewußtheit" zu besitzen pflegen.

Aber wir haben ja so vielfältig vom „Leibe" als tieferer selbständiger Schicht der Individualität gesprochen. Laß also die Hautzellen einmal eine selbständige Macht am Vogel sein und überlege, ob die nicht ganz für sich in einem Stadium der höchsten Energie des gesamten Organismus, das bis in jede Zelle wetterleuchtet, etwas vermöchte, das jenes „Entgegenkommen" thatsächlich ermöglichte.

Darwins ganze Idee von der Auslese der Passendsten (hier im Falle sind es die ästhetisch Passendsten!) hat ja die

merkwürdige Eigenschaft, daß sie immerfort auf die Thatsache einer *tieferen* Schicht herabdeutet, — und daß sie in dieser Schicht zugleich vor das große Problem führt, ob von dieser Schicht etwas der Auslese *entgegenarbeitet* oder nicht.

Nimm Darwins einfache Zuchtwahl-Theorie.

Auf grünem Zweig leben Laubfrösche. Sie zeigen verschiedene Farbenvarietäten. Darunter auch grüne. Im Daseinskampfe bleiben bloß die grünen fort und fort erhalten und pflanzen sich immer grüner fort, sintemalen Grün auf Grün allein die Schutzfarbe ist, die für Feind und Beutetier möglichst unsichtbar macht. Das ist äußerst plausibel und schließt die alte hausbackene Herrgotts-Zweckttheorie vollkommen aus.

Aber es bleibt die Grundsache, daß die grüne Variante eben gelegentlich auftauchen *muß*. Ja es läßt sich nicht leugnen: sie mußte *früh*, mußte *oft* erscheinen, sonst kam die Sache wohl nicht vor Vernichtung des ganzen Froschvolkes ins helfende Schutzgeleise. Auch ohne jede altertümliche Zweckttheorie ist also die Frage laut geworden: kam nicht der Entstehung gerade grüner Varianten doch von Beginn an etwas *entgegen*, so daß die natürliche Zuchtwahl bloß mit ihrer schnellen Logik nachzuhelfen und zu fixieren brauchte?

Der Nachweis solchen Entgegenkommens brauchte wohlverstanden keineswegs in die alte Zweckttheorie zurückzufallen, sondern er konnte recht so „mechanisch" oder besser so logisch im naturwissenschaftlichen Kausalitätssinne sein, wie nur irgend ein Teil der weiteren Darwinschen Theorie.

Als Aperçu wieder magst du dir da einmal folgenden Gedanken bei der Anpassungs-Zuchtwahl der Laubfrösche ausgestalten.

Es sei jetzt nicht untersucht, wie Farben im Einzelnen in tierischen Hautzellen oder sonstwo entstehen. Ich lasse alle mir soweit wohlbekannte Bildung von bestimmten Farb-Pigmenten mit so und so viel Mineraleinlagen beiseite, ebenso alle sogenannten Interferenz-Farben, und so weiter.

Ich ſage grob bildlich: Licht fällt auf eine Körperfläche. Es iſt einfache Wirkung der Lagerung kleiner Teilchen in dieſer Fläche, wie das Licht behandelt wird: ob dieſe Lichtſtrahlen verſchluckt, jene zurückgeſtrahlt werden. Eine beſtimmte Lagerung dieſer Art bedingt beiſpielsweiſe, daß die grünen Strahlen zurückgeſtrahlt werden, — daß alſo die Körperfläche im ganzen grün erſcheint.

Eine ſolche Lagerung, die Grün erzeugt, haben nun die Teilchen des grünen Blattes, auf dem der Laubfroſch ſitzt. Wäre es nicht möglich, daß bei längerem Aufenthalt die Teilchen ſeiner Hautdecke ſich dieſer Richtung ihrer Unterlageteilchen nach Kräften annäherten?

Du könnteſt dir das rein phyſikaliſch denken. Nimm ein Verhältnis an wie zwiſchen zwei Drähten, in deren einem ein elektriſcher Strom läuft und im anderen einen Induktionsſtrom erzeugt. Oder nimm einen Kryſtall, der, in eine Löſung getaucht, eine beſtimmte „Richtkraft“ auf die neu ſich bildenden Kriſtalle dieſer Löſung ausübt und ſie zu ſeiner beſtimmten Form nötigt. Ganz ähnlich ſtellten ſich Teilchen der Laubfroſchhaut allmählich auf die Richtung der Teilchen der Blatthaut wie kleine Magnetnadeln ein — und das Ergebnis wäre ein grün werdender Laubfroſch. Eine beſtimmte Macht erzöge entgegenkommend grüne Varietäten. Und mit denen hätte dann der Daſeinskampf, in dem gerade „Grün“ hier Schutz bedeutet, leichtes Spiel zum endgültigen Züchten einer grünen Art gehabt . . . .

Da es ſich bei der Laubfroſchhaut übrigens um lebende Zellen (und wenigſtens Produkte ſolcher) handelt, ſo könnteſt du die Sache auch „ſeeliſch“ erzählen.

Alſo Zellteilchen der Froſchhaut empfänden durch irgend einen eigentümlichen Reiz die räumliche Lagerung der Blattteilchen ſo lange als „unangenehm“, bis ſie ſich möglichſt in derſelben Ordnung gelagert hätten. Es erfolgte alſo die Grün-Werdung des Laubfroſchs urſprünglich aus einem Harmonie-

Bedürfnis, — doch nicht dem seines Gehirns, sondern direkt dem seiner Hautteilchen.

Doch einerlei, ob seelische oder physikalische Deutung: das Ergebnis bliebe so wie so. Es arbeitete etwas der groben Schutzauslese im Überleben der Passendsten schon entgegen: von Anfang an zeigte sich eine Variations-Tendenz zu Grün, die der Daseinskampf bloß zu hätscheln brauchte, um ein Geschlecht schließlich absolut grüner Laubfrösche zu erzeugen.

Jetzt in diese Unterschicht entgegenkommender Wirkungen von den kleinen Lebensteilchen der Körperoberfläche aus hättest du also bei den Prämissen der geschlechtlichen Zuchtwahl auch einzutauchen. (Immer im Aperçu, nicht wahr?) Hier handelte es sich aber nicht um physikalisch konforme oder seelisch harmonische Anpassungs-Lagerungen kleiner organischer Deckteilchen. Der Paradiesvogel-Mann entwickelt ja nicht rot-grün-weiße Helgolandfedern, weil er etwa auf einem Helgoland sitzt, wo rot die Kant, grün das Land, weiß der Sand ist.

Sondern es handelt sich, um es kurz heraus zu sagen, darum, ob in der organischen Welt ein besonderes rhythmisches Prinzip noch walte.

Ein Prinzip, das lebendige Teile, die eine rote Feder gebildet, zwingen könnte, aus (physikalischen wie psychischen) Gründen daneben gelegentlich eine grüne Feder zu setzen und wiederum in Ergänzung eine weiße nach der Skala ungefähr unseres menschlichen ästhetischen Gehirn-Empfindens. Ein Prinzip, das also solchergestalt, wenn schon in roher Anlage nur, an einem und demselben Tierkörper der geschlechtlichen Zuchtwahl ihr Material schon entgegengebracht hätte.

Es ist nicht zu leugnen, daß solchem rhythmischen Prinzip von unten auf im Organischen vielerlei in die Hände arbeitet.

Ich will jetzt nicht, woran du vielleicht bei der Ganznatur denkst, fragen, wer die Doppelsterne etwa so für jeden Astronomen auffällig in Komplementärfarben gesondert und wer die Krystalle gefügt hat, — das könnte zu sehr ins

Weite und ganz Ungewisse verführen. Aber sieh dir die Gebilde auf Seite 29 an, — Skelette aus Kieselstoff, die sich gewisse Urwesen bilden, die nur aus einer Zelle bestehen, die sogenannten Radiolarien.

Diese Formen, in der Schutz-Praxis zum Zweck des Schwebens gallertartiger Leiblein im freien Wasser ausgenutzt, stellen viele Hunderte feinster rhythmischer Gebilde dar, wie sie prächtiger kaum gedacht werden können, — von uns ästhetischen Menschengeistern gedacht!

Und dabei Produkte einzelliger Schleimklümpchen.

Nun denke weiter an die wahrhaft berauschende rhythmische Pracht etwa von Schneckengehäusen, also den Hautabscheidungen zwar höherer, aber doch noch gegen uns gehalten recht niedriger Vielzelltiere. Und so weiter und so weiter.

Willst du Bilder, so blättere Haeckels famoses Tafelwerk „Kunstformen der Natur" durch.

Dieses rhythmische Prinzip, wie ich es wirklich nennen möchte, scheint durch die ganze organische Natur allenthalben heraufzukommen und zwar als eine, wenn denn ziemlich mysteriöse Eigenschaft aller beliebigen Protoplasmateilchen, — sei es nun, daß sie sich selber danach lagern, oder sei es, daß sie es, wie in Radiolarienskelett und Schneckenschale, als kristallinisch wirkende „Richtkraft" in ihre abgeschiedenen Produkte hinein bewähren.

Nun aber etwas äußerst merkwürdiges, obwohl im Grunde höchst simples.

Dieses selbe rhythmische Prinzip kehrt uns wieder in der Freude des Gehirngeistes der höheren Tiere an „Schönem"!! Es kehrt wieder in der Kunstempfindung bei uns Menschen und in dem aktiven Bestreben, Ästhetisches zu schaffen . . .

Was Wunder aber! Sind doch unsere Gehirnzellen auch nur „Zellen", ja gerade ursprüngliche Hautzellen. Ist doch alles „Geistige" in unserem bewußten Sinne nur ein höheres

Stockwerk innerhalb unserer Gesamt-Individualität, — ein Stück höher projizierten Leibes selbst.

Was unten tief darin lag als einfache Körperhandlung, kommt hier nur als komplizierte Geisteshandlung auf der gleichen Basis wieder heraus.

Und da jetzt zeigt sich für mich (immer im Aperçu!) der eigentlich verknüpfende Punkt.

Der Leib bahnt Rhythmisches in Farben an. Nicht vom Centralbewußtsein aus. Bei den Hautteilchen für sich, die sich rhythmisch lagern. Mag wohl sein: die Liebeszeit mit ihrer erhöhten leiblichen Energie giebt da einen großen Drücker. Zumal jenseits aller Kampf- ums Dasein-Anpassungen. So kommt von hier reiches rhythmisches, schon auf Schönheit gestimmtes Material entgegen. Das nun faßt aber das obere Stockwerk der Liebes-Individualitäten durch das Auge und Gehirn des wählenden Weibchens und baut es nach dem Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl aus.

Die Schlange beißt sich in den Schwanz. Der „dunkle Punkt" erscheint in dieser Betrachtungsart nur wie die untere Hälfte desselben Prinzips, das oben vom Gehirn aus wählt. Unten dumpfer rhythmischer Drang der Hautteile, sich, wenn Rotlagerung gegeben, nun auch zu Grünlagerung und endlich Weißlagerung daneben zu ordnen. Die Einzelteilchen fühlen sich physikalisch und seelisch beruhigt dabei. Zugleich aber wirkt das nach oben in andere, höhere Zellenressorts als Anlage zu „Schönem", wie man es vergeistigt dort faßt. Die eigentlich ästhetische Auslese nimmt von oben jetzt das Heft in die Hand, dirigiert die letzte plumpe Unvollkommenheit, wählt so zu sagen von tausend Modellen stets wieder das vom überschauenden Auge aus vollkommenste — und schafft so endlich das große Fazit in Darwins Sinn.

Es ist das Hübscheste immer, wie hier das obere Prinzip bloß als Entwickelungsstufe des unteren erscheint. Im Geistigen bricht das Ästhetische sehend und wählend aus, das unten schon

ein Grundprinzip der ganzen lebendigen Welt war. Die Materie wird einmal wieder Geiſt, — weil alles Materielle in Wahrheit ſchon von Urbeginn an ein Geiſtiges iſt. Nicht der Geiſt ſinkt zur Materie herab, — ſondern die Materie erſcheint als das Ur-Geiſtige.

Doch da thun ſich Fragen über Fragen noch auf. Der Band aber will zu Ende. Es wird aus dem zweiten der dritte Tag. Von der Liebe reden, ja das heißt kein Ende finden. Wir ſind nun mit voller Wucht — wenn ſchon gerade zuletzt, wie ich ſelber ſage, auf dünner Stange — ins Geiſtige geſchritten.

Hier aber wird's erſt eigentlich intereſſant . . . . . .

Einen Händedruck für diesmal, Freund am blauen Weltenſee.

Und ein Wort vom alten lieben Angelus Sileſius.

„Freund, es iſt nun genug.
Im Fall du mehr willſt leſen,
So geh und werde ſelbſt
Die Schrift und ſelbſt das Weſen."

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig

Von gleichem Verfasser erschien:

W. Bölsche, Das Liebesleben in der Natur. 1. Folge. 5. und 6. Tausend. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. 402 Seiten. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

W. Bölsche, Vom Bazillus zum Affenmenschen. Gesammelte Essays. 3. Tausend. Mit Kopfleisten von J. V. Cissarz. 341 Seiten. Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Inhalt: Bazillus-Gedanken — Wenn der Komet kommt! — Vom klassischen Boden des Ichthyosaurus — Das Geheimnis des Südpols — Aus dem Schicksalsbuch der Tierwelt in den Polarländern — Die Urgeschichte des Magens — Ein lebendes Tier aus der Urwelt — Der Affenmensch von Java — Vom dicken Vogt — Das Märchen des Mars.

Urteile in katholischer Weltauffassung:

Kölnische Volkszeitung: Wir können der Arbeit von Bölsche, die Stellen von einiger dichterischer Schönheit aufweist, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie von Anfang bis zu Ende in der Vermenschlichung des Tieres und der Vertierung des Menschen schwelgt. Das Gefühl unendlichen Ekels ergreift uns, wenn selbst eine so erhabene Verkörperung religiöser Ideen, wie die Sixtinische Madonna, aus den lichten Höhen der Apotheose in die dumpfe Atmosphäre der Erotik herabgezogen wird. Aber wenn die Natur alles und der Mensch nicht individuell unsterblich ist, wie man uns in diesem wie in so vielen derartigen Büchern an der Hand der berüchtigten Häckelschen Heraldik und des biogenetischen Grundgesetzes beweist, dann muß man allerdings erotische Betrachtungen, wie sie hier mit liebevoller Aufmerksamkeit über alle Klassen, Ordnungen und Familien des Tierreiches erstreckt sind, für die edelste Blüte der Hirnthätigkeit halten. Zweifellos würde einen wirklichen Naturfreund die trockenste wissenschaftliche Behandlung desselben Stoffes weit mehr befriedigen.

(Dazu bemerkt die Frankfurter Zeitung in einer politischen Betrachtung: Wir lasen kürzlich in der „Kölnischen Volkszeitung" eine Kritik über Bölsches „Liebesleben in der Natur", die sehr abfällig war. Das Schamgefühl dieses Blattes, das etwa dem einer Maid von vierzehn Jahren entspricht, ist durch das Buch verletzt worden — durch ein Buch von höchst belehrendem Inhalt und meisterhafter Form.)

Allgemeines Litteraturblatt, herausgegeben durch die österreichische Leogesellschaft: Aber der Ton, in dem der Verfasser dieses Thema erörtert, ist der des Hymnus, des Panegyricus, des Stammelns, der halben Worte und Sätze, der ein mystisches Gewand um den Gegenstand weben und ihn seiner naturwissenschaftlichen Qualität entkleiden, ihn zum Gegenstand der Dichtung, der Kunst, des Geheimnisses machen soll. Der nackte Darwinismus in seiner ganzen Brutalität — in freie Rhythmen gebracht. Als Kopfleisten findet man die aus Häckel bekannten gefälschten Blätter des Katzen- und Menschenembryos (S. 44) und ähnliche Geschmacklosigkeiten. Für wen ein derartiges Buch berechnet ist, läßt sich nicht leicht erkennen: der Naturhistoriker wird, abgesehen davon, daß er nichts Neues daraus erfährt, abgestoßen durch die langweilige Geschraubtheit und Umständlichkeit der Sprache, der Philosoph wird vergebens nach einem Gedanken in dem Wust von Worten suchen . . . bleibt nur die Klasse jener, welche der Titel oder das eigenartige Umschlagblatt verlockt. Ob es dem Verfasser aber gerade um diese Sorte von Lesern zu thun ist?

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig

Neueste Erscheinungen:

Arnold, C. Fr., Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem 18. Jahrhundert. Mit 42 zeitgenössischen Kupfern. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Die Blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk 6.—.

Driesmans, H., Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Rossetti, Dante Gabriel, Das Haus des Lebens. Eine Sonettenfolge. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Ruskin, John, Ausgewählte Werke in vollständiger Übertragung.

Bd. I. **Die sieben Leuchter der Baukunst.** Übersetzt von W. Schoelermann. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Bd. II. **Sesam und Lilien.** Übersetzt von Hedwig Jahn. Brosch. Mk. 3.—, geb. 4.—.

Salus Hugo, Ehefrühling. Gedichte. 2. Tausend. Mit künstlerischer Ausstattung von H. Vogeler-Worpswede. Brosch. Mk. 2.—, geb. M. 3.—.

Schultze-Naumburg, Paul, Häusliche Kunstpflege. 2. Auflage. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

— **Studium und Ziele der Malerei.** 2. Auflage. Brosch. Mk. 4.—, geb. M. 5.—.

Spitteler, Carl, Olympischer Frühling. I. Die Auffahrt. Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

von Stendhal (Henry Beyle), Rot und Schwarz. (Le Rouge et le Noir.) Aus dem Französischen von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 2 Bände. Brosch. à Mk. 3.—, geb. à M. 4.—.

Tolstoi, Leo, Auferstehung. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von W. Czumikow. 4. und 5. Tausend. 3 Bände brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.50, in 2 Bände geb. Mk. 8.—.

— **Patriotismus und Regierung.** 6. Tausend. Brosch. Mk. —.50.

Tschechoff, A., Gesammelte Werke. Bd. I. Ein bekannter Herr. Einzig autorisierte Ausgabe. Übersetzt von W. Czumikow. Brosch Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig

Weltanschauungsbücher!

Julius Hart, Zukunftsland. I. Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

— **Das Reich der Erfüllung.** Flugschriften. Heft 1. Preis brosch. M. 1.—.

In der Serie Zukunftsland, die drei Bände umfassen soll, entwickelt Julius Hart in erschöpfender Weise die Grundgedanken seiner neuen und originellen Weltanschauung, einer ersten Philosophie der Entwicklung und Verwandlung, welche die alten Gegensätze der idealistischen und realistischen Erkenntnis überwindet und auflöst und die Wahrheiten der großen religiösen und philosophischen Systeme der Vergangenheit mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft zu vereinen und daraus eine neue Auffassung vom Werden und Vergehen der Dinge herzuleiten sucht. Die Flugschriften leiten zu dieser Weltanschauung hinüber.

Kassner, Rudolf, Die Mystik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler (W. Blake, P. S. Shelley, John Keats, D. G. Rossetti, A. C. Swinburne, W. Morris, E. Burne-Jones, Browning). Brosch. Mk. 6.—.

M. Maeterlinck, Der Schatz der Armen. Autorisierte Ausgabe. Übersetzt durch v. Oppeln-Bronikowski. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

— **Weisheit und Schicksal.** Autorisierte Ausgabe. Übersetzt durch v. Oppeln-Bronikowski. Brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

In Vorbereitung sind:

Bonus, Arthur, Sind wir noch Christen?

Schwann, Matthieu, Liebe! Ein Hymnus auf das Leben.

Wille, Bruno, Offenbarungen des Wachholderbaums. Roman eines Allsehers. 2 Bände.

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig

Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch Alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmächtige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange, und wir uns einen Begriff machen können von dem, was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben.

Goethe, Dichtung und Wahrheit.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte

Herausgegeben von Dr. G. Steinhausen.

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten 8—10 Bogen starken Bänden. Preis broschiert M. 4.—, geb. M. 5.50.

Dem deutschen Volke die Kenntnis seiner früheren Kulturverhältnisse durch Wort und Bild zu vermitteln und dadurch deutsches Volkstum und nationale Eigenart zu stärken und zu neuer Blüte zu erwecken, ist der Grundgedanke des weitangelegten Unternehmens. Dasselbe ist auf ca. 30 Bände berechnet und umfaßt die Entwicklung der Stände, Berufe und Volksgruppen sowie auch Sitten- und Zeitbilder. Die entwicklungsgeschichtliche Darstellung eines jeden Standes setzt mit dem Beginn der Kultur ein und endet mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Fern aller weitschweifigen Gelehrsamkeit wird in anregender, leicht verständlicher Darstellung ein anschauliches Bild unserer vergangenen Kultur gegeben, das durch systematisch ausgewählte Originalfaksimiles der Holzschnitte und Kupferstiche unserer alten Meister wie Baldung, Beham, Burgkmair, Dürer, Holbein, Schäuffelein, Schongauer 2c. ergänzt wird. Dadurch sind die Monographien in hervorragender Weise geeignet, den Nibelungenschatz der alten deutschen Kunst zu heben und bei billigem Preis Jedermann zu ermöglichen, sich an der Gefühlswelt, der Phantasie und der Naivität unserer Vorfahren zu erfreuen.

Bisher erschienen:

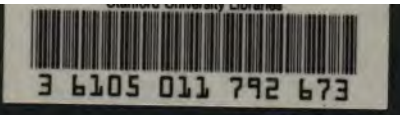
I. **Georg Liebe**, Der Soldat. Mit 183 Kupfern und Holzschnitten.
II. **G. Steinhausen**, Der Kaufmann. Mit 150 Kupfern und Holzschnitten.
III. **H. Peters**, Der Arzt und die Heilkunst. Mit 153 Kupfern und Holzschnitten.
IV. **F. Heinemann**, Der Richter und die Rechtspflege. Mit 159 Kupfern und Holzschnitten.
V. **H. Boesch**, Das Kinderleben. Mit 149 Kupfern und Holzschnitten.
VI. **A. Bartels**, Der Bauer. Mit 168 Kupfern und Holzschnitten.
VII. **E. Reicke**, Der Gelehrte. (Erscheint im Oktober.)

Preis je brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Ausgabe A altertümlich. Ausgabe B modern.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below


3 6105 011 792 673

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

MAR 1 3 2002
JUL 1 2002